



Aus dem Inhalt

- Dieter Heimböckel Die deutsch-französischen Beziehungen aus interkultureller Perspektive ■ Heinz Sieburg Frühe Korrespondenzen ■ Corine Defrance/Ulrich Pfeil Annäherung, Aussöhnung, Kooperation ■ Joachim Umlauf Erniedrigte und Beleidigte ■ Nicole Colin Im toten Winkel der Versöhnung ■ Gerrit Fischer Kulturelle Programmarbeit deutscher Kulturinstitute in Frankreich ■ Katharina Garvert-Huijnen Deutsch-französische Aussöhnung als Affront ■ Andreas Langenohl Kultur und Zugehörigkeit ■ Yoko Tawada Das Tor des Übersetzers oder Celan liest Japanisch ■ Klaus H. Kiefer *Gangnam Style* ›erklärt‹

Herausgegeben von Dieter Heimböckel,
Ernest W.B. Hess-Lüttich, Georg Mein und
Heinz Sieburg

zig | Zeitschrift für interkulturelle Germanistik

4. Jahrgang, 2013, Heft 2

Die Zeitschrift wird herausgegeben von

Dieter Heimböckel, Ernest W.B. Hess-Lüttich, Georg Mein und Heinz Sieburg
unter der Mitarbeit von Wilhelm Amann und Till Dembeck

Wissenschaftlicher Beirat

Andrea Bogner (Georg-August-Universität Göttingen), Peter Colliander (Ludwig-Maximilians-Universität München/Copenhagen Business School), Dimitrij Dobrovol'skij (Russische Akademie der Wissenschaften), Ludwig Eichinger (Universität Mannheim), Anke Gilleir (Katholische Universität Leuven), Deniz Göktürk (University of California, Berkeley), Ortrud Gutjahr (Universität Hamburg), Michaela Holdenried (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg), Alexander Honold (Universität Basel), Oliver Lubrich (Universität Bern), Paul Michael Lützeler (Washington University in St. Louis), Claudine Moulin (Universität Trier), Eva Neuland (Bergische Universität Wuppertal), Rolf Parr (Universität Duisburg-Essen), Martina Rost-Roth (Universität Augsburg), Wolfgang Steinig (Universität Siegen), Herbert Uerlings (Universität Trier), Manfred Weinberg (Karls-Universität Prag)

Die Herausgeber danken dem Deutschen akademischen Austauschdienst (DAAD) für die freundliche Unterstützung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Indexiert in EBSCOhost-Datenbanken.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird. (Lizenz-Text: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2013 im transcript Verlag, Bielefeld

© Dieter Heimböckel, Ernest W.B. Hess-Lüttich, Georg Mein, Heinz Sieburg (Hg.)

Lektorat: Dr. Wolfgang Delseit/Dr. Ralf Drost

Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISSN 1869-3660

eISSN 2198-0330

Print-ISBN 978-3-8376-2375-8

PDF-ISBN 978-3-8394-2375-2

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter
www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Editorial | 7

SCHWERPUNKTTHEMA: DIE DEUTSCH-FRANZÖSISCHEN BEZIEHUNGEN NACH 1945 – MODELL ODER AUSNAHME?

Die deutsch-französischen Beziehungen nach 1945 – Modell oder Ausnahme?

Zur Einführung

NICOLE COLIN / DIETER HEIMBÖCKEL / JOACHIM UMLAUF | 11

Die deutsch-französischen Beziehungen aus interkultureller Perspektive

DIETER HEIMBÖCKEL | 19

Frühe Korrespondenzen

Mittelalterliche Literatur- und Sprachbeziehungen
im deutsch-französischen Kulturraum

HEINZ SIEBURG | 41

Annäherung, Aussöhnung, Kooperation

Deutsch-französische Historikerbeziehungen nach 1945

CORINE DEFRANCE / ULRICH PFEIL | 61

Erniedrigte und Beleidigte

Der ambivalente Mittler im deutsch-französischen Kulturfeld
zwischen Ressentiment und Erweckungsmission

JOACHIM UMLAUF | 81

Im toten Winkel der Versöhnung

Mittler wider Willen im deutsch-französischen Kulturtransfer.

Der Fall Jean Vilar

NICOLE COLIN | 95

Kulturelle Programmarbeit deutscher Kulturinstitute in Frankreich

Lebenslanges Lernen und interkultureller Dialog im Dienst des Partners

GERRIT FISCHER | 111

Deutsch-französische Aussöhnung als Affront

Die Unterzeichnung des Élysée-Vertrages aus niederländischer Perspektive

KATHARINA GARVERT-HUIJNEN | 129

BEITRÄGE ZUR KULTURTHEORIE UND THEORIE DER INTERKULTURALITÄT

Kultur und Zugehörigkeit

ANDREAS LANGENOHL | 149

LITERARISCHER ESSAY

Das Tor des Übersetzers oder Celan liest Japanisch

YOKO TAWADA | 171

FORUM

***Gangnam Style* ›erklärt‹**

Ein Beitrag zur deutsch-koreanischen Verständigung

KLAUS H. KIEFER | 181

REZENSIONEN

Hans Richard Brittnacher: Leben auf der Grenze.

Klischee und Faszination des Zigeunerbildes in Literatur

und Kunst. Göttingen: Wallstein 2012

VON VOLKER C. DÖRR | 209

Kien Nghi Ha (Hg.): Asiatische Deutsche: Vietnamesische Diaspora

and Beyond. Berlin/Hamburg: Assoziation A 2012

VON LINDA KOIRAN | 212

Bernhard Arnold Kruse: Wider den Nationalismus – oder von
den Schwierigkeiten eines interkulturellen Lebens.

Zu den Südtirolromanen von Joseph Zoderer. Bielefeld: Aisthesis 2012

VON SIGURD PAUL SCHEICHL | 215

Sebastian Schirrmeister: Das Gastspiel. Friedrich Lobe und das hebräische Theater
1933–1950. Berlin: Neofelis Verlag 2012
von BRIGITTE DALINGER | 218

GESELLSCHAFT FÜR INTERKULTURELLE GERMANISTIK

Rundbrief 7.2 | 225

Autorinnen und Autoren | 229

Hinweise für Autorinnen und Autoren | 230

Editorial

Die *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* erhält eine stetig wachsende Zahl an Publikationsangeboten. Diese sehr erfreuliche Entwicklung, die vom steigenden Bekanntheitsgrad und Renommee unserer Unternehmung zeugt, hat natürlich auch zur Folge, dass mehr Arbeit anfällt, insbesondere bei der Organisation des *Peer Review* und bei der Einrichtung der Hefte. Aus diesem Grund haben wir in Luxemburg Wilhelm Amann und Till Dembeck mit der Redaktionsarbeit betraut. Die Mitarbeit der beiden Kollegen wird ab dieser Nummer durch die namentliche Nennung auf der Titelseite honoriert.

Eine weitere Grundsatzentscheidung des Herausgebergremiums betrifft die fachliche Bandbreite der Zeitschrift: Da es seit langen Jahren hinreichend viele Publikationsorgane im Bereich Deutsch als Fremdsprache gibt, nimmt die ZiG ab jetzt nur noch in Ausnahmefällen Beiträge aus diesem Bereich auf.

Das vorliegende Heft hat einen Schwerpunkt zu dem Thema *Die deutsch-französischen Beziehungen nach 1945*, unter der Herausgeberschaft von Nicole Colin, Dieter Heimböckel und Joachim Umlauf. Ansonsten werden diesmal alle Rubriken gefüllt: Der Gießener Soziologe Andreas Langenohl liefert mit seinem Text über *Kultur und Zugehörigkeit* einen wichtigen Beitrag zur Rubrik »Kulturtheorie und Theorien der Interkulturalität«. Es freut uns besonders, von Yoko Tawada die Erlaubnis zum Wiederabdruck ihres Essays *Das Tor des Übersetzers oder Celan liest Japanisch* erhalten zu haben, der die Rubrik »Literarischer Essay« füllt. Es handelt sich um einen maßgeblichen Beitrag der Autorin zu einer Philologie der Mehrsprachigkeit. In der Rubrik »Forum« beschäftigt sich Klaus H. Kiefer mit dem Song *Gangnam Style* des südkoreanischen Rappers Psy, ehe das Heft mit der Rubrik »Rezensionen« und dem *Rundbrief 7.2* an die Mitglieder der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik beschlossen wird.

Bern und Luxemburg im Dezember 2013

Dieter Heimböckel, Ernest W.B. Hess-Lüttich, Georg Mein und Heinz Sieburg

Schwerpunktthema:
Die deutsch-französischen Beziehungen
nach 1945 – Modell oder Ausnahme?

Title: The Franco-German Relationship after 1945 – Role Model or Exception? Introduction

Die deutsch-französischen Beziehungen nach 1945 – Modell oder Ausnahme?

Zur Einführung

NICOLE COLIN / DIETER HEIMBÖCKEL / JOACHIM UMLAUF

50 Jahre Élysée-Vertrag: Das Jahr 2013 war geprägt von Festivitäten rund um den allgemein als modellhaft beschriebenen Versöhnungsprozess der beiden einstigen ›Erbfeinde‹ Deutschland und Frankreich, der nicht zuletzt die Grundlage des europäischen Integrationsprozesses bildet. Das Dossier der vorliegenden Ausgabe der *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* nimmt das Élysée-Jahr zum Anlass, dieses weitgehend dominante Zuschreibungsmuster zu hinterfragen und aus interkultureller Sicht gegen den Strich zu lesen. Denn die großen, wenngleich nicht immer wirkungsvoll inszenierten Feiern vermochten nicht darüber hinwegzutäuschen, dass sich das deutsch-französische Paar im Angesicht der Wirtschaftskrise in Europa und weltweit gerade einmal wieder tief in einem handfesten Ehestreit verstrickt hatte. Anzumerken ist hierbei freilich, dass die aktuell teils schwelenden, teils ausgetragenen Konflikte, für die der französische Staatspräsident François Hollande im Frühjahr 2013 den Ausdruck der »tension amicale« prägte (Cazin 2013), nicht unwesentlich mit den verschiedenen politischen Ausrichtungen und sozialen Leitideen der (ehemaligen) konservativ-liberalen Regierung in Deutschland und der sozialistischen in Frankreich zu tun haben. Ungeachtet dieser Tatsache wurden in der Tagespresse, aber auch in den Expertenkreisen des *franco-allemand* die Streitigkeiten jedoch nicht selten als Beweis einer nur vorgetäuschten Annäherung in den letzten Jahrzehnten gewertet und entsprechend pessimistisch kommentiert: Ist die gewonnene Nähe womöglich doch nur Illusion und das tatsächliche Konfliktpotenzial doch größer als die Versöhnungsrhetorik vermuten lässt?

An Debatten, die sich zumeist an Einzelphänomen entzündeten und ausgehend von diesen das deutsch-französische Einverständnis grundlegend in Frage stellen oder krisenhafte Rückständigkeit in einzelnen Gebieten konstatieren wollen, mangelt es nicht. So beklagte beispielsweise der renommierte Historiker Pierre Nora 2012 in einem großen Interview der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ) die nach seiner Meinung starke Rückläufigkeit deutsch-französischer Wissenschaftsbeziehungen (Nora/Guez 2012). Als Reaktion erschienen ein längerer Gegenartikel von Frank Baasner, Leiter des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg, und dem ehemaligen Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg Erwin Teufel (Baasner/Teufel 2012) sowie ein von verschiede-

denen Romanisten wie Wolfgang Asholt und Michael Nerlich unterschriebener Text auf den Internetseiten von *Le Monde* (Asholt u.a.), die einerseits Nora widersprachen, ihm andererseits aber auch beipflichteten. Solche Debatten erlauben ohne Frage, sich einen breiten Überblick über die bestehenden unterschiedlichen Positionen zu verschaffen, wenngleich die meisten pauschalen Statements, wie sie in solchen Feuilleton-Debatten vorgebracht werden, einer genaueren Überprüfung nicht standhalten. So beklagt Nora letztendlich das Verschwinden einer gewissen Form der akademischen Welt: die nämlich einer europäischen, politisch links stehenden und zugleich humanistisch geprägten Wissenschaftselite – ein Problem, das eigentlich jenseits der potenziellen Schwierigkeiten im deutsch-französischen Verhältnis liegt. Gleichzeitig unterschlägt er aber, dass sich durch das europäische Erasmus-Programm, die Deutsch-Französische Hochschule und viele weitere Austauschmöglichkeiten die universitären Beziehungen zwischen den beiden Ländern in den letzten Jahrzehnten zahlenmäßig deutlich intensiviert haben.

Wenngleich Kritik durchaus angebracht ist, sollte jedoch, so jedenfalls die Überzeugung der Herausgeber, von scherenschnittartigen Kommentaren abgesehen und die deutsch-französischen Beziehungen vielmehr als ein Sonderfall des Kulturtransfers betrachtet werden, der alle Vor- und Nachteile einer Außen-seiterposition in sich versammelt. Das Außergewöhnliche ist eben nicht unbedingt etwas im eigentlichen Sinne Exemplarisches, was bedeutet, dass sich die Mechanismen und Strategien dieses bemerkenswerten Annäherungsprozesses nicht selbstverständlich auf andere Verhältnisse übertragen lassen – man denke an Nord- und Südkorea oder an Japan und China –, wenngleich einzelne Bausteine und Module durchaus auch in anderen Kontexten erprobt werden können. Dies gilt beispielsweise für das dreibändige deutsch-französische Geschichtsbuch *Histoire/Geschichte*, dessen Konzeption und Entstehungsgeschichte Corine Defrance und Ulrich Pfeil im vorliegenden Heft näher beleuchten. So konnten sich Deutschland und Frankreich darauf verständigen, eine gemeinsame Perspektive der Vergangenheit zu erarbeiten und diese in einem Schulbuch zu manifestieren, das auf Deutsch und auf Französisch erschienen ist. Dennoch wäre es eine naive Verwechslung hinsichtlich Ursache und Wirkung, von einer einfachen Wiederholbarkeit im anderen Kontext auszugehen. Tatsächlich lässt sich über ein solches Buch keine einheitliche Sicht auf die Geschichte herstellen, vielmehr setzt die Erarbeitung eine weitgehende Kongruenz bereits voraus.

Wenngleich die deutsch-französischen Entwicklungen nicht einfach kopierbar sind, lassen sich aus der Analyse des einzigartigen Annäherungsprozesses dennoch strukturelle Erkenntnisse für den Kulturtransfer im Allgemeinen ziehen. So bestätigt sich hier unter anderem die Einsicht, dass sich die Qualität gelebter Beziehungen langfristig betrachtet nicht an ihrem reibungslosen Funktionieren misst, sondern am Potenzial der Partner zur Konflikt- und Krisenbewältigung. Erst in der Suche nach Kompromissen ohne Vorspiegelung falscher Tatsachen oder Aufgabe der eigenen Position beweist sich die Haltbarkeit einer Freundschaft. Letzteres aber haben die Franzosen und Deutschen in den letzten Jahrzehnten vorbildlich voneinander und miteinander gelernt. Bereits

das Jahr 1963, das aufgrund der Unterzeichnung des deutsch-französischen Freundschaftsvertrags gerne als positive Zäsur genommen wird, von der ab das bilaterale Verhältnis der beiden »verfeindeten« Nationen eine neue und grundlegend andere Qualität erhalten habe, war ein deutsch-französisches Krisenjahr. So scheiterte die Unterzeichnung beinahe an der vom Bundestag hinzugefügten Präambel, in der die Bedeutung und Qualität des transatlantischen Verhältnisses betont wurde, was den auf europäische Unabhängigkeit bedachten de Gaulle außer sich brachte.

Auch in den darauffolgenden Jahrzehnten waren trotz vieler positiver Entwicklungen immer wieder Spannungen, Gereiztheiten und Konflikte zu ertragen. Schaut man in die Programme der Institutionen des sogenannten *franco-allemand* (vor allem die der Kulturinstitute und Bildungseinrichtungen), fällt auf, dass Gesprächsrunden und Kolloquien zur Krise der deutsch-französischen Beziehungen spätestens seit den 1980er Jahren Konjunktur haben. Man könnte meinen, dass sich das deutsch-französische Milieu solcherart ständig selbst vergewissert und in seinen wichtigen Aufgaben legitimiert: Denn eine Krise benötigt Experten, die sich kompetent für eine Klärung der Differenzen und langfristige Verbesserung der Situation einsetzen. Insofern verwundert nicht, dass sich das nach 1945 langsam aufkommende und heute omnipräsente Versöhnungsnarrativ von diesen Auf- und Abs bestens zu ernähren wusste. Ein gleichmäßiger, gleichwohl wenig spektakulärer Annäherungsprozess hätte wahrscheinlich eine geringere Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit evoziert. Jedenfalls ist es in den letzten 50 Jahren gelungen, das allen Beziehungen und also auch der deutsch-französischen Partnerschaft inhärente Konfliktpotenzial immer wieder produktiv zu wenden und aus dem Moment der gemeinsamen Überwindung eines Problems als bewusst erfolgte Kraftanstrengung auf beiden Seiten viel symbolisches Kapital zu schlagen. Aus dieser Perspektive waren die Meinungsverschiedenheiten die notwendige Bedingung der Möglichkeit der sich anschließenden, politisch inszenierten Versöhnungsgesten. Auf das Problem, dass in diesem Sinne Programm und Programmation der deutsch-französischen Kulturbeziehungen mitunter weit auseinander klaffen, geht Gerit Fischer in seinem Beitrag ein.

Einen Hinweis darauf, dass die deutsch-französischen Beziehungen fast 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges tatsächlich in eine neue Phase eingetreten sein könnten, gab der Staatsbesuch des deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck in Frankreich im September 2013, dessen Fahrt nach Oradour-sur-Glane zum Höhe- und Abschlusspunkt des Élysée-Jahres wurde. In dem 200 km nordöstlich von Bordeaux liegenden Dorf hatte die Waffen-SS im Juni 1944 bis auf ganz wenige Ausnahmen die gesamten Bewohner des Dorfes, das heißt 642 Männer, Frauen, Kinder und alte Menschen, auf grausamste Art ermordet, ohne dass bis heute die Gründe vollständig bekannt wären. Oradour-sur-Glane ist eine der letzten großen offenen Wunden in der deutsch-französischen Vergangenheitsaufarbeitung, an die man von deutscher Seite aus bislang nicht rühren wollte. Dass Joachim Gauck ausgerechnet seinen Staatsbesuch in Frankreich im Élysée-Jahr dazu nutzte, als erster hochrangiger deutscher Poli-

tiker den Gedenkort zu besuchen, hat übrigens nicht nur Zustimmung gefunden; einige offizielle Stellen hätten die Erinnerung an die NS-Gräueltaten lieber aus den Feierlichkeiten herausgehalten.

Dieser Spannung zwischen Erinnerung und Vergeben bzw. Vergessen ist geradezu symptomatisch für den deutsch-französischen Annäherungsprozess. So wäre es falsch zu glauben, dass die Versöhnung stets mit einer umfassenden Aufarbeitung der zentralen Problemstellen und Reibungspunkte der deutsch-französischen Vergangenheit – beispielsweise im Kontext der beiden Weltkriege – einhergegangen ist. Im Gegenteil: Staatsraison und Aussöhnungswillen arbeiteten bisweilen durchaus *gegen* eine angemessene Beschäftigung mit der Vergangenheit. Der historische Skandal um Alain Resnais' Film *Nuit et Brouillard* (1955; *Nacht und Nebel*), den die französische Regierung 1956 auf Drängen der Bundesrepublik aus dem Programm der Filmfestspiele in Cannes nehmen ließ, spiegelt insofern geradezu symbolhaft die Shoah als Leerstelle in den deutsch-französischen Beziehungen. Bis heute steht der gemeinsame offizielle Besuch eines deutschen und französischen Staatsoberhauptes einer Holocaust-Gedenkstätte immer noch aus (vgl. Moll 2013).

Es würde indes zu kurz greifen, die Analyse der Voraussetzungen einer Tabu-Aufhebung wie Gaucks Besuch in Oradour-sur-Glane allein auf das Zusammenspiel politischer Interessenvertreter beschränken zu wollen. Wenngleich es schwierig, ja unmöglich ist, gerade Kausalitätslinien aufzuzeigen, erscheint das Hintergrundzenario solcher Entscheidungen komplex und geht weit über Absprachen auf oberster Ebene hinaus. So ist, um bei dem Beispiel zu bleiben, unserer Information nach für den Besuch Gaucks in Oradour auch ein im Februar 2013 im Goethe-Institut Paris gezeigter neuer Dokumentarfilm über das Massaker und die Folgen verantwortlich. Die in Zusammenarbeit mit der *Maison du Limousin* und der *Maison Heinrich Heine* durchgeführte Veranstaltung gab der deutschen Botschafterin Susanne Wasum-Rainer nicht nur Gelegenheit, einen der drei Überlebenden des Massakers, Robert Hébras, persönlich kennenzulernen, sondern auch den ebenfalls anwesenden Bürgermeister von Oradour-sur-Glane. Auf dessen Einladung besuchte Wasum-Rainer wenig später dann Oradour – eine Reise, die für die Entscheidung Gaucks letztlich von nicht unwesentlicher Bedeutung gewesen sein dürfte, wenngleich sich dieser Zusammenhang nicht nachweisen lässt und der konkrete Einfluss faktisch nicht messbar ist.

Aus dieser Perspektive betrachtet, erscheint verständlich, dass in den letzten Jahren die Figur des Mittlers in der Transfergeschichte mehr und mehr an Bedeutung gewonnen hat. Ein wichtiger Aspekt, der den Mittler so ›interessant‹ macht und den Kreis zum eingangs erwähnten Krisenmanagement in Beziehungen setzt, ist die Tatsache, dass die bi- oder multilateralen Aktionsfelder im allgemeinen Sinne immer auch potenzielle Konfliktherde darstellen. Der Akteur des Kulturtransfers im weiteren Sinne ist im Kontext des europäischen Versöhnungsnarratives nach 1945 sowie der europäischen Integration auf diese Weise regelrecht zu einer neuen Heldenfigur avanciert. Wie in den Artikeln von Nicole Colin und Joachim Umlauf dargelegt, die sich

mit der Frage der Mittler im deutsch-französischen Kulturfeld auseinanderzusetzen, erscheint der Mittlerbegriff dabei allerdings meistens zu kurz gegriffen bzw. eng begrenzt auf gewisse zivilgesellschaftliche Mittler, die aufgrund ihres besonderen Engagements im Prozess der Aussöhnung in Erscheinung getreten sind. Bereits in ihrem Einleitungstext zum *Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen seit 1945* hatten sie aus diesen Gründen für einen »erweiterten Mittlerbegriff« plädiert (Colin/Umlauf 2013). Neben den ökonomisch oder machtpolitisch interessierten sowie den zivilgesellschaftlich engagierten Mittlern müssen daher auch diejenigen zukünftig in der Mittlerrforschung Berücksichtigung erfahren, die, wie Nicole Colin dies beispielhaft am Fall des französischen Theatermakers Jean Vilar vorführt, Maßgebliches für den Kultur- (oder auch Wissens-)Transfer geleistet haben, ohne sich dies zur Aufgabe gemacht zu haben. Ferner gilt es aber auch, wie Joachim Umlauf in seinem Artikel darstellt, die problematischen Mittler in ihrem Wirken zu beschreiben und zu untersuchen: die durch die NS-Zeit oder andere Umstände diskreditierten Mittler; die Wohlmeinenden, die gegen ihren Willen gängige Stereotypen nicht nur bestätigen, sondern zuweilen noch vertiefen; die zu sehr Liebenden, die das Lob des Anderen zur Herabsetzung des Eigenen benutzen; die mehr oder minder ambivalenten Mittler, die sich als Freunde des Anderen ausgeben, es aber eigentlich nicht sind und die Abwertung des Anderen dazu nutzen, das Eigene in einem positiveren Licht erscheinen zu lassen; die ephemeren Mittler, die, häufig im Dienst von Institutionen, einige Jahre etwas bewegen, bevor sie (mitunter spurlos) wieder verschwinden; die lebensgeschichtlich negativ geprägten Beleidigten und Traumatisierten, deren Liebe nicht erwidert wurde und sich in Abscheu verwandelt hat. Wie das Beispiel der im Frühjahr 2013 durch die große Louvre-Ausstellung *De l'Allemagne* ausgelöste Polemik zeigt, die zuallererst von solchen Mittlern selbst befeuert und vertieft wurde, besitzt diese negative Form der Kulturvermittlung auch im Zeitalter der Versöhnung nach wie vor Aktualität.

Eine weitere grundsätzliche Fragestellung bietet die Benelux-Perspektive: Handelt es sich bei der spezifischen und historisch einmaligen Entwicklung der deutsch-französischen Beziehung nach 1945 um eine Ausnahme oder lässt sich diese – und sei es methodisch – universalisieren und als Modell auf andere transnationale Verhältnisse übertragen? Wie steht man als europäischer Außenstehender bzw. Nachbar zu diesen deutsch-französischen Fragestellungen? Auch zwischen Deutschland und den Niederlanden und Luxemburg wurde in den letzten Jahrzehnten schließlich ausgiebig angenähert und ausgesöhnt. Wie Katharina Garvert-Huijnen in ihrem Beitrag aufzeigt, war man von niederländischer Seite aus nicht immer begeistert über die deutsch-französische Annäherung. Darüber hinaus stellt sich aber auch die Frage, ob die Konzentration auf solche binationalen Verflechtungen im Kontext einer europäischen Integration nicht ohnehin als Auslaufmodell zu bezeichnen ist. Für die Überwindung der bilateralen Perspektive spricht mit Blick auf die deutsch-französischen Beziehungen jedenfalls, dass ungeachtet ihrer Komplexität vorzugsweise mit eingängigen Gegensatzkonstruktionen nach dem

Muster der fremden Freunde (vgl. Picht u.a. 2002) gearbeitet wird. Dahinter verbirgt sich eine Verstehensbemühung, die immer schon – und heute erst recht – auf die Herstellung von Eindeutigkeit zielt und damit einem Prozess der »Erstaunensentfernung« (Guzzoni 2012: 36) Vorschub leistet. Dieter Heimböckel plädiert daher aus interkultureller Perspektive für eine am Staunen ausgerichtete Wahrnehmungspraxis, durch die sowohl auf wissenschaftlicher Ebene als auch in anderweitigen Begegnungskonstellationen die Möglichkeit eröffnet werden soll, aus dem Ritual eines Denken-wie-üblich herauszutreten, um so Unvertrautes im Vertrauten bzw. Selbstverständlichen wieder zur Kenntnis nehmen zu können. Dass gerade auch eine historische Perspektivierung eine solche Überlegung nahe legt, zeigt Heinz Sieburg in seiner Analyse der deutsch-französischen Beziehungen im Mittelalter, die auf eindrucksvolle Weise belegt, dass jede Geschichte ihre Vorgeschichte hat und die historische Ausrichtung der Interkulturalitätsforschung für das Verständnis diachroner Prozesse unumgänglich ist.

Kommen wir zurück zur Anfangsfrage, inwiefern die deutsch-französische Annäherung als Chimäre zu bezeichnen ist, so lässt sich konstatieren, dass die dieser Frage letztlich inhärente teleologische Vorstellung eines zu erreichenden statischen Ziels naiv anmutet. Die jüngsten Debatten im deutschen Feuilleton haben gezeigt, dass die Verfechter einer Vorstellung vom Aufstieg und Niedergang der deutsch-französischen Freundschaft weitgehend unterkomplex argumentieren. Die heutigen Beziehungen der beiden Länder bestätigen vielmehr in relativ eindeutiger Weise die Thesen der neueren Friedensforschung, der zufolge es nicht darum gehen kann, alte Feindschaften zu begraben, sondern vielmehr grundlegend neue Verhältnisse und Narrative zu kreieren. Das an symbolischen Inszenierungen und Ikonen reiche deutsch-französische Verhältnis – vom Gottesdienst in Reims und der auf Deutsch gehaltenen Rede de Gaulles an die deutsche Jugend über Helmut Kohls und François Mitterrands Freundschaftsgeste auf dem Friedhof von Verdun bis zum Besuch Gaucks in Oradour-sur-Glane – belegt letztlich die Dynamik der Beziehung und zeigt zugleich, wie wichtig es ist, die Geschichte als Prozess zu begreifen und zu akzeptieren. Die in den letzten sechs Jahrzehnten geschaffenen Netzwerke sind inzwischen so dicht und selbstverständlich geworden, dass man sie nicht mehr wahrnimmt und Übersetzungen entsprechend zweitrangig, wenn nicht überflüssig erscheinen lassen. Die Streitereien und Missverständnisse um die Ausstellung *De l'Allemagne*, die beispielhaft belegen, dass die Erträge des Annäherungsprozesses immer wieder neu justiert und diskutiert werden müssen, sind insofern keinesfalls Ausweis unüberwindbarer Differenzen, sondern als positive Reaktionen zu werten. Um solche Diskussionsräume lebendig zu halten, ist es wichtig, die kulturellen Transferleistungen, die in einer globalisierten Welt die Tendenz haben, sich selbst zum Verschwinden zu bringen, in Zukunft stärker in den Blick zu rücken. Ganz im Sinne des neueren *Translational Turn* (vgl. Bachmann-Medick: 240) gilt es – auch jenseits der *Postcolonial Studies* – die scheinbar nicht vorhandenen, tatsächlich aber nur unsichtbar gewordenen

Beziehungslinien und die Arbeit der Mittler zu analysieren – im transnationalen Aktionsfeld zwischen Deutschland und Frankreich ebenso wie in anderen europäischen und nicht-europäischen Ländern auch.

LITERATUR

- Asholt, Wolfgang u.a. (2012): Pour un renouveau dans les rapports franco-allemands. In: Le Monde v. 28. Juni 2012; online unter: http://www.lemonde.fr/idees/article/2012/06/28/pour-un-renouveau-dans-les-rapports-franco-allemands_1725611_3232.html [Stand: 15.11.2013].
- Baasner, Frank/Teufel, Erwin (2012): »Wir haben uns zusammengelebt«. In: FAZ v. 26. März 2012; online unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/deutsch-franzoesische-verstaendigung-wir-haben-uns-zusammengelerbt-11698459.html> [Stand: 15.11.2013].
- Bachmann-Medick, Doris (2010): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. 4. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
- Cazin, Alice (2013): De »tension amicale« à »égoïsme«, les mots de la gauche face à Angela Merkel. In: L'Express v. 29. April 2013; online unter: http://www.lexpress.fr/actualite/politique/de-tension-amicale-a-egoisme-les-mots-de-la-gauche-face-a-angela-merkel_1245194.html [Stand: 15.11.2013].
- Colin, Nicole/Umlauf, Joachim (2013): Eine Frage des Selbstverständnisses? Akteure im deutsch-französischen *champ culturel*. Plädoyer für einen erweiterten Mittlerbegriff. In: Dies. u.a. (Hg.): Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945. Tübingen, S. 69–80.
- Guzzoni, Ute (2012): erstaunlich und fremd. Erfahrungen und Reflexionen. Freiburg i.Br./München.
- Moll, Nicolas (2013): [Art.] Vergangenheitsaufarbeitung. In: Nicole Colin u.a. (Hg.): Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945. Tübingen, S. 447–449.
- Nora, Pierre/Guez, Olivier (2012): Man hat sich auseinandergeliebt. Ein Gespräch über das deutsch-französische Verhältnis. Aus d. Franz. übers. v. Michael Bischoff. In: FAZ, Nr. 41 v. 17. Februar 2012.
- Picht, Robert u.a. (Hg.; 2002): Fremde Freunde. Deutsche und Franzosen vor dem 21. Jahrhundert. 2. Aufl. München/Zürich.

Die deutsch-französischen Beziehungen aus interkultureller Perspektive

DIETER HEIMBÖCKEL

Abstract

The abundance of different research approaches in the cultural field of Franco-German relations is remarkable. There has been a substantial output of theories and proposed theories in the last twenty years in particular. This article therefore pursues the question of how these theories relate to the paradigm of interculturality, how they contribute to the definition of interculturality, and what the limits and limitations of interculturality's utility may be. The discussion focuses on a central frame of reference for the debate: the disinterest that has been repeatedly diagnosed on both sides, especially in the context of the festivities surrounding the fiftieth anniversary of the Élysée Treaty.

Title: Franco-German Relations from an Intercultural Perspective

Keywords: comparative literature; Franco-German relationship; histoire croisée; nonknowledge; wonder

Bemerkenswert im Kulturfeld der deutsch-französischen Beziehungen ist die Fülle unterschiedlicher Zugangsweisen zu seiner Erforschung. Besonders in den letzten 20 Jahren ist es hier zu einer beachtlichen Entwicklung und Weiterung theoretischer Ansätze gekommen. Der Beitrag möchte daher der Frage nachgehen, in welchem Verhältnis sie zum Paradigma der Interkulturalität stehen, was sie selbst zu dessen Bestimmung beitragen und worin möglicherweise Grenzen und Begrenzungen ihrer Anschlussmöglichkeit liegen. Dabei bildet die Diskussion um das Desinteresse, das für beide Seiten besonders im Umfeld der Feierlichkeiten zum 50-jährigen Bestehen des Élysée-Vertrags immer wieder diagnostiziert wurde, einen zentralen Bezugsrahmen der Auseinandersetzung. Denn dieses Desinteresse ist nicht so sehr das Resultat nachlassender Anteilnahme, sondern steht vielmehr, so die These der vorliegenden Ausführungen, in dem Zusammenhang einer Identifizierungstradition, mit der das Staunen über den Anderen aus den deutsch-französischen Beziehungen entfernt worden ist.¹ Im Rahmen der nachfolgenden Vor-Überlegungen soll daher zunächst geklärt werden, welcher Interkulturalitäts-Begriff diesem Beitrag zugrunde liegt und welche Bedeutung bzw. Funktion dabei das Staunen einnimmt.

1 | Im Sinne einer »Erstaunensentfernung«, von der Ute Guzzoni mit Blick auf die Überführung des Staunens in das Wissen bei Plato und Aristoteles spricht (Guzzoni 2012: 36).

VOR-ÜBERLEGUNGEN ZUR INTERKULTURALITÄT

Interkulturalität ist der (kultur-)anthropologische Ausbruch aus dem Denken-wie-üblich.²

*

Im Denken-wie-üblich ist das Fremde das aufgefasste Andere. Es ist wie das Eigene eine Setzung, dessen das Denken-wie-üblich bedarf, damit es sein Üblichsein bewahrt. Interkulturalität hinterfragt daher Repräsentationen des Eigenen und Fremden nicht – sie hätte ansonsten einen Begriff davon –, sondern setzt deren Dekonstruktion voraus.

Die Dekonstruktion arbeitet sich daran ab, was als das Eigene und Fremde jeweils gilt. Das, was gilt und was nicht gilt (denn dies ist das durch die Geltung Ausgeschlossene), übersetzt sie in eine Sprache, die dem Denken-wie-üblich unvertraut ist. Interkulturalität ist Übersetzung in eine unvertraute Sprache.

Die unvertraute Sprache ist keine Sprache, die in dem Gegensatz von Mutter- und Fremdsprache oder Erst- und Zweitsprache aufgeht. In der unvertrauten Sprache kann sich zwar auch Vertrautes (et vice versa) aussprechen, sie erhebt damit aber keinen Anspruch auf kulturelle Zugehörigkeit. Die unvertraute Sprache ist in diesem Sinne und prinzipiell interkulturell (sprich: inter-kulturell).

*

Interkulturalität versteht Kultur als »*plurale tantum*« (Hamacher 2011: 127). Eine Kultur ist ein Konglomerat kontingenter Erfindungen, eine Kultur als *plurale tantum* weiß darum. Vorstellungen von Kultur-Kohärenz sind dagegen auf identitäre Abgrenzungen ausgerichtet. Sie dienen der Manifestation von Überlegenheit, Reinheit, Hegemonie etc.

2 | Im Rahmen der hier entwickelten Überlegungen, die Interkulturalität primär als Denk- und Handlungsform und nicht in ihrer relationalen Ausrichtung reflektieren (zur Unterscheidung vgl. Yousefi/Braun 2011: 7), schließt die Vorstellung vom »Denken-wie-üblich« an Alfred Schütz an. Schütz setzte in seinem sozialpsychologischen Versuch über den Fremden für das Denken-wie-üblich voraus, »1. daß das Leben und insbesondere das soziale Leben weiterhin immer so sein wird, wie es gewesen ist: d.h. daß dieselben Probleme, welche die gleichen Lösungen verlangen, wiederkehren werden und daß deshalb unsere früheren Erfahrungen genügen werden, um zukünftige Situationen zu meistern; 2. daß wir uns auf das Wissen verlassen können, das uns durch unsere Eltern, Lehrer, Traditionen, Gewohnheiten usw. überliefert wurde, selbst wenn wird nicht deren Ursprung und deren reale Bedeutung kennen; 3. daß in dem normalen Ablauf der Dinge es genügt, etwas *über* den allgemeinen Typus oder Stil der Ereignisse zu wissen, die uns in unserer Lebenswelt begegnen, um sie zu handhaben und zu kontrollieren; und 4. daß weder die Rezept-Systeme als Auslegungs- und Anweisungsschemen noch die zugrunde liegenden Grundannahmen, die wir gerade erwähnten, unsere private Angelegenheit sind, sondern daß sie auch in gleicher Weise von unseren Mitmenschen akzeptiert und angewandt werden.« (Schütz 1972: 58)

Im Denken-wie-üblich bewahrt Kultur ihre Ontologie. Interkulturalität zielt darauf, sie zu durchkreuzen. Sie sagt daher nicht, was Kultur ist, sondern konfrontiert damit, was jeweils als Kultur gilt und was sie in dieser Geltung von anderen Kulturen in ihren jeweiligen Geltungen unterscheidet. Das schließt die Beschreibung von Gemeinsamkeiten, Überschneidungen oder Ähnlichkeiten mit ein. Im ›inter‹ von Interkulturalität sind die Grenzen zwischen Agonalität, Reziprozität und Liminalität verwischt.

*

Interkulturalität schließt Verstehen nicht aus, aber es ist nicht ihr primäres Anliegen. Ein solches Anliegen zielt auf Vereinnahmung dessen, was verstanden werden soll, um es dem Denken-wie-üblich zu subsumieren. Im Denken-wie-üblich sind durchaus Weiterungen im Üblichsein vorgesehen. Aber das Üblichsein stellt sich nicht zur Disposition.

Im Verstandenen ist der Ausgang aus dem Verstehen als Prozess *a priori* angelegt. Um den Prozess jenseits des Verstandenen in Gang zu halten, ist das Verstehen von Anfang an als ein Verstehen zu entwickeln, das verschoben wird. In der Interkulturalität wird das Verstehen verschoben, bis es unvertraut ist.

Im Akt der Verschiebung wird das Verstehen aufs Spiel gesetzt. Sie ist der Garant dafür, dass Grenzen (des Verstehens – und nicht nur diese) überschritten und Grenzziehungen, die das Denken-wie-üblich für sein Üblichsein braucht, reflektiert und zugleich außer Kraft gesetzt werden. Ist Interkulturalität Übersetzung in eine unvertraute Sprache, so hält Verschiebung sie – die Sprache – in Bewegung.³

*

Interkulturalität setzt einen Beobachter voraus, der sich zu dem im Denken-wie-üblich liegenden Grundlagen/Voraussetzungen seines Beobachtens invers verhält. Das heißt: Er dekonstruiert sie bis zur Unvertrautheit – auch wenn er sich seines Denkens-wie-üblich nicht restlos zu entledigen vermag. Durch Verschiebung bleibt der Rest sich jedoch nicht gleich; er wird selbst zum Gegenstand der interkulturellen Aktivität.

Die interkulturelle Aktivität ist ein Experiment; der Beobachter ist ein Experimentator. Er weiß nicht, was sich jenseits des Denkens-wie-üblich verbirgt. In diesem Nichtwissen generiert Interkulturalität ihr grenzüberschreitendes Potential.⁴

In der Andersheit des Anderen stößt das Wissen an seine Grenzen. Wenn sie gewusst wird, ist das Andere nicht mehr anders, sondern dem (eigenen)

3 | Zum Zusammenhang von Verschiebung und Übersetzung vgl. Buden 2005: 72f. sowie Hamacher 2010: 13, der in der Übersetzung das Paradox am Werk sieht, dass sie nicht nur über Grenzen zwischen den Sprachen hinwegsetzt, sondern diese verschiebt und »in ihrer Verschiebung« erhält.

4 | Vgl. hierzu mein Plädoyer für eine »Interkulturalitäts- als Nichtwissensforschung« (Heimböckel 2012).

Wissen einverleibt. Das Andere (bzw. das aufgefasste Andere) steht daher bzw. aufgrund seiner »zugänglichen Unzugänglichkeit« (Waldenfels 1999: 44) unter dem Schutz des Nichtwissens (weshalb die Rede über das Andere eine Rede auf der Grundlage einer Setzung des Anderen ist). Umgekehrt geht am Wissen das Andere zunichte, weil es im Moment seines Wissens aufhört, seinen Anspruch auf Andersheit einzulösen. Es bringt das Andere zum Verschwinden, während es im Nichtwissen unangetastet bleibt. Im Nichtwissen über das Andere offenbart es seine eigentümliche Andersheit.

*

Das Gewährwerden der eigentümlichen Andersheit manifestiert sich als Staunen. Es ist ein Staunen einerseits über das Andere, andererseits über das Denken-wie-üblich und seine Begrenztheit. Das Staunen initiiert den Ausbruch aus dem Denken-wie-üblich und setzt damit ein Staunen über die Begriffe des Eigenen und Anderen frei.

Das Staunen ist das Vehikel der Interkulturalität. Es löst den Beobachter aus den Fesseln seiner Kulturbedingtheit und ermöglicht einen auf absolute Wertmaßstäbe verzichtenden Kulturvergleich, indem »es die Selbstverständlichkeit eigener kultureller Erfahrungen durchbricht.« (Schlesier 1996: 155) Das Staunen ist insofern selbstbezüglich, als es durch Anschauen hervorgerufen wird.

Das Staunen ist Ausdruck der Begegnung mit dem Unvertrauten, eine »Weise bewußtwerdenden Nichtwissens« (Guzzoni 2012: 12). Es ist nicht sprachlos, sondern begehrt danach, versprachlicht zu werden. In diesem Begehren ist das ursprüngliche Staunen aber bereits verschoben. Es bedarf daher der unvertrauten Sprache, die an das Staunen erinnert (und nicht den Anspruch hat, es zu repräsentieren). Denn unter diesen Umständen suggerierte Sprache, es (das Staunen) verstanden zu haben.⁵

VON DER KRISE DES VERSTEHENS UND DEM GLÜCK DES NICHT-VERSTEHENS ODER DIE DEUTSCH-FRANZÖSISCHEN BEZIEHUNGEN ALS TRIGGERPHÄNOMEN

Wenn man mit etwas vertraut ist, ist nach der Logik des Staunens dessen Voraussetzung abhanden gekommen. Man kann nur bestaunen, was einem neu ist oder in der wahrgenommenen Form keinem Vergleich standhält. Für das Staunen muss es allerdings auch eine bestimmte Bereitschaft geben. Wer sich nicht darauf einlässt, von etwas Unvertrautem überrascht zu werden, oder wer

5 | Es geht bei dem hier in Rede stehenden Staunen also nicht um ein Phänomen, das – wie in der griechischen Philosophie – am Anfang des Erkenntnisprozesses steht und dessen angestrebte Überwindung mit dem Anspruch auf endgültige Einsicht einhergeht (vgl. Martens 2003: 48), sondern um ein Staunen, das eine »notwendige Voraussetzung und ein bleibender Bestandteil des Sicheinlassens« (Guzzoni 2012: 12) mit dem Unvertrauten bildet.

glaubt, alles bereits zu kennen, der ist vor Überraschungen, die ihn ins Staunen versetzen, vergleichsweise gefeit. In den deutsch-französischen Beziehungen scheinen sich, so jedenfalls der Eindruck, der sich bei der Sichtung der umfangreichen wissenschaftlichen Literatur und medialen Berichterstattung zum *franco-allemand*⁶ einstellt, beide Tendenzen bequem eingenistet zu haben. Einerseits soll das Paar, wie in einer alten Beziehung, kein sonderliches Interesse an dem jeweils anderen mehr verspüren (vgl. Sauter 2011: 10). Der durch die Ratifizierung des Élysée-Vertrags 1963 in Gang gesetzte Prozess der Verständigung und Versöhnung habe dazu geführt, dass eine Art Normalität in die Beziehung eingekehrt sei, die an »freundliche Indifferenz« (Gamer/Reinbold/Schmidt 1995: 197) grenze. Das Thema selbst sei ausgereizt, man lebe, wie bei einem in die Jahre gekommenen Ehepaar, mehr oder weniger lust- und freudlos nebeneinander. Andererseits benötige man keine Aufklärung mehr über sich. Man kenne sich schon lange und so gut, dass selbst im Neuen noch ein bekanntes Antlitz durchschimmere. Der »Erbfeind« mag zwar zum »Erbfreund« mutiert sein,⁷ aber das Erbe wiegt in beiden Fällen so schwer, dass man am Ende meint, besser ohne den anderen auskommen zu können.

Die deutsch-französischen Beziehungen verdienen allerdings nicht das Attribut der Einmaligkeit (vgl. Martens/Uterwedde 2009: 7), das ihnen durch die Erfolgsgeschichte der Annäherung zugeschrieben wird, wenn sie sich nicht weit komplexer als in dieser Doppelperspektive gestalten würden. Die Komplexität ergibt sich zum einen aus einer historischen Gemengelage, die sich nicht einfach durch eine Feind-Freud- bzw. Saulus-Paulus-Erzählung auflösen lässt, zum anderen aus der Art und Weise, wie diese Geschichte erzählt wird. Denn ungeachtet der Tatsache, dass man um die Komplexität der Beziehung weiß, wird über sie ein Narrativ entwickelt, das man regelmäßig noch nach guter alter, d.h. aristotelischer Sitte – mit Anfang, Mitte und Ende – strukturieren zu können meint. Bei einer so erzählten Geschichte, vor allem wenn man sie vom Ende her denkt, weiß man, wovon bzw. worüber man spricht – und dies auch unter der Voraussetzung der Pointe, dass man wenig voneinander wisse und im Grunde einander fremd geblieben sei. Eine solche Pointe ist allerdings nicht nur typisch für die Einmaligkeit beanspruchenden deutsch-französischen Beziehungen, sondern dürfte charakteristisch für jede bilateral ausgerichtete

6 | Der eingeführte Begriff des *franco-allemand* steht hier wie in vergleichbaren Zusammenhängen auch für das Feld der deutsch-französischen Beziehungen bzw. der deutsch-französischen Zusammenarbeit.

7 | Mit dem Freund-Feind-Antagonismus wird im Rahmen der Auseinandersetzung mit den deutsch-französischen Beziehungen immer wieder gerne gearbeitet – sei es, indem über dieses Gegensatzpaar eine beziehungsgeschichtliche Entwicklung vom »Erbfeind« zum »Erbfreund« sichtbar gemacht werden soll (vgl. Bergsdorf 2006), oder sei es, um darauf aufmerksam zu machen, dass beide Tendenzen in dem Verhältnis gleichzeitig wirksam waren (vgl. Erbfeinde – Erbfreunde 2007) und/oder – wie im Kontext der Louvre-Ausstellung *De l'Allemagne* – fallweise nach wie vor wirksam sind (vgl. Maak 2013b). Zur Ausstellung *De l'Allemagne* vgl. auch die abschließenden Ausführungen dieses Beitrags sowie den Beitrag von Joachim Umlauf im vorliegenden Heft.

Beziehungsgeschichte sein. Denn nur so erklärt sich, warum solche Beziehungsgeschichten regelmäßig als Fortsetzungsromane angelegt sind. Und je näher die Partner dieser Beziehung – historisch, topografisch, anthropologisch – zueinander stehen, desto mehr und eher gibt es die Neigung, in die Nähe eine Art der Ferne (oder Fremde) einzuschreiben. Die Rede von der nachbarschaftlichen »Nahfremde« (Weinrich 1990: 50) gehört hierzu, die auch danach zu befragen wäre, inwieweit sie zur Aufrechterhaltung topologisch-diskursiv aufgeladener Beziehungsgeschichten beiträgt.

Was das Verhältnis von Deutschland und Frankreich anbelangt, so handelt es sich bei der Nahfremde oder vergleichbaren Gegensatz-Formulierungen wie »Fremde Freunde« (Picht u.a. 2002) und »Bekannte Fremde« (Florack 2007) um Zuschreibungen, mit deren Hilfe die Komplexität des Verhältnisses, und sei es durch eine Ambivalenz-Konstruktion, doch begrifflich gebannt werden soll. Dahinter verbirgt sich eine Verstehensbemühung, die immer schon – und heute erst recht – auf die Herstellung von Eindeutigkeit gezielt hat. In Zeiten, als noch, bedingt durch vier Kriege und nachfolgende Revanchismen, der Mythos von der »Erbfeindschaft« Hochkonjunktur feierte, soll selbst der Erwerb der jeweils anderen Sprache keinen anderen Zweck verfolgt haben, als »den Erbfeind fest im Auge zu behalten« (Oster-Stierle 2012). Der Gegner wollte klar umrissen und identifiziert sein, damit im Ernstfall der Richtige getroffen werden konnte. Die Geschichte nach 1945, die Geschichte der Aussöhnung, ist demgegenüber nur vordergründig eine, die dem Anderen, der nun ein Freund sein sollte, Freiheiten einräumt, wie es sich für eine Freundschaft gehört, die den Namen verdient. Der Wunsch nach Eindeutigkeit ist im *franco-allemand* ein Triggerphänomen, und so eindeutig der Feind vorher ein Feind war, so eindeutig hat er sich jetzt als Freund zu benehmen und zu seiner Freundschaft zu bekennen.

Für den Fall, dass die Freundschaft aus dem Ruder zu laufen droht oder sich ernste Anzeichen ihrer Brüchigkeit einstellen, hat sich auf beiden Seiten eingebürgert, von einer Krise zu reden, wobei die Rede über die Krise (vielleicht nicht nur im *franco-allemand*, aber hier besonders signifikant) ein diskursives Format angenommen hat, das selbst und in seiner Ausprägung nichts an Kontinuität und Eindeutigkeit zu wünschen übrig lässt. Denn sie ist nicht nur ein Phänomen der letzten Jahre, angesichts der Klagen über das eklatant nachlassende Interesse am schulischen Erwerb des Deutschen in Frankreich oder des Französischen in Deutschland bzw. über den kaum noch stattfindenden Austausch der intellektuellen Eliten, sondern sie ist in ihrer zeitlichen Verortung bereits in den 1980er Jahren (vgl. Kleeberg 2011: 20) und besonders seit dem Fall der Mauer (vgl. Foussier 1991: 11) ein ständiger und immer herbeizitierter Gegenstand der Auseinandersetzung. Dabei handelt es sich unter anderem, worauf Nicole Colin und Joachim Umlauf zu Recht hinweisen, um die Besitzwahrungsstrategie derjenigen, die im deutsch-französischen Feld tätig und darum bemüht sind, den Ausnahmestatus und Vorbildcharakter der Beziehung durch die Initiierung neuer, die jeweilige Krise überwindender Aktivitäten zu bewahren. »Die Krise bildet auf diese Weise die Legimitationsgrundlage gegenüber Politik und Zivilgesellschaft, die das Angebot immer wieder strukturell in den Blick nehmen,

um es zu sichern, zu korrigieren, auszubauen bzw. zu begrenzen und auch auf seine langfristige Wirksamkeit hin zu untersuchen.« (Colin/Umlauf 2013: 77)

Zum allseits diagnostizierten wechselseitigen Desinteresse, das im Umfeld der Feierlichkeiten zum 50-jährigen Bestehen des Élysée-Vertrags immer wieder beschworen wurde und in der Feststellung Pierre Noras kulminierte, dass man »sich auseinandergelebt« habe und »der Wille zur Abgrenzung beider Nationen stärker zu sein [scheint] als der Wille zur Annäherung« (Nora/Guez 2012), verhält sich allein – nach Art eines Gegendiskurses – Peter Sloterdijks Kommentar zu den deutsch-französischen Beziehungen invers, indem er geradezu ein Hohelied auf die »gegenseitige Desinteressierung und Defaszination« (Sloterdijk 2008: 71) im deutsch-französischen Verhältnis singt. Wegen ihres heuristischen Wertes für die vorliegenden Ausführungen, aber auch aufgrund der ihnen innewohnenden Problematik sei aus seiner vielbeachteten *Theorie der Nachkriegszeiten* etwas ausführlicher zitiert:

Die Franzosen und die Deutschen gingen nach 1945 in kultureller und psychopolitischer Hinsicht *de facto* immer weiter auseinander, während sie auf der Ebene der offiziellen politischen Beziehungen zu einer neuen, für beide Seiten heilsamen Freundschaft fanden. Ich behaupte nun, diese beiden Tatsachen, das Auseinandergehen und die Befreundung, bedeuten in der Sache ein und dasselbe.

Die These will erläutert werden. Blicken wir noch einmal auf die aus deutsch-französischer Erlebnisperspektive bewegendste Szene der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zurück, die Begegnung von de Gaulle und Adenauer unter den Bögen der Kathedrale von Reims. Was die beiden alten Männer damals wirklich miteinander aushandelten, war nichts anderes als die wohltuende Entflechtung der beiden Nationen. Es war die Auflösung einer fatalen Überbeziehung, die mindestens bis in die Ära der napoleonischen Kriege zurückreichte und infolge welcher die Deutschen und die Franzosen sich in einer endlosen Folge von Spiegelungen, Nachahmungen, Überbietungen und projektiven Einfühlungen in den anderen, kulturell wie politisch, ineinander verhakt hatten – in akuten Formen beginnend mit dem französischen Import der deutschen Romantik durch Germaine von Staëls folgenreiches Buch *De l'Allemagne* von 1813 und dem preußischen Import der napoleonischen Kriegskunst durch Clausewitz' Buch *Vom Kriege* (posthum 1832–1834). In diesem Sinn darf man sagen, die beiden Völker hätten sich damals offiziell voneinander getrennt, und was de Gaulle und Adenauer einander gelobten, war ein immerwährendes gegenseitiges Loslassen, in gewisser Weise sogar ein immerwährendes gegenseitiges Nicht-Verstehen – bis hin zur Unterlassung jedes neuen Versuchs in dieser Richtung. Das seither bestehende gute Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich ruht auf der soliden Basis jener endlich erreichten Beziehungslosigkeit, die man diplomatisch als Freundschaft zwischen den Völkern beschreibt. (Ebd.: 64f.)

Die sicherlich etwas eigenwillige und gegen den Strich gebürstete Einschätzung der Initiative von Charles de Gaulle und Konrad Adenauer und ihrer Folgen basiert im Wesentlichen auf der bereits angedeuteten Tatsache, dass nicht ein Zuwenig der Kenntnisse des Anderen für die so problematische Geschichte zwi-

schen Frankreich und Deutschland verantwortlich ist, sondern die »endlose Folge von Spiegelungen, Nachahmungen, Überbietungen und projektiven Einfühlungen« und das heißt, der dahinter stehende Anspruch, den anderen genau zu kennen und deshalb um so berechtigter das – womöglich – vernichtende Urteil über ihn zu sprechen.⁸ Daraus resultiert letztendlich Sloterdijks Plädoyer für ein »immerwährendes gegenseitiges Nicht-Verstehen«, denn erst dann, so sein Fazit, »wenn die Loslösung voneinander geschehen ist, können all die guten und nützlichen Dinge in Gang kommen, die wir mit zeitgenössischen Kardinalwörtern wie Kooperation und Vernetzung bezeichnen.« (Sloterdijk 2008: 71)

Dabei möchte Sloterdijk seine Ausführungen ausdrücklich von den Initiativen und Aktivitäten in dem bilateralen Verhältnis zwischen den beiden Ländern abgehoben wissen. Sie hätten ihren Wert und seien für die Verständigung durchaus nützlich, während er den Eigenwert seines Essays darin sieht, »daß die Arbeitsbedingungen der Begegnungsprofis jederzeit unabhängig von philosophischen und kulturtheoretischen Kommentaren funktionieren.« (Ebd.: 63) Eine so verstandene Arbeitsteilung im Feld der *Vita* ist, in der Unterscheidung zwischen *Vita activa* und *Vita contemplativa*, allerdings selbst zu einem Topos geronnen und klammert gerade die für die deutsch-französische Beziehungsgeschichte charakteristische Allianz beider Sphären aus, die besonders vor und während des Ersten Weltkriegs verhängnisvolle Züge angenommen hatte.⁹ Selbst ein als Gegendiskurs organisiertes Wissen ist, wie das Beispiel Sloterdijks zeigt, vor den diskursiven Wissens- und Reproduktionsfallen nicht gefeit, wenn er die beziehungsgeschichtlich nach wie vor virulente Vorstellung von den »incertitudes allemandes«¹⁰ mit dem für Europa nicht berechenbaren Risiko der »Erbmasse des Gaullismus« (ebd.: 42) kontert und in Frankreich eine »generell[e] intellektuell[e] Mediokrisierung« (ebd.: 48) am Werk sieht, die nicht erst Pierre Nora auf den Plan gerufen hat (vgl. Nora/Guez 2012).¹¹ Auf der anderen Seite weiß Sloterdijk genau, was Franzosen und Deutsche voneinander

8 | Todorov hat für den kolonialen Feldzug der Spanier in Südamerika die Trias aus Verstehen, Nehmen und Zerstören als »Paradox des todbringenden Verstehens« (Todorov 1985: 155) geltend gemacht und damit einen Verstehenskonnex hergestellt, der, wenn er nicht auf das Verstehen zur Eliminierung des Anderen, so doch zumindest auf die Durchsetzung der eigenen Überlegenheit zielt.

9 | Das gilt besonders für den am 4. Oktober 1914 veröffentlichten Aufruf *An die Kulturwelt*, der von 93 deutschen Wissenschaftlern und Künstlern unterschrieben wurde und in seiner apologetischen Rechtfertigung des Krieges und der Verquickung von Militarismus und Kultur nicht nur maßgeblich zur Diskreditierung deutscher Kunst und Wissenschaft im Ausland beitrug, sondern der wie kein anderes Kriegsbekenntnis auch »den Chauvinismus der anderen Seite« schürte (Brocke 1985: 665).

10 | Zu dem Topos von den »incertitudes allemandes«, von den deutschen Ungewissheiten, der auf die gleichnamige Publikation von Pierre Viénot aus dem Jahre 1931 zurückgeht und der bis heute in Frankreich dann herbeizitiert wird, wenn das Verhalten der Deutschen als nicht kalkulierbar bzw. unberechenbar erscheint, vgl. Leiner 1991: 212–214.

11 | Vgl. auch die Angaben zu Anm. 12 der vorliegenden Ausführungen.

unterscheidet (vgl. Sloterdijk 2008: 34), worin die Besonderheiten des kulturellen Klimas in Deutschlands liegen (vgl. ebd.: 51) und zu welchen Überzeugungen die Deutschen vorzugsweise neigen (vgl. ebd.: 62). Es ist nicht so sehr die Bestimmtheit, die hinter diesen Äußerungen liegt, sondern die Unmöglichkeit des von ihm selbst propagierten Loslassens, die bezeichnenderweise durch seine erst jüngst publizierte Essaysammlung *Mein Frankreich* (Sloterdijk 2013) zusätzlich untermauert wird. Das Problem dieser Forderung liegt darüber hinaus aber darin, dass sie davon ausgeht, dass mit ihr eine Verabschiedung der im Denken-wie-üblich befangenen Eindeutigkeiten einhergehen würde. Jüngere Studien und feuilletonistische Ausführungen dokumentieren eher das Gegenteil, nämlich die Perpetuierung traditioneller Ein- und Vorherstellungsmuster gerade in Zeiten, in denen den Nachbarn das Interesse am jeweils Anderen abhanden gekommen sein soll, wobei noch zu fragen sein wird, inwieweit seitens der Publizistik dieser Perpetuierung nicht selbst Vorschub geleistet wird. Das Loslassen führt jedenfalls – dies ein Irrtum in der Argumentationslogik von Sloterdijk – nicht zwangsläufig zur Reduzierung von Eindeutigkeit, sondern es kann wie das Festhalten zu ihrer Verstetigung beitragen. Und seine *Theorie der Nachkriegszeiten* liefert dazu die Probe aufs Exempel.

Sloterdijs Theorie darf allerdings auch aufgrund ihres Umgangs mit den Kategorien des Wissens und Nichtwissens bzw. des Verstehens und Nicht-Verstehens einen exemplarischen Status beanspruchen. Denn obwohl er für die deutsch-französische Beziehungen ein Nicht-Verstehen für heilsam hält, stellt er das Verstehen für sich selbst nicht in Frage. Es wäre vielleicht ungerecht, ausgerechnet einem Philosophen einen Mangel an Nicht-Verstehen zu unterstellen, aber schließlich muss auch er sich daran messen lassen, was er seiner Zeit und seinen Zeitgenossen als Remedium verschreibt. So ist ungeachtet der Einsicht, dass »sich die deutsch-französischen ›Beziehungen‹ in einer bipolaren Betrachtung nicht ganz erschließen können« (Sloterdijk 2008: 69), deren Verstehen nicht suspendiert oder in Frage gestellt. Noch weniger ist Sloterdijk ein Experimentator, der das Risiko auf sich nehmen würde, sich von dem Resultat seiner Versuchsanordnung überraschen zu lassen. Das Risiko ist einerseits auch deswegen gering, weil die Rede vom Desinteresse inzwischen so gängig geworden ist, dass niemand in dieser Hinsicht um seinen Ruf als Zeitdiagnostiker fürchten muss. Auf der anderen Seite erhält die Fürsprache für ein umfassendes Nicht-Verstehen eine, wenn auch unfreiwillige, Bestätigung durch diejenigen, die die Beziehungen durch eine unüberwindbare Barriere des Missverstehens blockiert oder das zentrale Problem zwischen den Ländern darin verbürgt sehen, dass man sich nach wie vor fremd ist. In der Regel wird eine solche Behauptung durch die immer noch grassierende Unkenntnis und den Nachweis bestehender Vorurteile begründet, worin Sloterdijk nicht mehr und auch nicht weniger als ein Indiz für die Normalisierung der Beziehung sehen würde. In beiden Fällen ist aber, jenseits des untersuchten oder beobachteten Gegenstandes, ein Wissen über den Anderen oder zumindest die Möglichkeit, ihn zu verstehen, vorausgesetzt. Man weiß, worüber man spricht, aber dieses Wissen und seine Herkunft wird nicht zur Disposition gestellt, geschweige denn in eine

Sprache übersetzt, die unvertraut wäre. Die Sprache muss vertraut sein, denn schließlich will das Verstandene verständlich gemacht werden. Das heißt: Die deutsch-französischen Beziehungen sind das Resultat einer Diskurspraxis, die so oder so alles dafür getan hat, das Staunen aus der Beziehung zu vertreiben. Nur dadurch, dass ihr ein Denken-wie-üblich untergeschoben wird, wirkt sie mitunter banal und nicht, weil ihr die Banalisierung wesensmäßig wäre.¹²

MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN DER VERGLEICHENDEN KULTURANALYSE. ZUR ERFORSCHUNG DER DEUTSCH-FRANZÖSISCHEN BEZIEHUNGEN

Über die Interkulturalitätsforschung wurde angesichts ihrer inzwischen weit aus- und disziplinübergreifenden Relevanz erst kürzlich vermerkt, dass es weniger darum gehe, sie gegen ihre »Kritiker zu verteidigen«, als vielmehr darum, sie vor ihren »Liebhabern zu schützen« (Heimböckel u.a. 2010: 6). Unter modifizierten Vorzeichen gilt dies auch für die Forschung zu den deutsch-französischen Beziehungen. Sie füllen nicht nur ganze Bibliotheken aus, sie gehören auch zu den »am intensivsten bearbeiteten Forschungsfeldern der europabezogenen Kultur- und Geschichtswissenschaften« (Lüsebrink/Oster 2008: 7). Daraus könnte leicht die Schlussfolgerung gezogen werden, dass sich schon in der quantitativen Beschäftigung mit dem Thema die Einmaligkeit widerspiegle, die man dieser Beziehungsgeschichte gerne attestiert. Auf der anderen Seite lässt sich die Intensität der Auseinandersetzung im Sinne der bereits angesprochenen Strategie der Besitzstandswahrung als Vehikel der Einmaligkeit deuten, indem unablässig an der Fortsetzung der Geschichte gearbeitet und weitergeschrieben wird. Nun sehen sich die deutsch-französischen Beziehungen nicht erst gegenwärtig, sondern schon seit Längerem der Forderung nach einem neuen Denken ausgesetzt,¹³ wobei man nicht so recht einzuschätzen weiß, ob sich darin tatsächlich ein Theorie- und Methodenproblem zu erkennen gibt oder doch nur der Aktivismus in einem kulturellen Feld, dessen Besitz gesichert werden will. Unter Umständen sind sogar beide Tendenzen wirksam, und es scheint gute Gründe dafür zu geben, in diesem Fall in ihnen zwei Seiten einer Medaille zu sehen.

Bemerkenswert im Kulturfeld der deutsch-französischen Beziehungen ist, wie eingangs bereits angesprochen, die Fülle unterschiedlicher Zugangsweisen zu seiner Erforschung. Dabei ist es besonders in den letzten 20 Jahren hier zu einer beachtlichen Entwicklung und Weiterung theoretischer Ansätze gekommen. Diese Entwicklung ist vor allem auf die ebenso intensive wie extensive

12 | Von der Banalisierung der deutsch-französischen Beziehungen sprechen Sauter (2011: 15) und Marcowitz (2013: 45).

13 | Vgl. Defrance 2013: 57, unter Hinweis auf Lüsebrink 1998 sowie den offenen Brief *Pour un renouveau dans les rapports franco-allemands* von Asholt u.a. in *Le Monde* vom 28. Juni 2012.

Diskussion in der Kulturtheorie und den damit einhergehenden kulturwissenschaftlichen *Turn* der Geisteswissenschaften zurückzuführen, von dem insbesondere die vorzugsweise mit den deutsch-französischen Beziehungen beschäftigten Disziplinen der Germanistik, Romanistik und Komparatistik sowie der Geschichts- und Politikwissenschaft, aber natürlich auch andere Fächer profitiert haben. Damit wurde zugleich eine enorme Ausdifferenzierung des Forschungsfeldes befördert, aber auch, was angesichts der unterschiedlichen, zum Teil disziplinär begründeten Zugriffsweisen und Begriffsverwendungen nicht weiter verwundert, eine gewisse Verwirrung »im theoretischen Großraum der vergleichenden Kulturanalyse.« (Colin/Umlauf 2013: 69) Ob Imagologie (vgl. Leiner 1991 u. Erler 2004) oder Stereotypenforschung (vgl. Florack 2007), Kulturtransferanalyse (vgl. Espagne/Werner 1988 u. Espagne 1999) oder *Histoire croisée* (vgl. Werner/Zimmermann 2002), Kulturfeldforschung (vgl. Jurt 2008) oder Vermittlungsforschung (vgl. Marmetschke 2011 u. Colin/Umlauf 2013) – alle Konzepte zeichnen sich durch ein spezifisches Theoriedesign aus, das in seinen Basisprämissen entweder nicht kompatibel oder dessen Grundlegung in expliziter Abgrenzung zu einem bestimmten Forschungsansatz entstanden bzw. aus diesem weiterentwickelt worden ist.

Aufgrund der partiellen Unvergleichbarkeit der Ansätze kann es hier im Einzelnen allerdings nicht darum gehen, Leistungen, Vorzüge und Nachteile der jeweiligen Positionen gegeneinander aufzurechnen, zumal damit der ohnehin begrenzte Umfang dieses Beitrags bei weitem gesprengt werden würde. Zu fragen wäre vielmehr – auch mit Blick auf das hier in Rede stehende Thema –, in welchem Verhältnis sie zum Paradigma der Interkulturalität stehen, was sie selbst zu dessen Bestimmung beitragen und worin möglicherweise Grenzen und Begrenzungen ihrer Anschlussmöglichkeit liegen (was in dem vorliegenden Fall freilich nur im Rahmen einer exemplarischen Sichtung erfolgen kann). Dabei ist vorauszuschicken, dass die Ansätze mehr oder weniger deutlich in einem Bezugsrahmen der Interkulturalität oder doch zumindest in einem Verhältnis der kritischen Reflexion zu ihr gestellt werden. Man muss nicht so weit gehen, sie unter dem übergeordneten Forschungskonzept der interkulturellen Beziehungs- und Begegnungsforschung zu subsumieren, auch wenn dies im Kontext der deutsch-französischen Beziehungen bereits in Ansätzen vorgeschlagen wurde (vgl. Röseberg 2005: 55). Interkulturalität ist aber explizit oder implizit durchweg ein Thema, so dass die Theorie- und Methodenbildung zum *franco-allemand* zugleich einen Beitrag zur Theorie- und Methodenbildung der Interkulturalitätsforschung (wie auch umgekehrt) leisten könnte.

Im Potentialis liegt freilich eine Einschränkung begründet, die die Selbstverständlichkeit, mit der man die deutsch-französischen Beziehungen der Interkulturalitätsforschung zurechnet, unter einen gewissen Vorbehalt stellt. Denn erstens hat es der Interkulturalitätsforschung in den letzten Jahren insgesamt nicht gut getan, dass man von begrifflichen und konzeptionellen Grundannahmen ausgegangen ist, ohne ihre Prämissen und deren heuristische Funktion in Frage zu stellen. Das bilaterale Moment gehört hier ebenso dazu (vgl. Röseberg/Thomas 2008: 11) wie die Vorstellung, dass in einer interkulturellen Konstellati-

on klar voneinander abgrenzbare Entitäten in einen wie auch immer gearteten Austausch treten würden. Zweitens, und damit aufs Engste verknüpft, hat man ihr – wie im Rahmen der vom Konzept der Transkulturalität ausgehenden Interkulturalitätskritik von Wolfgang Welsch (vgl. Welsch 1992 u. 2000) – schlichtweg unterstellt, sie operiere mit einem unzeitgemäßen, noch an Containervorstellungen orientierten Kulturbegriff. Dieser Vorwurf ist ernst zu nehmen, aber angesichts der aktuellen kulturtheoretischen Diskussion an die Kritiker mit dem Hinweis darauf zurückzuspielen, dass ihr Begriff von Kultur ihnen nicht die Freiheit seiner Suspendierung einräumt.¹⁴ Anders verhält es sich, wenn in der Forschungspraxis an traditionellen Kultur-Vorstellungen festgehalten wird und es zu einer Festschreibung von Vorstellungsmustern zu kommen droht, deren Erforschung gerade ihr Gegenstand ist. In der Imagologie beispielsweise, die als Nationenbildforschung und Forschungssegment der Komparatistik Literatur als Teil der interkulturellen Bewusstseinsbildung begreift (vgl. Stockhorst 2005: 357) und die für die Erforschung der jeweiligen Fremdwahrnehmung in den deutsch-französischen Beziehungen einen zentralen Ansatz bildet, wird von der Einstellung eines Textes oder eines Verfassers auf ein kollektives Bewusstsein geschlossen und so einer substantialistisch geprägten Perspektive auf die nationale bzw. kulturelle Wahrnehmung *nolens volens* Vorschub geleistet.¹⁵ Selbst wenn es der Imagologie, wie es in der jüngeren avancierten Theoriebildung heißt, nicht mehr vorrangig um die Identifizierung und ideologiekritische Infragestellung nationaler Wahrnehmungsmuster geht, sondern eher darum, wie diese Wahrnehmung diskursiv und intertextuell funktioniert (vgl. Leerssen 2007), so kommt es über den Nachweis eines spezifischen Diskurswissens letztendlich doch zur Rekonstruktion eines nationalen und kulturellen Einstellungshorizonts. Die nationale Fixierung bleibt damit ebenso unangetastet wie die Position des Analytikers, der das Diskurswissen über den je Anderen organisiert. Er stellt die im Fremdbild angelegte Eindeutigkeit so nicht nur her, er beglaubigt sie auch noch. In den seltensten Fällen wartet die Nationenbildforschung daher mit überraschenden Ergebnissen auf. Wie in den deutsch-französischen Beziehungen werden regelmäßig konstante Zuschreibungen bzw. die Wiederholung und Perpetuierung traditioneller Bilder festgestellt (vgl. Leiner 1989: 204–235). So gilt beispielsweise als gesichert, dass die im französischen Deutschlandbild dominante Tradition der »deux Allemagnes«, also die duale Vorstellung vom romantischen und kriegerischen Deutschland, bis heute im Kern erhalten geblieben ist (vgl. Erler 2004: 71).¹⁶ Dient das Image dazu, was

14 | Das gilt vor allem für diejenigen, die im Anschluss an Welsch ebenso vorschnell wie forsch glauben, sich im Namen der Transkulturalität »programmatisch vom überkommenen Denkansatz der Interkulturalitätsforschung« (Kimmich/Schahadat 2012: 8) verabschieden zu können.

15 | Die vorliegenden Ausführungen greifen hier summarisch die bereits hinlänglich geübte Kritik an der Imagologie auf. Vgl. mit weiterführenden Hinweisen Blioumi 2002, Florack 2007: 7–32 u. Voltrová 2010.

16 | Zur Ursprungsgeschichte der Vorstellung vom zweierlei Deutschland vgl. Gamer/Reinbold/Schmidt 1995: 198.

anders oder abweichend ist, in eine vertraute Sprache zu übersetzen, so partizipiert Wissenschaft noch daran, indem sie das Vertraute reproduziert.

Eine Lösung des Problems stellt sich auch dann nicht ein, wenn die ideologiekritische Perspektive der Imageforschung aufgegeben und stattdessen nationale Stereotype als anthropologische Konstanten der sozialen Orientierung in den Fokus der Auseinandersetzung gerückt werden (vgl. Florack 2001: 4 u. 2007: 4). Durch die Einsicht, dass sie der Komplexitätsreduktion dienen und gerade in Zeiten fortschreitender Unübersichtlichkeit als identitäts- und sicherheitsstiftende Stabilisatoren begehrt sind, darf sich der Mensch zwar einmal mehr als Mangelwesen entlarvt fühlen (was übrigens Peter Sloterdijk in seiner Theorie des Loslassens offensichtlich nicht gebührend in Rechnung gestellt hat) und mag etwas über die Mechanismen der Wissenskonstruktion und -produktion ausgesagt sein. Der Verdacht aber, »daß das, was Wissen heißt, sich bei näherer Untersuchung im diffusen Licht klarer Unterscheidung verliert« (Gamm 2000: 192), wird zurückgenommen und zugunsten der Klärung seiner Entstehungsbedingungen und Funktionszusammenhänge preisgegeben. Das Wissen bleibt auf diese Weise unangetastet und kann – im Stile einer *Self-fulfilling prophecy* – fallweise auch noch als Beleg und Bestätigung einer an sich unveränderten Fremdwahrnehmung fungieren und eben dadurch abermals der Herstellung von Eindeutigkeit dienen: »So kann man im Gegensatz zu den Voraussagen und Wünschen der Wegbereiter der deutsch-französischen Annäherung [...] bislang nicht behaupten«, heißt es bezeichnenderweise unter dem Eintrag *Stereotypen/Stéréotypes* im *Handwörterbuch der deutsch-französischen Beziehungen*, »dass der Ausbau von Begegnungen und Tourismus zwischen beiden Ländern zu einem Rückgang der gegenseitigen Stereotype geführt hätte.« (Guinaudeau 2009: 185)

Unter der Voraussetzung einer imagologischen Fragestellung wäre der dabei verhandelte Begriff der Interkulturalität in der Tat danach zu hinterfragen, »ob er nicht doch ontologisch verfestigte Vorstellungen von Kultur transportiert« (Werner 2013: 27), statt sie als ein *plurale tantum* zu verstehen, dessen Gestus, Luc Nancy zufolge, der des Vermischens ist (vgl. Nancy 1993: 6). Die Beantwortung der Frage, wenn sie ins Allgemeine gehen soll, hängt freilich nicht vom Begriff der Interkulturalität alleine ab, so als würde mit ihm eine Setzung nach Art einer Quasiontologisierung erfolgen, sondern auch von der jeweiligen Forschungsrichtung und ihrer analytischen Praxis. Es geht dabei neben dem Kulturbegriff, der zugrunde gelegt wird, um den Standpunkt des Beobachters und seine Bereitschaft, die eigene Position immer wieder aufs Spiel zu setzen und die interkulturelle Praxis zur »Umgestaltung bestehender Denk- und Handlungsformen« (Fornet-Betancourt 2007: 9) zu nutzen. Von dieser Warte aus liefert die neuere Beziehungsforschung, gerade auch im Kontext der deutsch-französischen Beziehungen, weitere Ansatzmöglichkeiten, Interkulturalität nicht als Substanzbegriff, sondern als »Kultur-im-Zwischen« und »Prozess« (Terkessidis 2010: 10) zu begreifen,¹⁷ indem – zunächst in der Trans-

17 | Auf die – auch utopisch-politische – Bedeutung des »Zwischen« für die Interkulturalität haben bereits Rieger/Schahadat/Weinberg (1999: 18) im Anschluss an

ferforschung (vgl. Espagne/Werner 1988 u. Espagne 1999) und nachfolgend (und in kritischer Absetzung zu ihr) in der *Histoire croisée* – sich das Interesse darauf konzentriert, »vermeintliche Homogenitäten der Nationalkulturen aufzubrechen und ihre durch Transfers hervorgerufene ›Fremdanteile‹ [...] nachzuweisen.« (Werner 2013: 27) Kultur wird in der Transferforschung insofern als Prozess, als etwas immer schon Übersetztes verstanden, wobei ihre Kritiker ihr vorwerfen, dass sie dennoch nicht ohne die Setzung von Anfangs- und Endpunkten auskomme und dies obendrein in der nationalen Kultur geschehe. Der nationalen Bezogenheit und der damit einhergehenden Vereinseitigung der Beobachtungsperspektive sucht sich die *Histoire croisée* demgegenüber dadurch zu entziehen, dass sie mit Hilfe eines multiperspektivischen Analyseverfahrens wechselseitige Austausch- und Interaktionsprozesse herausarbeitet und dabei den Forscher selbst als aktiven Teilnehmer am Verflechtungsprozess reflektiert. Auf das in den Sozial- und Kulturwissenschaften virulente Problem der Beobachterposition antwortet die *Histoire croisée*,

indem sie den Beobachtungsvorgang experimentell aufbricht, verdoppelt, multipliziert, ihn seiner Einzigartigkeit beraubt. Sie fragt danach, wie ein Problemzusammenhang in verschiedenen historischen Situationen sprachlich benannt, wie er – aus jeweils spezifischem Blickwinkel – begrifflich entwickelt, wie er in der Gesellschaft angelagert und bearbeitet wurde. [...] Schließlich sucht sie das Maß an Reflexivität zu erhöhen, indem sie die verschiedenen Veränderungen, die im Prozeß der Gegenstandskonstitution zu verzeichnen sind, auf die Beobachter selbst zurückprojiziert. Die Verflechtung betrifft also nicht nur die Ebene der historischen Gegenstände, sondern auch deren Konstruktion durch den heutigen Beobachter. Damit wird der Prozeß der Beobachtung Bestandteil des Erkenntnisdispositivs. (Werner/Zimmermann 2002: 623)

Nicht explizit, aber subkutan wird in diesen Ausführungen das Problem der Repräsentation und eine Strategie zu seiner Überwindung mitgedacht – ein Problem, das die interkulturell operierende Geschichtswissenschaft wie die Interkulturalitätsforschung insgesamt unter anderem mit der Ethnologie teilt (vgl. Berg/Fuchs 1993).¹⁸ An die Ethnologie erinnert darüber hinaus auch der Anspruch, die Infragestellung der Repräsentation von Andersheit experimentell zu überwinden. Das führt nicht nur zur Relativierung der Beobachterposition, sondern eröffnet auch die Möglichkeit, beziehungswissenschaftlich den Bilateralismus zu überwinden oder in die Zweisamkeit zumindest dritte Akteure

Alexander García Düttmann (1997: 106) aufmerksam gemacht. »Im Zeichen dieses ›Zwischen‹ läßt sich Interkulturalität [...] zu einer komplexeren politischen Utopie ausformulieren, die der bloß reaktiven, auf die Bildung einer ›(kulturellen, ethnischen, sprachlichen, geschlechtlichen) Identität‹ abzielenden Politik der Anerkennung, eine ›aktive Politik des Anerkennens‹ als Suche nach ›Möglichkeiten einer verwandelnden Praxis, durch die der Mensch voraussetzungslos wird‹, gegenüberstellt.«

18 | Die hier hergestellte Nähe zwischen Interkulturalitätsforschung und Ethnologie bzw. Kulturanthropologie schließt an die sich in den 1990er Jahren mehrenden,

einzu beziehen (vgl. Werner 2013: 30). Dabei muss es sich nicht um Akteure aus einem vergleichbaren kulturellen Umfeld handeln. Ganz im Gegenteil. Michael Werner weitet im Anschluss an Marcel Detiennes Plädoyer für eine Komparatistik »[b]etween historians and anthropologists« (Detienne 2008: IX) das Forschungsspektrum auf die Gegenüberstellung von Unvergleichbarem, d.h. auf Prozesse und Strukturen aus, »die nach herkömmlicher Sicht für so verschieden gehalten werden, daß man sie nicht miteinander in Beziehung setzt.« (Werner/Zimmermann 2002: 634) Was so zu erwarten ist, führt einen sprunghaften Erkenntnissschritt herbei, und zwar nicht deshalb, weil das Denken-wie-üblich bestätigt, sondern der »shock of the incomparable« (Detienne 2008: 25) herbeigeführt würde. Man müsste, was die deutsch-französischen Beziehungen angeht, vermutlich in ein nietzscheanisches Vergessen eintauchen, um einen solchen Schock zu initiieren. Bis es aber so weit ist, sollte man nicht loslassen, sondern das Staunen über das Vergleichbare einüben.

NACH-WORT: SKANDAL IM KUNSTBEZIRK

»Unter ›Staunen‹ verstehe ich«, so Stephen Greenblatt, »die Macht des ausgestellten Objekts, den Betrachter aus seiner Bahn zu werfen, ihm ein markantes Gefühl von Einzigartigkeit zu vermitteln, eine Ergriffenheit in ihm zu provozieren.« (Greenblatt 1995: 15) Geht man von diesem Verständnis des Staunens aus, so hat die Ausstellung *De l'Allemagne, 1800–1939. De Friedrich à Beckmann* im Pariser Louvre vom 28. März bis zum 24. Juni 2013 nach allgemeinen Presseverlautbarungen wenig Anlass dazu geboten, die von Greenblatt mit dem Staunen in Zusammenhang gebrachte Ergriffenheit hervorzurufen.¹⁹ Das Staunen bezog sich allenfalls darauf, wie sehr man sich entfremdet habe: Auf deutscher Seite wurde mehrheitlich mit einiger Verstörung zur Kenntnis genommen, dass die deutsche Geschichte von den Ausstellungsmachern auf einen Sonderweg in die Katastrophe reduziert worden sei,²⁰ während sich die französischen Beobachter gerade über diese Verstörung verwundert zeigten und in ihr zum Teil sogar

schließlich aber doch nicht entscheidend weiter geführten Versuche an, zu einer Engführung der Forschungsbereiche beizutragen. Vgl. Bachmann-Medick 1996 u. 2003.

19 | Dafür, dass mir ein Dossier mit der Presseberichterstattung zur Ausstellung *De l'Allemagne* zur Verfügung gestellt wurde, danke ich dem Goethe-Institut Paris und namentlich Joachim Umlauf.

20 | Exemplarisch hierfür Maak 2013a: »Deutsche Kunst wirkt hier nur noch als das Treibgut, das in einem reißenden, in seiner Richtung nicht zu beeinflussenden Schicksalsstrom unweigerlich auf das ›Dritte Reich‹ zutreibt, der Nationalsozialismus, mit dem die Ausstellung endet, erscheint als unvermeidlicher, sich in der Kunst prämonitorisch ankündigender Schicksalsschlag und nicht als politische Entwicklung, zu der es Alternativen gab. Diese Alternativen – ein Deutschland, das nach dem Ersten Weltkrieg auch unter dem Eindruck Frankreichs an das aufklärerische Potential der Romantik anknüpfte – kommen im Schreckenspanorama der letzten Räume viel zu kurz.«

eine neuerliche Frankophobie der Deutschen verorten zu können meinten (vgl. Crépu 2013). Wer dem Ganzen eine ironische Pointe abzurufen vermochte, sah in den allgemeinen Turbulenzen um die Ausstellung wenigstens einen Weckruf in der ansonsten »gut nachbarlichen Lauheit« (Süddeutsche Zeitung 2013) zwischen Deutschen und Franzosen, so dass die »Staatsaffäre« (Schöpfer 2013) in der Berichterstattung kaum den Eindruck widerspiegelte, dass es sich bei den deutsch-französischen Beziehungen um eine »success story« (Martens/Uterwedde 2009: 8) handeln würde. Von einem »Psychodrama des Missverständnisses« (Möhring 2013) war vielmehr die Rede und auch davon, dass Deutsche und Franzosen im Grunde sich immer noch fremd seien (vgl. Wetzel 2013).

Solange es sich nur um einen Streit über Bilder handelt, möchte man meinen, solange ist die Welt noch in Ordnung. Gut funktionierende Beziehungen müssen das aushalten, und wahrscheinlich tun sie das auch. Man müsste die Partner – Marianne und Michel beispielsweise – einmal selbst fragen, aber die halten sich weitgehend bedeckt. So ist man auf Dritte angewiesen, auf diejenigen, die sie zu kennen meinen und mit ihrer Meinung auch nicht hinter dem Berg halten. Wenn man von ihnen nichts Neues hört, so sollte man darüber nicht enttäuscht sein. Denn sie wissen es nicht anders und denken wie üblich. Ob es zur Überwindung dieses Denkens notwendigerweise eines Standpunktes jenseits nationaler und/oder kultureller Zugehörigkeit bedarf, ist schwerlich zu beurteilen. Neutralität schadet vermutlich nicht, auch wenn sie nicht Bedingung dafür ist, dass man sich Gedanken darüber macht, was gilt und nicht gilt und warum ich so spreche, wie ich spreche. Auf die Notwendigkeit dieses Vorgehens hat jedenfalls Jürgen Ritte in der *Neuen Züricher Zeitung* in seinem Artikel über die Ausstellung aufmerksam gemacht – und dies mit einer bemerkenswerten Zuspitzung getan:

Unabhängig vom Streit der Institutionen und von den feuilletonistisch reichlich übertriebenen Verletztheiten nationaler, hier: deutscher Befindlichkeit ist diese Ausstellung, trotz grossem [sic!] Besucherandrang, leider eine verpasste Chance – und wohl auch ein Opfer ihrer eigenen Unmöglichkeit. Zum einen folgt Kunst, so zeitgebunden sie auch sein mag, einer Eigengesetzlichkeit, die sich nicht auf das Prokrustesbett eines vorgefassten Konzepts dessen zwingen lässt, was nun spezifisch deutsch wäre. Zum anderen ist es längst schon wissenschaftlicher Standard, den Standpunkt des Beobachters – und das wäre hier [...] die französische Institution des Louvre – mit zu reflektieren. ›Interkulturell‹ nennt man ein solches Vorgehen heutzutage. (Ritte 2013)

LITERATUR

Asholt, Wolfgang u.a. (2012): Pour un renouveau dans les rapports franco-allemands. In: *Le Monde* v. 28. Juni 2012; online unter: http://www.lemonde.fr/idees/article/2012/06/28/pour-un-renouveau-dans-les-rapports-franco-allemands_1725611_3232.html [Stand: 15.11.2013].

- Bachmann-Medick, Doris (1996): Wie interkulturell ist die Interkulturelle Germanistik? Plädoyer für eine kulturanthropologische Erweiterung germanistischer Studien im Rahmen wissenschaftlicher Weiterbildung. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 22, S. 207–220.
- Dies. (2003): Kulturanthropologische Horizonte interkultureller Literaturwissenschaft. In: Alois Wierlacher/Andrea Bogner (Hg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart/Weimar, S. 439–448.
- Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. In: Dies. (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt a.M., S. 11–108.
- Bergsdorf, Wolfram u.a. (Hg.; 2006): *Erbfreunde. Deutschland und Frankreich im 21. Jahrhundert*. Erfurt/Weimar.
- Bloumi, Aglaia (2002): Imagologische Images und imagotype Systeme. In: *Arcadia* 37, H. 2, S. 344–357.
- Brocke, Bernhard vom (1985): ›Wissenschaft und Militarismus‹. Der Aufruf der 93 »An die Kulturwelt« und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg. In: William M. Calder u.a. (Hg.): *Wilamowitz nach 50 Jahren*. Darmstadt, S. 649–719.
- Buden, Boris (2005): *Der Schacht von Babel*. Berlin.
- Colin, Nicole/Umlauf, Joachim (2013): Eine Frage des Selbstverständnisses? Akteure im deutsch-französischen *champ culturel*. Plädoyer für einen erweiterten Mittlerbegriff. In: Dies. u.a. (Hg.): *Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945*. Tübingen, S. 69–80.
- Crépu, Michel (2013): Gegen Frankreich? In Deutschland wird die Louvre-Ausstellung über deutsche Kunst heftig kritisiert. Aus französischer Sicht völlig zu Unrecht (aus dem Französischen von Ali Aumüller). In: *Die Zeit*, Nr. 17 v. 18. April 2013.
- Defrance, Corine (2013): Von der Konfrontation zur Kooperation. Deutsch-französische Kulturbeziehungen nach 1945. In: Nicole Colin u.a. (Hg.): *Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945*. Tübingen, S. 50–59.
- Detienne, Marcel (2008): *Comparing the incomparable*. Translated by Janet Lloyd. Stanford, California.
- Düttmann, Alexander García (1997): *Zwischen den Kulturen. Spannungen im Kampf um Anerkennung*. Frankfurt a.M.
- Erbfeinde – Erbfreunde (2007). *Die deutsch-französischen Beziehungen zwischen 1870 und 1945 im Spiegel zeitgenössischer Literatur. Eine Ausstellung des Deutsch-Französischen Instituts, Ludwigsburg*. Online unter: <http://www.dfi.de/pdf-Dateien/Ausstellung/KatalogDmini.pdf> [Stand: 15.11.2013].
- Erl, Katja (2004): *Deutschlandbilder in der französischen Literatur nach dem Fall der Berliner Mauer*. Berlin.
- Espagne, Michel (1999): *Les transferts culturels franco-allemands*. Paris.
- Ders./Werner, Michael (1988): Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand. In: Dies. (Hg.): *Transferts. Relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIII^e-XIX^e siècle)*. Paris, S. 11–34.
- Florack, Ruth (2001): Nationale Stereotype als Gegenstand der Literaturwissenschaft. Eine Standortbestimmung. In: Dies (Hg.): *Tiefsinnige Deutsche, frivole Franzosen. Nationale Stereotype in deutscher und französischer Literatur*. Stuttgart/Weimar, S. 1–48.

- Dies. (2007): *Bekannte Fremde. Zu Herkunft und Funktion nationaler Stereotype in der Literatur*. Tübingen.
- Fornet-Betancourt, Raúl (2007): *Interkulturalität in der Auseinandersetzung*. Frankfurt a.M.
- Foussier, Gérard (1991): *Ein glückliches (W)Ehepaar. Deutsche und Franzosen in Urteil und Vorurteil*. Stuttgart/Bonn.
- Gamer, Beate/Reinbold, Wolfgang/Schmidt, Dorothea (1995): *Selbst- und Fremdbilder in der französischen und deutschsprachigen Literatur und Publizistik von 1970 bis 1990. Ein Forschungsprojekt: Erste Ergebnisse und methodologische Vorschläge*. In: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 19, S. 191–224.
- Gamm, Gerhard (2000): *Nicht nichts. Studien zu einer Semantik des Unbestimmten*. Frankfurt a.M.
- Greenblatt, Stephen (1995): *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern. Aus dem Amerikanischen von Jeremy Gaines*. Frankfurt a.M.
- Guinaudeau, Isabelle (2009): *Stereotypen/Stéréotypes*. In: Astrid Kufer/Isabelle Guinaudeau/Christophe Premat (Hg.): *Handwörterbuch der deutsch-französischen Beziehungen*. Baden-Baden, S. 182–186.
- Guzzoni, Ute (2012): *erstaunlich und fremd. Erfahrungen und Reflexionen*. Freiburg i.Br./München.
- Hamacher, Werner (2010): *Kontraduktionen*. In: Georg Mein (Hg.): *Transmission. Übersetzung – Übertragung – Vermittlung*. Wien/Berlin, S. 13–33.
- Ders. (2011): *Heterautonomien*. In: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 2, H. 1, S. 117–138.
- Heimböckel, Dieter (2012): *Interkulturalitäts- als Nichtwissensforschung*. In: Franciszek Gruzca (Hg.): *Akten des XII. internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010. Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit*. Bd. 12: *Interkulturalität als Herausforderung und Forschungsparadigma der Literatur und Medienwissenschaft – Sprachliche Höflichkeit zwischen Etikette und kommunikativer Kompetenz: linguistische, interkulturelle und didaktische Überlegungen*. Mitherausgeber: Ortrud Gutjahr u. Eva Neuland, Frankfurt a.M., S. 35–39.
- Ders. u.a. (2010): *Editorial*. In: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 1, H. 1, S. 5–7.
- Jurt, Joseph (2008): *Ein transnationales deutsch-französisches literarisches Feld nach 1945?* In: Hans-Jürgen Lüsebrink/Patricia Oster (Hg.): *Am Wendepunkt Deutschland und Frankreich um 1945 – zur Dynamik eines ›transnationalen‹ kulturellen Feldes / Dynamiques d'un champ culturel ›transnational‹ – L'Allemagne et la France vers 1945*. Bielefeld, S. 189–230.
- Kimmich, Dorothee/Schahadat, Schamma (2012): *Einleitung*. In: Dies. (Hg.): *Kulturen in Bewegung. Beiträge zur Theorie und Praxis der Transkulturalität*. Bielefeld, S. 7–21.
- Kleeberg, Michael (2011): *Vier Essais*. In: Véronique Liard/Marion George (Hg.): *Spiegelungen und Brechungen. Frankreichbilder in deutschsprachigen Kulturkontexten*. Berlin, S. 17–37.
- Leerssen, Joep (2007): *Imagology: History and method*. In: Ders./Manfred Beller (Hg.): *Imagology. The cultural construction and literary representation of national characters. A critical survey*. Amsterdam/New York, S. 17–32.
- Leiner, Wolfgang (1991): *Das Deutschlandbild in der französischen Literatur*. Darmstadt.

- Lüsebrink, Hans-Jürgen (1998): Repenser les relations culturelles franco-allemandes. In: Documents. Revue des questions allemandes 53, Nr. 4, S. 76–79.
- Ders./Oster, Patricia (2008): Einleitung: Deutschland und Frankreich um 1945 – zur Dynamik eines ›transnationalen‹ kulturellen Feldes. In: Dies. (Hg.): Am Wendepunkt Deutschland und Frankreich um 1945 – zur Dynamik eines ›transnationalen‹ kulturellen Feldes / Dynamiques d'un champ culturel ›transnational‹ – L'Allemagne et la France vers 1945. Bielefeld, S. 7–13.
- Maak, Niklas (2013a): »De l'Allemagne« im Louvre: Auf tiefem Tal zu Riefenstahl. In: FAZ v. 8. April 2013; online unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/de-l-allemanne-im-louvre-aus-tiefem-tal-zu-riefenstahl-12141764.html> [Stand: 15.11.2013].
- Ders. (2013b): Deutsche Kunst im Louvre. Frankophobie. In: FAZ v. 18. April 2013; online unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/deutsche-kunst-im-louvre-frankophobie-12154087.html> [Stand: 15.11.2013].
- Marcowitz, Reiner (2013): Die deutsch-französischen Beziehungen nach 1945. Ein politischer Überblick. In: Nicole Colin u.a. (Hg.): Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945. Tübingen, S. 41–49.
- Marmetschke, Katja (2011): Was ist ein Mittler? Überlegungen zu den Konstituierungs- und Wirkungsbedingungen deutsch-französischer Verständigungsakteure. In: Michel Grunewald u.a. (Hg.): France-Allemagne au XX^e siècle – La production de savoir sur l'Autre. Vol. 1: Questions méthodologiques et épistémologiques. Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert – Akademische Wissensproduktion über das andere Land. Bd. 1: Methodische und epistemologische Probleme. Bern u.a., S. 183–199.
- Martens, Ekkehard (2003): Vom Staunen oder Die Rückkehr der Neugier. Leipzig.
- Martens, Stephan/Uterwedde, Henrik (2009): Vorwort. In: Astrid Kufer/Isabelle Guinaudeau/Christophe Premat (Hg.): Handwörterbuch der deutsch-französischen Beziehungen. Baden-Baden, S. 7f.
- Möhring, Johanna (2013): Rutschpartie im Louvre. In: Blog Pariser Platz v. 24. April 2013; online unter: <http://pariserplatz.blogspot.de/2013/04/rutschpartie-im-louvre-von-johanna.html> [Stand: 15.11.2013].
- Nancy, Luc (1993): Lob der Vermischung. In: Lettre internationale, H. 21, S. 6f.
- Nora, Pierre/Guez, Olivier (2012): Man hat sich auseinandergelebt. Ein Gespräch über das deutsch-französische Verhältnis. Aus dem Franz. übers. v. Michael Bischoff. In: FAZ, Nr. 41 v. 17. Februar 2012.
- Oster-Stierle, Patricia (2012): Wir haben genug von euch, und ihr habt genug von uns. Fünfzig Jahre deutsch-französische Freundschaft: Wer erlernt heute noch die Sprache des Nachbarn? In: FAZ, Nr. 159 v. 11. Juli 2012.
- Picht, Robert u.a. (Hg.; 2002): Fremde Freunde. Deutsche und Franzosen vor dem 21. Jahrhundert. 2. Aufl. München/Zürich.
- Rieger, Stefan/Schahadat, Schamma/Weinberg, Manfred (1999): Interkulturalität – zwischen Inszenierung und Archiv. Vorwort. In: Dies. (Hg.): Interkulturalität. Zwischen Inszenierung und Archiv. Tübingen, S. 9–26.
- Ritte, Jürgen (2013): Der ungeliebte Spiegel. Die Ausstellung »De l'Allemagne« in Paris. In: Neue Zürcher Zeitung v. 22. April 2013; online unter: http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/kunst_architektur/der-ungeliebte-spiegel-1.18068620# [Stand: 15.11.2013].

- Röseberg, Dorothee (2005): Theorie und Praxis interkultureller Forschung. In: Carolin Fischer u.a. (Hg.): Identität und Diversität. Eine interdisziplinäre Bilanz der Interkulturalitätsforschung in Deutschland und Frankreich / Identité et diversité. Etat des lieux interdisciplinaire de la recherche sur l'interculturalité en France et en Allemagne. Berlin, S. 47–65.
- Dies./Thomas, Heinz (2008): Einleitung. In: Dies (Hg.): Interkulturalität und wissenschaftliche Kanonbildung. Frankreich als Forschungsgegenstand einer interkulturellen Kulturwissenschaft. Berlin, S. IX–XV.
- Sauter, Roger (2011): Die deutsch-französischen Literaturbeziehungen: Eine Bestandsaufnahme. In: Moderne Sprachen 55, H. 1, S. 5–23.
- Schlesier, Renate (1996): Das Staunen ist der Anfang der Anthropologie. In: Hartmut Böhme/Klaus R. Scherpe (Hg.): Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle. Reinbek bei Hamburg, S. 47–59.
- Schöpfer, Linus (2013): »Der Louvre sollte sich der Diskussion nun offen annehmen«. In: Tages-Anzeiger (Zürich) v. 23. April 2013; online unter: <http://www.tagesanzeiger.ch/kultur/kunst/Der-Louvre-sollte-sich-der-Diskussion-nun-offen-annehmen/story/27102823> [Stand: 15.11.2013].
- Schütz, Alfred (1972): Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Ders: Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie. Hg. v. Arvid Brodersen. Den Haag, S. 53–69.
- Sloterdijk, Peter (2008): Theorie der Nachkriegszeiten. Bemerkungen zu den deutsch-französischen Beziehungen seit 1945. Frankfurt a.M.
- Ders. (2013): Mein Frankreich. Frankfurt a.M.
- Stockhorst, Stefanie (2005): Was leistet ein *cultural turn* in der komparatistischen Imagologie? Henry Crabb Robinson als Vermittler deutscher Dichter- und Gelehrtenkultur nach England. In: Arcadia 40, H. 2, S. 354–374.
- Süddeutsche Zeitung (2013): Ein Weltmuseum, am Boden zerstört. In: Facebook-Seite ParisBerlin: Et vous, que pensez-vous de la polémique autour de l'exposition »De l'Allemagne« au Louvre? 12. April 2013; online unter: <https://www.facebook.com/ParisBerlinMag/posts/496677977063266> [Stand: 15.11.2013].
- Terkessidis, Mark (2010): Interkultur, Frankfurt a.M.
- Todorov, Tzvetan (1985): Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. Aus dem Französischen von Wilfried Böringer. Frankfurt a.M.
- Voltrová, Michaela (2010): Zu imagologischen Interpretationsverfahren – eine methodenkritische Anmerkung. In: Germanoslavica, Nr. 1/2, S. 135–145.
- Waldenfels, Bernhard (1999): Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1. 2. Aufl. Frankfurt a.M.
- Weinrich, Harald (1990): Wie fern ist die Fremde? In: Dieter Krusche/Alois Wierlacher (Hg.): Hermeneutik der Fremde. München 1990, S. 48–51.
- Welsch, Wolfgang (1992): Transkulturalität – Lebensformen nach der Auflösung der Kulturen. In: Information Philosophie 2, S. 5–20.
- Ders. (2000): Transkulturalität. Zwischen Globalisierung und Partikularisierung. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 26, S. 327–351.
- Werner, Michael (2013): Konzeptionen und theoretische Ansätze zur Untersuchung von Kulturbeziehungen. In: Nicole Colin u.a. (Hg.): Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945. Tübingen, S. 23–31.

- Ders./Zimmermann, Bénédicte (2002): Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen. In: Geschichte und Gesellschaft 28, S. 607–636.
- Wetzel, Johannes (2013): Der fremde Nachbar. Der Louvre zeigt »De l'Allemagne 1800–1939« – von Weimar nach Buchenwald? In: Wiener Zeitung v. 17. April 2013; online unter: http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/kunst/539686_Der-fremde-Nachbar.html [Stand: 15.11.2013].
- Yousefi, Hamid Reza/Braun, Ina (2011): Interkulturalität. Eine interdisziplinäre Einführung. Darmstadt.

Frühe Korrespondenzen

Mittelalterliche Literatur- und Sprachbeziehungen im deutsch-französischen Kulturraum

HEINZ SIEBURG

Abstract

Within the EU, special value is being assigned currently to Franco-German relations. Close and friendly cooperation between France and Germany serves as a guarantee for a peaceful Europe while also serving as the motor for further European unification. In this context, this contribution illuminates the situation in the Middle Ages, with a particular focus on literary and cultural relations. There are lines of influence that run counter to one another: while there was a certain prevalence from the ›German side‹ as the donor culture in the early Middle Ages due to Carolingian rule, the relationship reversed completely in the High Middle Ages, with ›France‹ becoming an essential source of inspiration for Middle High German literature. An enormously productive intercultural exchange is evident at precisely this juncture.

Title: Early Correspondences: Franco-German Cultural and Literary Relations in the Middle Ages

Keywords: Franco-German relations; Franco-German language influence; literature transfer in the middle ages; interculturalism in the middle ages; Charlemagne

EINLEITUNG

»Jede Vorgeschichte hat ihre Vorgeschichte.« Dieses Zitat des Luxemburger Historikers Michel Pauly (2013: 185) scheint mir mit Blick die deutsch-französischen Beziehungen in besonderer Weise erhellend. Diese werden gegenwärtig meist in Hinsicht auf die Situation innerhalb der EU erörtert, wobei beiden Staaten »als gemeinsamer Motor der europäischen Integration« (Lehmann 2013: 17) eine besondere Verantwortung zugewiesen wird. Und das umso mehr, als die Vorgeschichte beider Länder durch Kriege und ›Erzfeindschaft‹ geprägt war. Aber auch diese Vorgeschichte hat wiederum ihre Vorgeschichte. Der vorliegende Beitrag widmet sich daher der Situation der deutsch-französischen kulturellen Beziehungen im Mittelalter, wobei insbesondere die sprachlichen und literarischen Korrespondenzen in den Mittelpunkt gestellt werden sollen.

Die Literatur des Mittelalters lässt sich unter der Begrenzung einer nationalphilologischen Optik nur unzureichend erfassen, beschreiben und verstehen. Zu verwickelt sind die kulturellen und literarischen Kontakte über Epo-

chenschwellen, politische Grenzen und Sprachräume hinweg, ganz abgesehen davon, dass eine rein national orientierte Sichtweise auf die Verhältnisse des Mittelalters streng genommen ohnehin als anachronistisch betrachtet werden muss. Gerade hier zeigt sich denn auch der Mehrwert interdisziplinärer Zugriffe und interkultureller Perspektiven.

VORAUSSETZUNGEN UND HINTERGRÜNDE

Unter politisch-dynastischer Perspektive tritt das (hoch-)mittelalterliche Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich als Gegensatz zwischen dem *Empire* (*Imperium*) im Sinne des deutsch-römischen Kaisertums und *Francrîche* (*Regnum Franciae*), dem französischen Königtum, in den Blick; politische Größen, die nach Georg Jostkleigrew (2008: 53) für »beide Literaturräume eine historiographische Leittradition« markieren. Hochbedeutsam ist dabei auch der Blick (Rückblick) auf die rund 90 Jahre währende Zeit des gesamtfränkischen karolingischen Reiches (751–840 n.Chr.) und die »nationale« Verortung der Herrscherfigur Karl des Großen. Karl steht sowohl in der mittelalterlichen Historiografie wie auch in literarischen volkssprachlichen Zeugnissen in einem Spannungsfeld, insofern als er einerseits – von französischer Seite – als französischer Herrscher verstanden wurde, andererseits – von deutscher Seite – sein germanisches Frankentum und römisches Kaisertum betont, jedenfalls vergleichsweise stärker profiliert wurde:

Auf beiden Seiten von Maas und Rhône scheint der fränkische Kaiser von den Dichtern als Bezugspunkt einer mehr oder weniger chauvinistischen französischen bzw. römisch-deutschen Identität in Anspruch genommen zu werden, wobei die jeweils entgegenstehende Tradition verdrängt wird. (Jungkleigrew 2008: 158)

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Polysemie, die mit dem lateinischen Terminus *Francia* verbunden ist, da dieser sowohl in Hinblick auf die den germanischen Volksstamm fokussierende Bezeichnung »Franken« anwendbar ist wie auch auf den daraus letztlich abgeleiteten Begriff der (gallo-romanischen) Franzosen und den Namen *la France*, der für den Westteil des ehemaligen Gesamt-Frankenreiches identitätsstiftend wurde.

Mit Blick auf die frühmittelalterliche Situation ist unbestreitbar, dass mit dem germanisch-galloromanischen Frankenreich »ein neuer kulturpolitischer Schwerpunkt ersten Ranges« entstand (Wolf 1998: 127), der auch die Voraussetzung für die Herausbildung einer deutschen und französischen Schriftsprache und Literatur schuf. Im Vergleich beider zeigen sich hierbei sowohl deutliche Parallelen als auch spezifische Unterschiede. Gemeinsam ist beiden Seiten die allmähliche, teilweise auch tastend experimentelle Etablierung der Volkssprache in der Schriftlichkeit im Sinne eines Emanzipationsprozesses gegenüber der bis dahin alleingültigen Bildungs- und Schriftsprache Latein. Die nicht zuletzt mit dem Namen Karls des Großen verbundene Bildungsreform zielte zwar

in erster Linie auf eine Rückbesinnung auf das klassische Latein der Antike und dessen Wiederherstellung, hatte mittelbar aber erhebliche Auswirkungen auf die Entwicklung der unterschiedlichen Volkssprachen im fränkischen Reich. Dies gilt für die Etablierung einer deutschen Schriftlichkeit, indem bereits ab der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts umfangreiche Glossierungsarbeiten nachweisbar sind, die offenbar im Dienst der besseren Lateinaneignung standen. Gleichzeitig lassen sich die Glossen als ein erster Schritt bei der Entwicklung einer zunehmend eigenständigen Volkssprache verstehen, deren weiterer Zweck die christliche Missionierung war. So finden sich bereits früh volkssprachlich deutsche Übersetzungen zentraler Glaubenstexte wie Vaterunser oder Taufgelöbnisse. Hauptgebot an den Klerus war eben, sich in einer für die einfache Bevölkerung verständlichen Sprache ausdrücken zu können.

Ein solches Diktum galt allerdings keineswegs nur für den germanophonen Ostteil des Frankenreiches. Auch in den romanophonen Gebieten, vor allem zunächst im nördlichen Gallien, führte die Karolingische Bildungsreform zu einer zunehmenden und offensichtlicher werdenden Kluft zwischen dem (restituierten) klassischen Latein als Sprache der Schriftlichkeit wie auch der formellen Mündlichkeit (etwa in der Liturgie) und der in der Alltagskommunikation gesprochenen vulgärlateinisch-französischen Varietät. Folge war, dass sich auch hier die romanische Volkssprache zunehmend als eigenständige und im weiteren Verlauf auch als schriftwürdig angesehene Sprache gegenüber dem Latein etablierte – und etablieren musste, um dem einfachen (Kirchen-)Volk gegenüber verständlich zu sein. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang der Beschluss des Konzils von Tours aus dem Jahr 813, in dem festgelegt wurde, dass zum besseren Verständnis der Gläubigen zukünftig in der Volkssprache gepredigt werden solle: »ut easdem omelias quisque aperte transferre studeat in rusticam Romanam linguam aut Thiotiscam, quo facilius cuncti possint intelligere quae dicuntur« (zit. n. Stotz 2002: 17).¹

Beiden Sprachen gemeinsam ist auch die Differenzierung in unterschiedliche diatopische Varietäten. Eine Einheitssprache im modernen Sinne kann für das Mittelalter jedenfalls nicht vorausgesetzt werden. Für das Deutsche gilt zunächst die Differenzierung zwischen einem nördlichen Niederdeutschen und einem südlicheren Hochdeutschen. Letzteres ist wiederum in einen mitteldeutschen und – weiter südlich – einen oberdeutschen Sprachraum gegliedert. Volkssprachliche Schriftlichkeit (und Mündlichkeit) basierte also immer auf der Grundlage regionalsprachlich-dialektaler Varietäten. Aufgrund der politischen Dominanz der Franken kam dem Fränkischen, das dem Hochdeutschen zuzurechnen ist, in althochdeutscher Zeit eine Sonderrolle zu. Bemerkenswert ist hierbei auch die Herausbildung des Althochdeutsch-Westfränkischen auf galloromanischem Territorium. In mittelhochdeutscher Zeit verlagert sich das

1 | »[D]ass jeder sich bemühen solle, diese Homilien in die romanische oder deutsche Volkssprache zu übertragen, damit jedermann umso leichter verstehen kann, was gesagt wird«.

für die gegebene Fragestellung maßgebliche Gebiet dann in den schwäbisch-alemannischen Raum.

Die sprachareale Gliederung des galloromanisch-frankophonen Raumes zeigt (für die Zeit des Mittelalters) eine grundsätzliche Dreiteilung, nämlich in das Gebiet der *Langue d'oïl* in der Nordhälfte, in das südöstlich angrenzende Frankoprovenzalische als Zwischenraum sowie in die *Langue d'oc*, das Okzitanische (bzw. Provenzalische) des Südens. Das moderne Französisch etablierte sich im Gebiet der *Langue d'oïl*, und zwar auf Grundlage des Franzischen, dem Dialekt der *Île-de-France*. Literarisch ist diese Varietät kurioserweise bis ins 13. Jahrhundert bedeutungslos. Entscheidender war hier das Okzitanische der Trobadors in der Frühphase der Minnelyrik, das Champagnische der Werke Chrétien des Troyes oder auch das Anglonormannische der Marie de France. Das Altfranzösische ist also, wie auch das Alt- und Mittelhochdeutsche, ein äußerst heterogener Begriff. Die vereinfachende Verwendung der Begriffe ›Französisch‹ oder ›Deutsch‹, wie sie in diesem Beitrag aus Praktikabilitätsgründen Verwendung finden, implizieren jeweils diesen Hintergrund. Dass sie im Kern ein Stück weit anachronistisch sind, genauso etwa wie die Begriffe ›Frankreich‹ und ›Deutschland‹, soll an dieser Stelle konstatiert sein.

Anders als die germanisch-slawische Sprachgrenze, die seit dem Mittelalter bis in die jüngste Zeit größte Verschiebungen erfahren hat, kann die germanisch-romanische Sprachgrenze im Westen seit dem Frühmittelalter als relativ stabil gelten. Ihr Zustandekommen hat unterschiedliche Ursachen. Zu diesen gehört die Begrenzung des *Imperium Romanum* im Osten gegenüber der *Germania Libera*. Die auf dem nachmaligen weströmischen Gebiet vornehmlich angesiedelten keltischen Gallier wurden spätestens nach der Unterwerfung durch Cäsar (58–51 v. Chr.) nach und nach romanisiert, die östlich angrenzenden Germanen konnten sich den römischen Expansionsbestrebungen dagegen dauerhaft widersetzen. Dennoch ist die heutige deutsch-französische Sprachgrenze nur zum Teil Ergebnis von ethnischen Siedlungsgrenzen zwischen (ehemals) keltisch-romanischen und germanischen Bevölkerungsgruppen, sondern eben auch Resultat sprachlicher Ausgleichsprozesse. So lassen sich mindestens bis ins 10. Jahrhundert romanische Sprachinseln in germanophoner Umgebung nachweisen (z.B. Moselromanen zwischen Koblenz und Trier), und andererseits ist das bereits erwähnte (germanisch-alt-hochdeutsche) Westfränkische auf galloromanischem Gebiet ebenfalls bis in späte 9. Jahrhundert nachweisbar.

Bezogen auf die Hintergründe des germanischen Spracheinflusses auf weströmisch-französischem Gebiet lassen sich unterschiedliche Faktoren benennen, angefangen von den Bewegungen der Völkerwanderungszeit bis zur Besiedelung des nordfranzösischen Raumes durch die Normannen. Wichtiger war aber die Etablierung des Frankenreiches unter den Merowingern, vor allem aber unter den Karolingern. Bedeutendste Herrscherfigur war der bereits mehrfach erwähnte Karl der Große (747 oder 748 – 814), in dessen Regentschaft das Frankenreich, welches sowohl das heute deutschsprachige Territorium wie auch das französischsprachige Gebiet umfasste, die größte Ausdehnung hatte.

Nach Karls Tod und infolge von Reichsteilungen etablierte sich die deutsch-französische Grenze nach und nach zu einer nationalen Trennlinie.

SPRACH- UND LITERATURKONTAKTE IN ALTHOCHDEUTSCHER ZEIT

Bezogen auf die mittelalterlichen deutsch-französischen Sprach- und Literaturkontakte bietet es sich an, zwei Phasen zu unterscheiden: nämlich eine erste in frühmittelalterlich-althochdeutscher Zeit (750–1050), in der die deutsche Seite gegenüber der französischen etwas stärker die Position der Geberkultur einnimmt, und eine zweite, in hochmittelalterlich-mittelhochdeutscher Zeit (1050–1350), und hier insbesondere in der ›Blütezeit‹ um 1200, in der – in weit höherem Grad noch – die französische Seite ›Kulturgeber‹ ist und die deutsche Seite die Rolle der Empfängerkultur einnimmt. Bezogen auf das romanistische Periodisierungsschema deckt sich das weitgehend mit der Phase des Altfranzösischen, für die ein Zeitraum von 842–1300 angenommen wird.

Herauszustellen ist, dass die deutsch-französischen Kultur- und Literaturbeziehungen im Karolingerreich nicht nur im Sinne einer Transmission von einer zur anderen Seite zu verstehen sind, sondern vielmehr Ausgangspunkt spezifischer Neuerungen waren, die dann für beide Seiten – und darüber hinaus – fruchtbar wurden. Gerade weil dies in der Forschung bislang nur unzureichend berücksichtigt wird, ist die diesbezügliche Argumentation Alois Wolfs wegweisend. Nach Wolf entsteht mit dem germanisch-galloromanischen Frankenreich ein neuer Kulturraum, der »Schmelztiegel und Ausstrahlungsherd« (Wolf 1998: 127) zugleich war. Dies gilt zum einen für die Entwicklung einer volkssprachlichen Großepik, die »des Fränkischen als kulturpolitischer Rahmenbedingung bedurfte« (ebd.: 131). Als zentraler, weil innovativer Ausgangspunkt ist hier Otfrids von Weißenburg (endgereimte) althochdeutsche Evangelienharmonie (um 870) zu sehen, die den Prototyp darstellt, welcher nicht nur auf die angelsächsisch-insulare Bibelepik ausgestrahlt haben mag, sondern zeitlich auch mit der »Inkubationszeit der [französischen] Chansons de Geste aus dem Umfeld Karls und Wilhelm« (ebd.: 130) zusammenfällt. Otfrid ist entschiedener Verfechter der fränkisch-althochdeutschen Sprache, die er den hochverehrten »edilzungen«, somit den drei ›heiligen Sprachen‹ Hebräisch, Griechisch und Latein, programmatisch gleichberechtigt zur Seite stellt. Nur der – Fragment gebliebene – altsächsische *Heliand* lässt sich dem Werk Otfrids quantitativ und qualitativ zur Seite stellen, auch wenn hier am germanisch ererbten Formprinzip des Stabreimes festgehalten wurde.

In eine Linie mit der sich im Frankenreich entwickelnden epischen Großdichtung kann nach Wolf auch die Herausbildung einer spezifischen Erzählgattung von mittlerem Umfang (ca. 500 Verse) und zugleich lyrisch-lehrhaften Zuschnitt gestellt werden, die er dem Prinzip *à lei francesca*, also einem Erzählen auf fränkisch-französische Art, verpflichtet sieht. Gemeint ist eine beide Volkssprachen übergreifende, zum Teil noch traditionell hagiografische, zum Teil auch zeitgenössische Persönlichkeiten berücksichtigende und in Erzählab-

schnitte gegliederte Literatur, der etwa das altfranzösische Lied auf den Hl. Fides ebenso zuzurechnen ist wie – auf deutscher Seite – das um 1080 entstandene *Annolied* oder das unwesentlich ältere, auf etwa 1060 zu datierende *Ezzolied*.

Das Prinzip *à la francesca* stellt sich als französisch-deutsche Gemeinsamkeit dar, die ihre Grundlage im alten karolingischen Reich hat. Was im 9. Jahrhundert mit Otfrid, ›Ludwigslied‹ und ›Eulalialied‹ begann, hält sich also bis weit ins 11. Jahrhundert hinein. Man hat sich so sehr daran gewöhnt, erst mit Minnesang und Artusroman das Französische und Deutsche im engeren Zusammenhang zu sehen. Gewiß wird damit ein qualitativer Sprung vollzogen, man sollte aber die älteren Gemeinsamkeiten und Verbindungen nicht übersehen. Die Literaturgeschichtsschreibung nimmt davon keine Notiz. (Wolf 1998: 132f.)

Bemerkenswerte Zeugnisse für frühmittelalterliche literarische und sprachliche Kontakte finden sich aber auch sonst: Mit Blick auf die Überlieferungsgeschichte der französischen Literatur fällt besonders auf, dass deren früheste Zeugnisse jeweils in einem engen Kontakt zum Althochdeutschen erscheinen.

Ein (mutmaßlich) erstes Dokument der französischen Volkssprache begegnet in den *Straßburger Eiden* aus dem Jahr 842, die Nithart in seinem lateinischen Geschichtswerk überliefert hat und in der die Eidformeln nebeneinander in Altfranzösisch und Althochdeutsch aufgeführt sind. Hintergrund ist ein Bündnis zwischen den Erben des Karlsreiches, namentlich dem König über das französische Westreich, Karl dem Kahlen (*Charles de Chauve*), und Ludwig dem Deutschen, dem König über das Ostreich, und zwar gegen den ihnen übergeordneten Bruder Kaiser Lothar. Die *Straßburger Eide* sind ein aufschlussreiches Dokument, das einerseits die ideell noch gegebene Einheit des Karlsreiches dokumentiert und gleichzeitig bereits dessen realpolitische Teilung. Daneben lassen sich daraus aber auch wichtige Rückschlüsse auf die Frage der Mehrsprachigkeit dieser Zeit ableiten. Die Könige richten eine Ansprache zunächst an ihr jeweiliges Heer, und zwar in dessen Sprache (*Alter teudisca*, *Alter romana lingua*). Entsprechend beeiden die jeweiligen (monolingualen) Heere anschließend in der eigenen Volkssprache, die beiden (bilingualen) Könige aber in der Sprache des jeweils anderen Reichsteils.²

So lautet die Eidformel Ludwig des Deutschen:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun saluament, d'ist di in auant, in quant deus sauir et podir me dunat, si saluarai eo cist meon fradre Karlo et in aiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra saluar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon uol cist meon fradre Karle in damno sit.

Karl der Kahle schwört seinerseits:

2 | »Als Sprache der Könige ist die *lingua theodisca* auch noch bis um die Mitte des 10. Jahrhunderts im Westen bezeugt« (Haubrichs 2004: 3337).

In godes minna ind in thes christanes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon the-
semo dage frammordes, so fram so mir got geuuizci indi mahd furgibit, so haldih the-
san minan brudher, sose man mit rehtu sinan brudher scal, in thiū thaz er mig so
sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegango, the minan uuillon imo ce
scadhen uuerdhen.³

Es ist nicht ganz unumstritten, inwieweit dieser »der lateinischen Juristensprache noch stark verhaftete[] Text« (Geckeler/Dietrich 2007: 193) noch dem (Vulgär-)Lateinischen zugerechnet oder schon als Altfranzösisch bezeichnet werden kann. Unbestritten ist dagegen, dass sich der erste literarische Text des Altfranzösischen um 880 in der *Eulaliasequenz* (*la séquence de Sainte Eulalie*) findet. Hierbei handelt es sich um ein religiöses Lied über die spanische Märtyrerin Eulalia (3. Jahrhundert). Eingetragen ist der aus 14 Doppelversen bestehende Text in eine lateinische Handschrift, die dem pikardischen Klosters St. Amand entstammt. Die ersten Zeilen lauten:

Buona pulcella fut Eulalia
Bel auret corps, bellezour anima,
Voldrent la veintre li Deo inimi
Voldrent la faire diaule servir (zit. n. Geckeler/Dietrich 2007: 189f.)⁴

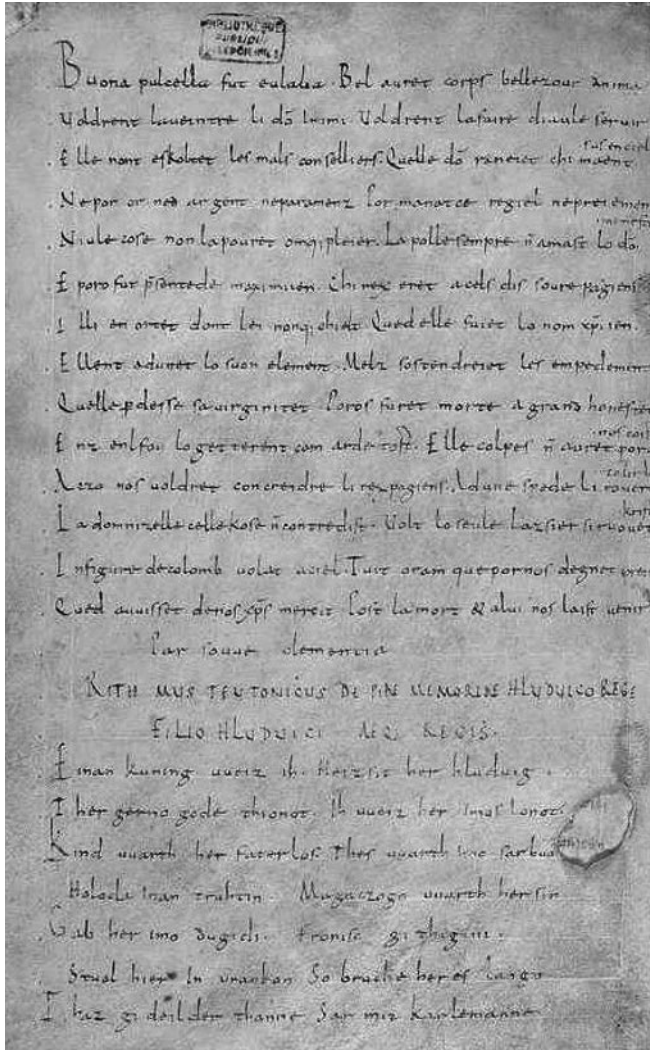
Für den gegebenen Zusammenhang relevant ist, dass die *Eulaliasequenz* in einem Überlieferungsverbund zum althochdeutschen *Ludwigslied* steht, das dieser unmittelbar (in derselben Handschrift) folgt – und damit »symbolhaft« »das einigende Band des Fränkischen bereits in der Überlieferung« (Wolf 1998: 132) verdeutlicht. Das Ludwigslied ist ein Fürstenpreis auf den westfränkischen König Ludwig III. und dessen Sieg über die Normannen in der Schlacht bei Saucourt (1. August 881). Das Lied, das aus 59 paargereimten Langzeilen besteht, preist Ludwig als noch Lebenden. Da dieser aber bereits am 5. August 882 ums Leben kam, lässt sich die Abfassung des Textes ganz außergewöhnlich genau zwischen diesen Daten eingrenzen. Interessanter noch ist, dass das aus dem Nordosten Frankreichs stammende Ludwigslied als ein spätes Zeugnis für das im 9. Jahrhundert untergegangene Westfränkische, also der althochdeutschen

3 | Beide Eidformeln zit. n. Schlosser 2004: 72. Dort (S. 73, bezogen auf die französische Version) auch die neuhochdeutsche Übersetzung: »Aus Liebe zu Gott und zur Erlösung des christlichen Volkes und unser beider will ich von diesem Tag an, soweit mir Gott Einsicht und Kraft verleiht, diesem meinem Bruder Karl in Hilfeleistung und jeder (anderen) Sache so begegnen, wie man seinem Bruder zu begegnen verpflichtet ist, damit er mir gegenüber genauso handle, und ich werde von Lothar nie einen Vertrag annehmen, durch den ich absichtlich meinem Bruder Karl schaden könnte.«

4 | »Ein gutes Mädchen war Eulalia. Einen schönen Leib hatte sie, eine schönere Seele. Gottes Feinde wollten sie besiegen, wollten sie dem Teufel dienen lassen«. Leichte Anpassungen bei der Übersetzung sind hier, wie auch bei den nachfolgenden Zitaten, nicht eigens markiert.

Varietät auf romanisch-französischem Boden, gilt. Hier lauten die ersten Zeilen: »Einan kunig uueiz ich, Heizsit her Hluduig, / Ther gerno gode thionot: Ih uueiz her imos lonot. Kind uwarth her faterlos, Thes uwarth imo sar buoz:« (zit. n. Schlosser 2004: 124f.).⁵

Abb. 1: Eulaliasequenz (oben) und Ludwigslied (unteres Drittel)⁶



5 | »Ich kenne einen König: Ludwig ist sein Name, er dient Gott mit ganzem Herzen. Ich bin gewiss, er wird es ihm lohnen. Den Vater verlor er (schon) in jungen Jahren, doch erhielt er sogleich Ersatz:«

6 | Quelle: <http://gramhist.files.wordpress.com/2012/12/ludwigslied.jpg%3fw%3D500%26h%3D383> [Stand: 15.11.2013].

Die enge Beziehung zwischen dem Althochdeutschen und Altfranzösischen zeigt sich, dabei auf den Spracherwerb abzielend, ebenfalls in zwei weiteren frühen Sprachdenkmälern. Gemeint ist zum einen das *Pariser Gesprächsbüchlein* aus dem 10. Jahrhundert. So bezeichnet wird ein Eintrag von etwa 100 althochdeutschen Wörtern und Phrasen samt deren vulgärlateinischen Entsprechungen in einer Pariser Glossenhandschrift. Offenbar dienten sie als Konversationsübung für französisch-westfränkische Reisende ins deutsch-ostfränkische Nachbarland. Niedergeschrieben wurden sie offensichtlich durch einen Romanen (Franzosen) – was sich an typischen Eigenheiten der Verschriftung ablesen lässt: So unterbleibt die Schreibung des prävokalischen h-Lautes (z.B. »Elpe! – adiuua!; E cum mer min erre us. – de domo senioris mei«). Viel zitiert ist der wenig schmeichelhafte »Wunsch«: »Undes ars in tine naso! – canis culum in tuo naso!« (Belege aus Schlosser 2004: 160f.).⁷ Das Pariser Gesprächsbüchlein ist ein eindrucksvolles frühes Beispiel für das Erfordernis des an den praktisch-lebensnahen Alltagsbedürfnissen orientierten Spracherwerbs zur Überwindung der französisch-deutschen Sprachbarriere – und es ist somit durchaus im Sinne des Deutschen als Fremdsprache zu sehen.⁸ Ein ähnliches, dabei noch älteres Gesprächsbüchlein findet sich im Zusammenhang mit den *Kasseler Glossen* aus dem ersten Viertel des 9. Jahrhunderts. Letztere bestehen aus einem Sachglossar, das vulgärlateinisch-altfranzösische Alltagswörter (etwa für Körperteile, Kleidung, Haustiere) ins Althochdeutsch-Bairische übersetzt. Das eigentliche Gesprächsbüchlein besteht aber wiederum aus Redewendungen, gedacht als Hilfestellung für einen »Franzosen«, sich in einem althochdeutschen Sprachkontext bewegen zu können.

Beide Quellen dürfen wohl als eher zufällige und beiläufige Aufzeichnungen gelten, zumal sie in Handschriften überliefert sind, die ansonsten inhaltlich keinerlei Bezug dazu haben. Sie bieten aber einen Einblick in die Sprachbarrierenproblematik zwischen »Franzosen« und »Deutschen« und vermitteln gleichzeitig einen, wenn auch vagen Eindruck der frühmittelalterlichen, auf Volkssprachen abzielende Praxis des Spracherwerbs.

Kenntnisse des Altfranzösischen sind im 9. und 10. Jahrhundert auch für den deutschen Adel bezeugt (z.B. Otto der Große), verbreiteter – und aufgrund der fränkischen Herrscherschicht im Karolingerreich auch naheliegender – war wohl aber die Beherrschung des Althochdeutschen in der Elite des westlich-romanischen Reichsteils. So wurden auf der Ingelheimer Synode von 948 für den westfränkischen König Ludwig IV. und Otto den Großen, die der lateinischen Sprache beide nicht mächtig waren, die lateinischen Dokumente ins Althochdeutsche übersetzt. Im 9. Jahrhundert betonte Abt Lupus von Ferrières »die Bedeutung des Studiums der *Lingua germanica* für die romanisch-sprechende westfränkische Oberschicht« (Haubrichs 1995: 157). Beispielhaft hierfür steht ein Schreiben, das er im September 847 an den Abt des Klosters Prüm, Mar-

7 | »Ich komme vom Haus meines Herrn.« – Der »Arsch eines Hundes [sei] in Deiner Nase!«

8 | Vgl. auch Glück 2002a: 115. Hingewiesen sei auch auf Klein 2000.

quardt, sendet, dem er seinen Neffen und zwei andere junge westfränkische Adelige zum Zweck, dass diese dort die deutsche Sprache erlernten, anvertraut hatte: »linguae vestrae pueros fecistis participes, cuius usum hoc tempore pernecessarium nemo nisi nimis tardus ignorat«.⁹

Fränkisch-althochdeutscher Einfluss zeigt sich, als Superstrat-Einwirkung, aber auch in Hinblick auf die spezifische Ausformung des Altfranzösischen. So verweisen Geckeler und Dietrich (2007: 181) auf eine Zahl von 600–700 fränkischen Lehnwörtern aus unterschiedlichen Bereichen: Kriegswesen und Rittertum (»baron«, »maréchal«, »rang«, »blesser«, »riche« etc.), Rechtswesen (»gage«, »ban«, »trêve« etc.), Kleidung (»robe«, »gant«, »froc« etc.), Farben (»blanc«, »bleu«, »brun«, »gris«, »blond« etc.) u.a.m. Selbst der Name »La France«/Frankreich ist ja fränkischen Ursprungs. Auch im Bereich der Phonologie (z.B. »h aspiré«) und Morphologie (frz. »-ard«, »-aud« und »m[ɛ]s-«, wie in »vieillard«, »ribaude«, »mèpris«) zeigen sich entsprechende Übernahmen. »Solche Wirkungen«, folgert Haubrichs (2004: 3334), »können nur aus der Funktion der germ. oder »theodischen« Sprachen auf fremde[m] Boden als Prestigesprache erklärt werden.«

LITERATURTRANSFER UND SPRACHEINFLÜSSE IN MITTELHOCHDEUTSCHER ZEIT

Wird man also in der Periode des Althochdeutschen noch von einer gewissen Prävalenz der »deutschen Seite« im deutsch-französischen Beziehungsgefüge sprechen können, so verschieben sich die Gewichte in der Folgezeit deutlich. »Frankreich ist das Kulturzentrum des europäischen Hochmittelalters«, heißt es bei Zollna (2004: 3196) bündig – und dessen Strahlkraft auf andere Länder ist unübersehbar. So eben auch in Deutschland. Die hochmittelalterliche Zeit in den Dezennien um 1200 war für die deutsch-französischen Sprach- und Literaturbeziehungen eine der prägendsten Epochen. Die Adaptation französischer Werke und Literaturkonzepte hatte einen nachhaltigen Einfluss auf die Literatur der mittelhochdeutschen Blütezeit, ja, war geradezu Voraussetzung für diese. Dies gilt für den höfischen Roman und das darin vermittelte Modell des Ritterwesens ebenso wie für die Minnelyrik. Ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wird die französische Literatur zu einer entscheidenden Inspirationsquelle für viele deutsche Dichter, darunter auch die namhaftesten. So sind beispielsweise das Werk Hartmanns von Aue, dem »Vater der deutschen Artusepik«, Wolframs von Eschenbach *Parzival* oder der *Tristan* Gottfrieds von Straßburg ohne das französische Vorbild ebenso wenig denkbar wie die Entwicklung der Minnelyrik.

9 | Vgl. Glück 2002b: 67: »Ihr habt den jungen Leuten Eure Sprache beigebracht, deren Gebrauch heutzutage höchst notwendig ist, und das kann nur ein Dummkopf ignorieren«. – Von dort auch die Zitate aus *Lettres de Servat Loup*, Brief Nr. 70 *ad Marcwardum abbatem*, 1888, S. 136.

Nach Curtius ist es vor allem das lateinische Vorbild, das Frankreich bzw. die französische Literatur begünstigt. Geradezu hymnisch heißt es hier (1993: 387f.):

Die reiche Entfaltung der französischen Dichtung im 11., 12. und 13. Jahrhundert steht also in engem Bezug zur lateinischen Poesie und Poetik der Zeit, die in Frankreich und dem französischen England blühte. Die lateinische Bildung und Dichtung geht voraus, die französische folgt. Das Latein hat dem Französischen die Zunge gelöst. Weil Frankreich der Träger des *studium* war; weil die *artes*, Grammatik und Rhetorik an der Spitze, dort ihr Hauptquartier hatten – deshalb sproßt dort zuerst der Flor der volkssprachlichen Poesie.

Übertragungen bzw. Adaptationen französischer Werke treffen ab den 70er Jahren des 12. Jahrhunderts zunehmend auch den Publikumsgeschmack an deutschen Höfen und verändern das Erscheinungsbild der volkssprachlichen Literatur in Deutschland innerhalb von wenigen Jahrzehnten drastisch. Allerdings erfolgt die Auswahl der französischen Stoffe nicht wahllos, vielmehr wird eine bewusste Konzentration auf den höfischen Roman (*Roman courtois*) und die Minnekanzone deutlich. Andere Stoffgattungen wie die *Romans antiques* oder die *Chansons de geste* wurden zwar zum Teil ebenfalls rezipiert, vermochten es aber nicht, beim Publikum eine vergleichbare Beliebtheit zu erzielen wie die auf keltische Quellen zurückgehenden Stoffe der *Matière de Bretagne*. Hauptattraktionsmoment war hier die Gestalt des Ritters als eines Idealtypus des modernen christlich-orientierten und sittlich-verfeinerten Kämpfers im Kontext einer glamourösen höfischen Gesellschaftsdarstellung. Vergleichbar damit war nur die Faszination für die neue Minneauffassung der höfischen Liebe (*Amour courtois*), wie sie sich in der höfisch-artifiziellen Minnelyrik spiegelte.

Für die deutschen Dichter stellte sich die Herausforderung, die neuen Stoffe nicht nur übersetzungstechnisch zu meistern, sondern auch inhaltlich dem veränderten Publikum anzugleichen und formell der modernen, strengeren metrischen Form anzupassen. Eine erste Bearbeitung einer französischen Vorlage, das Alexanderepos des Alberic von Besançon, durch den Pfaffen Lamprecht entstand mutmaßlich bereits um 1150. Die eigentliche Rezeptionswelle setzte aber erst 20 Jahre später ein. Um 1170 entstand die *Eineit* Heinrichs von Veldeke¹⁰ nach dem *Roman d'Eneas* sowie der *Trierer Floyris* auf der Grundlage

10 | Heinrich von Veldeke konnte seinen Roman allerdings erst 1185 abschließen, nachdem ihm die unfertige Handschrift entwendet worden war und er diese erst viele Jahre später auf Betreiben Hermanns I. von Thüringen zurückerhielt. Veldeke hatte eine prägende Bedeutung für die Entwicklung des neuen höfischen Romans in Deutschland und ist von seinen Berufskollegen der nachfolgenden Generation auch entsprechend gerühmt worden. So urteilt Gottfried von Straßburg im *Tristan* (V. 4726f.): »von Veldeken Heinrîch / der sprach ûz vollen sinnen« [Heinrich von Veldeke, der erzählte aus vollkommenem Kunstverstand] und V. 4738f.: »er impfete das êrste rîs in tiutischer zungen« [Er pfpfote das erste Reis in deutscher Sprache]; zit. n. Ausgabe Ranke/Krohn 2006.

von *Floire et Blancheflor*. Gleichzeitig arbeitete der Pfaffe Konrad am *Rolandslied*, dem die französische *Chanson de Roland* zugrunde liegt.¹¹ Formal ist das *Rolandslied* noch nicht auf der Höhe der neuen Zeit, was sich schon daran zeigt, dass hier der reine Reim noch nicht das vornehmliche Gestaltungsmuster ist. Eher kurios mutet an, dass Konrad im Epilog angibt, sein Werk nicht direkt ins Deutsche übersetzt zu haben, sondern mittelbar über den Umweg des Lateinischen:

Ob iu daz liet geualle,
so gedencket ir min alle:
ich haize der pfaffe Chunrat.
also iz an dem bûche gescribin stat
in franczischer zungen,
so han ich iz in die latine bedwngin,
danne in di tutiske gekeret (Wesle/Wapnewski 1985: V. 9076ff.)

Der Rolandsstoff zählt in Frankreich gattungstypologisch zu den *Chansons de geste*, der Heldenepik also, und ist insofern an das nationaltypische ›heroic age‹ Frankreichs gebunden, nämlich die Zeit der Merowinger und Karolinger. Das französische Nationalepos konnte als solches in Deutschland natürlich keine (patriotische) Wirkung entfalten und wurde insofern in der deutschen Fassung Konrads ›umgelenkt‹ in ein Märtyrerlied.¹² Das Beispiel zeigt sowohl die Grenzen wie auch die Verfahrensweise der literarischen Aneignung. Die Stoffe mussten eben den Bedingungen und Erwartungen des Publikums an den deutschen Höfen angepasst werden (*Adaptation courtoise*; vgl. Huby 1968 u. 1983). Entsprechendes findet sich in den Artusepen Hartmanns von Aue, dem *Erec* und *Iwein*. In beiden Fällen gehen diese auf den berühmtesten Dichter des französischen Mittelalters, Chrétien des Troyes, zurück, der sowohl der Form wie auch der Struktur nach die Versromane Hartmanns vorprägte. Chrétien seinerseits war gleichwohl nicht Erfinder der Artusstoffe, sondern Glied einer Überlieferungskette, die über Wace und Marie de France, Geoffrey von Monmouth bis zur *Historia Britonum* (um 820) zurückreicht (vgl. Sieburg 2012: 121f.). Hartmanns Bearbeitungen seiner französischen Vorlagen (*Erec et Enide* sowie *Yvain ou le chevalier de lion*) weichen zum Teil beträchtlich vom Ausgangstext ab. Dies betrifft zum einen den Umfang (Chrétien's *Erec et Enide* zählt 6958, Hartmann's *Erec* dagegen 10135 Verse, bezogen auf den *Ivain/Iwein* ist das Verhältnis 6818 zu 8166 Versen). Die Ursache hierfür ist sicher zum Teil übersetzungstechnischer Natur, in dem Sinne, dass Übersetzungen in aller Regel länger sind als ihr Ausgangstext. Nicht zu übersehen sind aber auch inhaltliche Veränderungen und Insetate. Insgesamt wird man sagen können, dass Hartmann das Strukturschema der Romane stärker ausprofiert und die moralische bzw. religiö-

11 | Zu den französischen Werken des Mittelalters einführend Albert 2005.

12 | Im Übrigen hatte sich bereits seit dem Althochdeutschen im deutschsprachigen Raum eine eigene Heldendichtung herausgebildet, mit dem Nibelungenlied als dem bedeutendsten Werk dieser Gattung.

se Fundierung der Werke verstärkt hat.¹³ Noch deutlich eigenständiger ist der *Parzival* Wolframs von Eschenbach. Auch für diesen Gralsroman ist von einer Vorlage Chrétiens auszugehen. Chrétien preist seinen *Perceval* als »le meillor conte / Qui soit contez a cort roial« (Olef-Krafft 1991: V. 63f.).¹⁴ Chrétiens unvollendet gebliebener Roman wird von Wolfram aufgegriffen, erweitert und vollendet. So ergänzt er nicht nur den Schlussteil, sondern fügt dem Werk auch die Gahmuret-Vorgeschichte, die das Leben der Eltern Parzivals schildert, an, wodurch der Umfang des Ausgangstextes fast verdreifacht wird. Auch strukturell und inhaltlich zeigen sich im mittelhochdeutschen *Parzival* deutliche Akzentverschiebungen gegenüber der altfranzösischen Quelle. So ordnet Wolfram das umfangreiche Personal des Romans konsequent zwei Großfamilien zu (Artus- und Gralsgeschlecht), und auch hier findet sich wieder eine Intensivierung der religiösen Dimension. Auch der Gral selbst ist gegenüber Chrétien neu interpretiert.

Es wäre ein Trugschluss zu meinen, den mittelalterlichen Dichtern sei es in erster Linie um Originalität gegangen. Eine solche moderne Auffassung von Autorschaft steht deren Anspruch geradezu entgegen. Im Gegenteil versichern die Autoren ihrer Hörer- und Leserschaft die Wahrheit des Erzählten regelmäßig unter Berufung auf ihre Quelle. So verweist Hartmann im *Erec* mehrmals darauf, dass er das Berichtete so gelesen habe (V. 9019 u. 9723): »als ich ez las« [so, wie ich es gelesen habe]. An anderer Stelle ist von einem Buch als Quelle die Rede (V. 8698): »ob uns daz buoch niht liuget« [wenn das Buch die Wahrheit spricht]. Gottfried von Straßburg beruft sich im *Tristan* explizit auf seine (heute nur fragmentarisch erhaltene) französische Quelle, nämlich eine Version des Tristan-Stoffes von Thomas de Bretagne (Cramer 2003: V. 151ff.):

sine sprächen in der rihte niht,
als Thômas de Britanje gih̄t,
der âventiure meister was.¹⁵

Umso erstaunlicher ist, dass Wolfram sich eben nicht auf Chrétien beruft, sondern behauptet, ein provenzalischer Dichter namens Kyot habe ihm die wahre Geschichte von Parzival erzählt. Wer dieser Kyot ist, »den die Forschung inbrünstiger gesucht hat als den Gral« (Johnson 1999: 340), oder ob es sich dabei um eine Autorfiktion Wolframs handelt, ist bis heute ungeklärt.

Ebenso ungeklärt ist nach wie vor auch, inwieweit im Einzelnen die Dichter, die nach französischen Vorlagen gearbeitet haben, des Altfranzösischen mächtig waren bzw. inwieweit Dolmetscher zwischengeschaltet werden mussten. Im *Willehalm* Wolframs von Eschenbach äußert sich dieser direkt (Schröder/Kartschoke 2003: 237, 3ff.):

13 | Als Beispiel für die konkrete Adaptations-Praxis bei Hartmanns *Iwein* sei verwiesen auf Frey 2007.

14 | »[D]ie beste Erzählung, die an einem Königshof je erzählt wurde«.

15 | »[S]ie haben nicht in der rechten Weise berichtet, so wie das Thomas von Britanje tat, der ein Meister der Erzählkunst war«.

Herbergen ist loyschiern genant.
 so vil han ich der sprache erkant.
 ein ungevüeger Schampaneys
 kunde vil baz franzeys
 dann ich, swie ich franzoys spreche.¹⁶

Bei Dichtern wie Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue oder Gottfried von Straßburg, die lateinisch gebildet waren, dürften die Lateinkenntnisse auch für das Verständnis der französischen Vorlagen hilfreich gewesen sein.¹⁷ Auch die konkrete Beschaffung der französischen Vorlagen ist noch vielfach ungeklärt. Verbürgt ist, dass Landgraf Hermann I. von Thüringen die französischen Handschriften besorgt hat, nach denen Herbort von Fritzlar sein *Liet von Troie* gedichtet hat. Gleiches gilt für Wolframs von Eschenbach französische Quelle für den *Willehalm*. Immerhin ist auch bekannt, dass die Vermählung deutscher Fürsten mit Damen aus dem französischen bzw. französisch-normannischen Hochadel die Rezeption der französischen Literatur und die Beschaffung entsprechender Vorlagen stark begünstigt hat. So motivierte der Pfaffe Konrad sein deutsches *Rolandslied* mit dem Hinweis »des gerte die edele herzoginne« (V. 9024; [»das verlangte die hochgeborene Herzogin«]), womit Mathilde von England, Gemahlin des Welfen Heinrichs des Löwen gemeint sein dürfte. Bekannt ist auch, dass Hugo von Morville, eine der Geiseln, die bei der Entlassung des englischen Königs Richard Löwenherz nach Deutschland kamen, eine französischsprachige *Lancelot*-Handschrift mitbrachte, die Ulrich von Zatzikhoven als Vorlage für seinen *Lanzelet* diente. Auch direkte Kontakte zwischen französischen und deutschen Dichtern sind verbürgt. So ist bezeugt, dass auf dem Mainzer Hoffest von 1184, das der Stauferkaiser Friedrich Barbarossa aus Anlass der Schwertleite¹⁸ seiner Söhne ausrichten ließ, nicht nur viele Fürsten und Repräsentanten aus anderen Ländern, darunter auch Frankreich, zugegen waren, sondern auch deutsche und eben auch französische Dichter. Die Anwesenheit Heinrichs von Veldeke ist dabei ebenso sicher anzunehmen wie die des französischen Dichters Guiot des Provins. Überhaupt gilt das Mainzer Hoffest als ein wichtiger Impuls für die mittelhochdeutsche Literatur der Blütezeit um 1200.

Der Erfolg der französischen Literatur war vorbereitet durch die bereits ab dem 11. Jahrhundert aufkommende Vorliebe für französische Kleidung, Waffentechnik, Turnierwesen und Gesellschaftsformen, auch wenn diese Neuerungen in konservativen deutschen Kirchenkreisen mitunter als unschickliche Ge-

16 | »Lagern heißt auf französisch ›logieren‹, soviel kenne ich von dieser Sprache. Aber ein Bauer in der Champagne könnte dennoch viel besser Französisch als ich, so gut ich selbst französisch spreche«.

17 | Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf das oben bereits erwähnte Vorgehen des Pfaffen Konrad bezogen auf das *Rolandslied*.

18 | Durch die Schwertleite wurden junge Adlige vollständig in die Rechte als Ritter eingesetzt.

schmacklosigkeiten gebrandmarkt wurden.¹⁹ Es verwundert nicht, dass damit auch die Übernahme von Lehnwortgut aus dem Altfranzösischen einherging: »pris« (›Preis‹), »turn« (›Turm‹), »tanzen«, »bûhurt« (›Reiterspiel‹), »tjost« (›ritterlicher Zweikampf mit dem Speer‹), »buckel« (›Schildbelag‹) etwa gehören hierher. Baum (2000: 1108) quantifiziert diese auf »fast 350 Fremdwörter, Ableitungen und Zusammensetzungen mit frz. Bestandteilen im 12. Jh., rund 700 im 13. Jh. und insgesamt etwa 2000 im 14. Jh.« Auch morphologische Bestandteile wie das Wortbildungssuffix *-ie* (nhd. *-ei*) oder *-ieren* wurden übernommen. Mitunter finden sich auch Rückentlehnungen: So ist das mittelhochdeutsche Wort »rîm« (›Reim, Vers‹) zwar eine Übernahme aus dem Französischen, dorthin war es aber bereits in althochdeutscher Zeit in der Bedeutung ›Zahl, Reihe, Reihenfolge‹ entlehnt worden.

Französische Einsprengsel finden sich in der mittelhochdeutschen Literatur auch als Beleg für das Französische als Prestigesprache bei Hofe, so im *Tristan* Gottfrieds von Straßburg. Als der Titelheld am englischen Königshof erscheint, kommt es zu einer in dieser Hinsicht aufschlussreichen Begegnung mit König Marke (Ranke/Krohn 2006: V. 335ff.):

Marke sach Tristanden an:
 »vriunt, sprach er »heizestû Tristan?
 »jâ hêre, Tristan; dêu sal!
 »dêu sal, bêâs vassal!
 »mercî«, sprach er »gentil rois,
 edeler künic curnewalois,
 ir und iur gesinde
 ir sît von gotes kinde
 iemer gebenediet!
 dô wart gemerziet
 wunder von der hovediet.
 si triben niwan daz eine liet:
 »Tristan, Tristan li Parmenois
 cum est bêâs et cum cûrtois!«²⁰

19 | Vgl. Bumke (1997: 108), der aus einem empörten Brief des Abtes Siegfried von Gorze im Zusammenhang mit der Vermählung Kaiser Heinrichs III. mit der französischen Fürstin Agnes de Poitou zitiert: »Was uns jedoch am meisten bedrückt und worüber wir nicht schweigen dürfen, ist, daß die Ehre des Reichs, die zu Zeiten der früheren Kaiser in bezug auf Kleidung, Aussehen, Bewaffnung und Reitwesen in schicklichstem Ansehen stand, in diesen Tagen vernachlässigt wird und daß die schändliche Mode französischer Geschmacklosigkeiten eingeführt wird, nämlich das Abrasieren der Bärte und die höchst anstößige und das verschämte Auge beleidigende Verkürzung der Kleider sowie viele andere Neuerungen, die aufzuzählen zu lange dauert.«

20 | »Marke sah Tristan an und sprach: ›Mein Freund, heißt du Tristan?‹ ›Ja, Herr, Tristan. Gott schütze Euch.‹ ›Gott schütze dich, schöner Jüngling!‹ ›Danke, vornehmer König, erwiderte er, ›Edler König von Cornwall, Ihr und Euer Gefolge mögt von Gottes Sohn auf ewig gesegnet sein!‹ Da bedankten sich vielmals die Angehörigen des Hofes.

Nicht weniger aufschlussreich in Hinblick auf das Prestige des Französischen ist eine Schilderung, die sich bei Rudolf von Ems findet. Im Roman *Der guote Gêrhart* (um 1220) wird an einer Stelle die Ankunft eines Kölner Kaufmanns bei einem nordafrikanisch-arabischen Herrscher beschrieben (Asher 1989: V.1343f.):

Der edel werde wîgant
 begund grûezen mich zehant
 in heidensch, als er mich gesach.
 dô er gruoze mir verjach,
 ich neig im, sam man gruoze sol.
 doch dûhte in des, er sach vil wol,
 sam die wîsen dicke tuont,
 daz ich die sprâche niht verstuont.
 dô sprach der fürste kurtoys:
 »sagent an, verstât ir franzoys?«
 »jâ, herre, mir ist ist wol erkant
 beidiu sprâch und ouch daz lant.«
 »sô sint gesalûieret mir.«
 ich sprach: »gramarzî bêâ sir«
 von herzen vrœliche.
 dô sprach der fürste rîche:
 »lieber herre gast, nû saget,
 waz hât iuch in ditz lant verjaget?
 sint ir ein Franzoys oder wer?
 von welchem lande koment ir her?«
 dô seit ich im ze mære
 daz ich ein koufman wære
 von tiutschen landen verre.²¹

Französischkenntnisse bei deutschen Adeligen (und Kaufleuten?) waren im Hochmittelalter sicher weiter verbreitet als umgekehrt Deutschkenntnisse an französischen Höfen. Vor allem die adligen Damen dürften öfters über eine

Sie sangen nur diesen einen Vers: ›Tristan, Tristan aus Parmenien, wie schön und höfisch er ist!‹«

21 | »Der Krieger von hohem Adel begrüßte mich ohne Umschweife auf Arabisch, als er mich bemerkte. Als er mir seinen Gruß entboten hatte, verneigte ich mich, wie sich das beim Grüßen gehört. Allerdings hatte er gemerkt, dass ich seine Sprache nicht verstand, denn er blickte durch, wie das bei gescheiten Leuten oft der Fall ist. Dann sagte der Fürst höflich: ›Sagt an, versteht Ihr Französisch?‹ ›Ja, Herr, ich kenne beides gut, die Sprache und das Land.‹ Ich sprach, von Herzen froh: ›Grand merci beaucoup, Monsieur.‹ Da erwiderte der mächtige Fürst: ›Lieber Herr Gast, nun sagt, was hat Euch in dieses Land verschlagen? Seid Ihr Franzose oder was sonst? Aus welchem Land kommt Ihr?‹ Da ließ ich ihn wissen, dass ich ein Kaufmann aus dem fernen Deutschland war.« – Übers. n. Glück 2002b: 71.

Sprachkompetenz im Französischen verfügt haben. Dabei waren entsprechende Kenntnisse – naheliegenderweise – an der Westgrenze des deutschen Sprachgebietes früher und weiter verbreitet als in östlicheren Territorien. Auch lassen sich Parallelen zwischen der ›Wanderung‹ des Lehnwortgutes und den wichtigsten Handelsstraßen nach Frankreich nachweisen. Demnach ergeben sich sprachgeografisch als Hauptübermittlungswege die Strecken Flandern, Brabant zum Rhein – Metz, Trier moselaufwärts und durch Burgund zum Oberrhein (vgl. Bumke 1997: 119).

Im Verlaufe des frühen 13. Jahrhunderts lockerten sich die Kontakte zur französischen Literatur wieder. Die breite unmittelbare Rezeption französischer Werke endete relativ abrupt bereits um 1220. Danach werden im gesamten 13. Jahrhundert nur noch relativ wenige Werke des Französischen übernommen. Andererseits blieb das französische Muster indirekt weiterhin dominierend, indem man sich jetzt vielfach die großen deutschen Dichter der Blütezeit um 1200 zum Vorbild nahm. Die französischen Quellen waren dadurch verzichtbar geworden. So findet sich vom Stricker um 1230 ein Artusroman (*Daniel vom blühenden Tal*), der zum ersten Mal aus dem Motivvorrat der deutschen Artusromane schöpft.

SCHLUSS

Natürlich könnte mit Blick auf das deutsch-französische Verhältnis im Mittelalter das Gegensätzliche, möglicherweise auch Konfrontative betont und darin eine Vorstufe für die insbesondere im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert eskalierende ›Erbfeindschaft‹ gesucht werden. Dieser Ansatz trägt meiner Einschätzung nach jedoch nicht. Viel bedeutsamer ist es im Gegenteil, das Verbindende und Befruchtende im Sinne interkultureller Austauschprozesse zu betonen. Dabei sollte insbesondere der Gedanke der Bereicherung durch kritische kulturelle Adaptation in den Vordergrund gestellt werden. In diesem Sinne kann dann das mittelalterliche deutsch-französische Verhältnis unter Umständen durchaus als ein wichtiger Baustein im Fundament der heutigen deutsch-französischen Beziehungen erkannt werden.

LITERATUR

- Albert, Mechthild (2005): Das französische Mittelalter. Literatur, Gesellschaft und Kultur des 12. bis 15. Jahrhunderts. 5. Aufl. Stuttgart/Düsseldorf/Leipzig.
- Asher, John A. (1989): Der guote Gêhart von Rudolf von Ems. 3., durchgeseh. Aufl. Tübingen.
- Baum, Richard (2000): Französisch als dominante Sprache Europas. In: Werner Besch u.a. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache

- und ihrer Erforschung. 2. Teilb. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin/New York, S. 1107–1117.
- Bumke, Joachim (1997): *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*. 8. Aufl. München.
- Cramer, Thomas (Hg.; 2003): *Hartmann von Aue: Erec. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung*. Frankfurt a.M.
- Curtius, Ernst Robert (1993): *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 11. Aufl. Tübingen/Basel.
- Frey, Johannes (2007): Wer die Geschichte erzählt. Figuren und Erzähler in Chrétiens *Yvain* und Hartmanns *Iwein*. In: Marcel Krings/Roman Luckscheiter (Hg.): *Deutsch-französische Literaturbeziehungen. Stationen und Aspekte dichterischer Nachbarschaft vom Mittelalter bis in die Gegenwart*. Würzburg, S. 39–50.
- Geckeler, Horst/Dietrich, Wolf (2007): *Einführung in die französische Sprachwissenschaft. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. 4., durchges. Aufl. Berlin.
- Glück, Helmut (2002a): *Mittelalterliche Zeugnisse für den Erwerb des Deutschen als Fremdsprache*. In: Ders. (Hg.): *Die Volkssprachen als Lerngegenstand in der frühen Neuzeit. Akten des Bamberger Symposions am 18. und 19. Mai 2001*. Berlin/New York, S. 113–124.
- Ders. (2002b): *Deutsch als Fremdsprache in Europa vom Mittelalter bis zur Barockzeit*. Berlin/New York.
- Haubrichs, Wolfgang (1995): *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit*. Hg. von Joachim Heinze. Bd. I: *Von den Anfängen zum hohen Mittelalter. Teil I: Die Anfänge: Versuche volkssprachlicher Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60)*. 2., durchges. Aufl. Tübingen.
- Ders. (2004): *Geschichte der deutsch-romanischen Sprachgrenze im Westen*. In: Werner Besch u.a. (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. 4. Teilb. Berlin/New York, S. 3331–3346.
- Huby, Michel (1968): *L'adaptation de romans courtois en Allemagne au XII^e et XIII^e siècle*. Paris.
- Ders. (1983): *Zur Definition der adaptation courtoise. Kritische Antwort auf kritische Anmerkungen*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* N.F. 33, S. 301–322.
- Johnson, L. Peter (1999): *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit*. II/1: *Die höfische Literatur der Blütezeit*. Tübingen.
- Jostkleigrewe, Georg (2008): *Das Bild des Anderen. Entstehung und Wirkung deutsch-französischer Fremdbilder in der volkssprachlichen Literatur und Historiographie des 12. bis 14. Jahrhunderts*. Berlin.
- Klein, Thomas (2000): *Zur Sprache der Pariser Gespräche*. In: Wolfgang Haubrichs u.a. (Hg.): *Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen und altniederdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters*. Berlin/New York, S. 38–59.
- Lehmann, Klaus Dieter (2013): *Von ›Erbfeinden‹ zu ›Erbfreunden‹ – die Bestandsaufnahme der europäischen Versöhnung*. In: Nicole Colin u.a. (Hg.): *Lexikon der deutsch-französischen Beziehungen nach 1945*. Tübingen, S. 17–18.
- Olef-Krafft, Felicitas (1991): *Chrétien de Troyes: Le Roman de Perceval ou Le Conte du Graal. Der Percevalroman oder Die Erzählung vom Gral*. Altfranz./Dt. Stuttgart.
- Pauly, Michel (2013): *Mediävistik in Luxemburg*. In: *Das Mittelalter* 18, H. 2, S. 185–190.

- Ranke/Krohn (2006): Gottfried von Straßburg: Tristan. Bd. 1: Text. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Verse 1–9982. Nach dem Text v. Friedrich Ranke neu hg., ins Neuhochdeutsche übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Rüdiger Krohn. 11. Aufl. Stuttgart.
- Schlosser, Dieter (2004): Althochdeutsche Literatur. Mit altniederdeutschen Textbeispielen. Ausw. mit Übertragungen u. Kommentar. 2. Aufl. Berlin.
- Schröder/Kartschoke (2003): Wolfram von Eschenbach: Willehalm. Text der Ausgabe von Werner Schröder. Übers., Vorw. u. Register v. Dieter Kartschoke. 3., durchges. Aufl. Berlin/New York.
- Sieburg, Heinz (2012): Die Literatur des Mittelalters. 2., akt. Aufl. Berlin.
- Stotz, Peter (2002): Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters. Erster Bd. Einleitung – Lexikologische Praxis – Wörter und Sachen – Lehnwortgut. München.
- Wesle/Wapnewski (1985): Das Rolandslied des Pfaffen Konrad. Hg. von Carl Wesle. 3., durchges. Aufl. besorgt von Peter Wapnewski. Tübingen.
- Wolf, Alois (1998): Das fränkische Reich als früher Entfaltungsraum europäischer literarischer Anregungen. In: Ingrid Kasten/Werner Paravicini/René Pérennec (Hg.): Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter. Sigmaringen, S. 127–141.
- Zollna, Isabel (2004): Französisch und Provençalisch/Deutsch. In: Werner Besch u.a. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. 4. Teilb. Berlin/New York.

Annäherung, Aussöhnung, Kooperation

Deutsch-französische Historikerbeziehungen nach 1945

CORINE DEFANCE / ULRICH PFEIL

Abstract

Understanding and reconciliation are the keywords if we look back at Franco-German relations in the post-war period. This challenge also confronted historians and teachers of history who had made significant contributions to Franco-German antagonism, only to realise later that history and its mediation are determinative factors in war and peace. This article conducts a close examination of textbook discussions, institutions and projects for the collective writing of history in order to assess the contribution that historians made to Franco-German reconciliation, upon the basis of which cooperation became possible at several different levels. This retrospection should after all be the foundation for the question of whether the Franco-German case can serve as a template or set of tools for other countries that pursue reconciliation after a conflict.

Title: Rapprochement, Reconciliation, Cooperation. Franco-German Relations among Historians after 1945

Keywords: Franco-German relationship; historians; institutions; reconciliation; textbooks

»Aus Feinden sollten Freunde werden: Das war das Ziel des 1963 geschlossenen Élysée-Vertrags. Die Aussöhnung zwischen Deutschen und Franzosen könnte Vorbildcharakter für weitere Länder und für Konfliktregionen haben«, hieß ein mit dem Titel *Ein Modell der Völkerverständigung* überschriebener Beitrag der *Deutschen Welle* im Vorfeld des 50. Jahrestages des Élysée-Vertrages.¹ Heute stellt sich jedoch die Frage, ob das deutsch-französische Projekt exportierbar ist oder nicht eher ein Modellbaukasten für andere Versöhnungsprozesse darstellt. Diese Herausforderung stellte sich gerade auch für Historiker und Geschichtslehrer, die in der Vergangenheit einen wichtigen Beitrag zum deutsch-französischen Antagonismus geleistet haben, dann jedoch auch erkannten, dass Geschichtsbilder und ihre Vermittlung mitentscheiden über Krieg und Frieden.

Versöhnung kann in diesem Zusammenhang als ein Prozess sich wandelnder Emotionen und Gefühlshaltungen mit seinen sozialen und kulturellen Komponenten verstanden werden, als ein Produkt bewussten Handelns und Wirkens sowie als Folge von in Sozialisationsprozessen gemachten (positiven) Erfahrungen. Schon diese Definition deutet an, dass Versöhnung als ein län-

1 | Vgl. <http://www.dw.de/ein-modell-der-v%C3%B6lkerverst%C3%A4ndigung/a-16415251> [Stand: 15.11.2013].

gerfristiger Prozess zu verstehen ist, der – wenn wir nach dem deutsch-französischen Modell fragen – einen Blick in die Vergangenheit erfordert, um am Beispiel der Beziehungen zwischen deutschen und französischen Historikern die Komplexität zu verstehen. Im Mittelpunkt stehen dabei beziehungsstrukturierende Institutionen, die zu den Akteuren einer transkulturellen Beziehungs- und Austauschgeschichte gehören und Indikatoren für die Aufhebung von wissenschaftskulturellen Grenzen in einem dynamischen Verflechtungsprozess sind.² Auf diese Weise sollen neue Einsichten in eine Konflikttransformation gewonnen werden, die sich als längerfristiger Verständigungsprozess auf der Ebene der Gesellschaft und ihrer Institutionen vollzogen hat, um schließlich in einer zweiten Phase Kooperation und in einer dritten Verflechtung möglich zu machen (vgl. Defrance/Pfeil 2011).

Auf den folgenden Seiten wird nun der Beitrag von Schulbuchgesprächen, Institutionen und Projekten, Geschichte gemeinsam zu schreiben, für die deutsch-französische Aussöhnung und Kooperation nach 1945 beleuchtet. Dieser Rückblick soll schließlich Grundlage für die Frage sein, ob der deutsch-französische Fall gute Exportchancen hat.

REVISION VON GESCHICHTSBILDERN

Dass die Verständigung zwischen ehemals verfeindeten Völkern einer intensiven Beschäftigung mit der Vergangenheit bedarf, gehört heute zu den Allgemeinplätzen in der Friedensforschung (vgl. Senghaas 1995). Doch mag es überraschen, dass schon in der Nachkriegszeit Einigkeit unter den Historikern herrschte, dass besonders der Geschichtsunterricht bzw. die von ihm vermittelten Geschichtsbilder einer Revision bedurften, wie der Braunschweiger Historiker Georg Eckert bereits 1950 schrieb:

Daß wir über keine Geschichtsbücher, Anschauungsmittel u. dgl. mehr verfügten, war dabei weniger schmerzhaft als die Fragwürdigkeit des überkommenen Geschichtsbildes, das im Angesicht der nationalen und, wie uns scheint, europäischen Katastrophe zutiefst problematisch geworden war. Vor jedem Erzieher erhob sich die beängstigende Frage: Ist die Geschichte nicht einfach die Sinngebung des Sinnlosen?³

Vor dem Hintergrund der ersten europäischen Einigungsbemühungen und der deutsch-französischen Annäherung unterstrich Martin Göhring (vgl. Duch-

2 | Vgl. allgemein: Pernau 2011: 56ff.; Gardner Feldmann 2012; Seidendorff 2012; Pfeil 2013a.

3 | Manuskript (November 1950) für einen Artikel, den Eckert für die französische Zeitschrift *L'Information historique* geschrieben hatte, die von Émile Coornaert (*Collège de France*) und Albert Troux (*Inspecteur général de l'instruction publique*) geleitet wurde (Niedersächsisches Landesarchiv, Staatsarchiv Wolfenbüttel, 143N, Zg. 2009/069, Nr. 207/2 [im Weiteren: NLA/StAWo und Nr.]).

hardt 2005; Duchhardt 2008), Direktor des von der französischen Besatzungsmacht gegründeten Instituts für europäische Geschichte in Mainz (vgl. Schulze/Defrance 1992) und einer der wichtigsten Partner von Eckert:

Wir Historiker wissen nur zu gut, wie notwendig ein Geschichtsbild ist, in dem das Gemeinsame und Verbindende in der Geschichte und im Erbe der abendländischen Völker im Vordergrund steht. Hat diese Revision sich durchgesetzt, sind die nationaler Engstirnigkeit entspringenden Fehlurteile überwunden, dann wird es eines Tages möglich sein, zu wirklich europäischen Geschichtsbüchern zu gelangen. Alsdann ist auch wissenschaftlich unterbaut, was schöpferische Politik heute anstrebt.⁴

Verstanden werden Geschichtsbilder in der Regel als »eine Metapher für gefestigte Vorstellungen und Deutungen der Vergangenheit mit tiefem zeitlichen Horizont, denen eine Gruppe von Menschen Gültigkeit zuschreibt« (Jeismann 2002: 13). Als Orientierungshilfe dienen sie der identitären Ortsbestimmung zwischen vergangener und kommender Geschichte. In den deutsch-französischen Beziehungen kam dem Bild vom »Erbfeind« im 19. und 20. Jahrhundert eine solche Rolle zu, das nicht allein der Abgrenzung diene, sondern durch seine Radikalisierung den kriegesischen Antagonismus schürte. Damit Feindbilder nicht ein weiteres Mal Deutsche und Franzosen in eine kriegesische Auseinandersetzung führen, haben verschiedene Akteure nach 1945 gerade hier angesetzt, um nationale Geschichtsbilder zu transnationalisieren bzw. in ein übernationales Geflecht zu integrieren und auf diese Weise zu einer deutsch-französischen Verständigung beizutragen.

Zu ihnen gehörten Historiker aus Frankreich, Belgien, der Schweiz und Deutschland, die sich zwischen 1948 und 1950 zu den Internationalen Historikergesprächen in Speyer trafen (vgl. Defrance 2008), »um das Gespräch über die Koordinierung des abendländischen Geschichtsbildes fortzusetzen«.⁵ Sie prüften in einem ersten Schritt die historische Richtigkeit von Lehrmitteln und Schulgeschichtsbüchern und glichen die Inhalte einander an. Nachdem in der Vergangenheit jeweils unterschiedliche Sichtweisen und Interpretationen Urteile und Meinungen über den anderen beeinflusst und Zerwürfnisse gefördert hatten, sollten diese Gespräche den Weg in eine gemeinsame Zukunft ebnen, so dass ihr wissenschaftlicher Wert eher zweitrangig einzuschätzen ist:

Hier war plötzlich die abgeklärte Ruhe der wissenschaftlichen Forschung dahin, und man spürte, wie die geschichtlichen Kräfte zwischen uns selbst, zwischen den Völkern und Generationen wirksam und entscheidend sind. Überhaupt war der stärkste Eindruck für alle Teilnehmer nicht diese oder jene sachliche Erkenntnis, sondern das

4 | Martin Göhring an Vizekanzler Franz Blücher, Brf. v. 16. Februar 1952 (Archiv des Instituts für europäische Geschichte [im Weiteren: AIEG], Bd. 135).

5 | Dritter Internationaler Historikerkongreß vom 17.–20. Oktober 1949, in: GWU 1 (1950) 1, S. 52.

Gefühl, als *homines bonae voluntatis* selbst einen wesentlichen Schritt im Verstehen und in der Verständigung zwischen den Völkern tun zu können.⁶

Mit den Historikergesprächen in Speyer war ein erstes institutionalisiertes Forum geschaffen worden, das der Versöhnung eine normative Kraft zwischen deutschen und französischen Historikern gab. Gleichzeitig war Speyer ein zivilgesellschaftlicher Impuls, um den Umgang mit Geschichte zu einem zentralen Punkt in dem deutsch-französischen Verständigungsprozess zu machen.

DIE DEUTSCH-FRANZÖSISCHEN SCHULBUCHGESPRÄCHE

Aus den Gesprächen in Speyer erwuchs bei deutschen und französischen Historikern und Geschichtslehrern der Wille, »den Faden des Dialogs über die Grenzen hinweg neu zu spinnen« (Riemenschneider 1991: 142; vgl. auch Bendick 2003). Dass es dabei in einer ersten Phase vor allem um Versöhnung ging, unterstrich der Mainzer Historiker Martin Göhring:

Von beiden Seiten ist dabei das Bekenntnis klar ausgesprochen worden, daß der Bestand Europas von einer aufrichtigen deutsch-französischen Verständigung abhängig ist. Man wollte ihr vorarbeiten durch Klärung und Bereinigung der geschichtlichen Streitfragen, die das deutsch-französische Verhältnis in der Vergangenheit belastet haben.⁷

Zwei der Teilnehmer von Speyer, Georg Eckert und Édouard Bruley, Präsidenten des französischen Geschichts- und Geografielehrerverbandes (*Société des professeurs d'histoire et de géographie*) gehörten dabei zu den Pionieren der zivilgesellschaftlichen Annäherung. Dass der französische Geschichtslehrerverband unter der Leitung von Bruley einstimmig beschloss, Schulbuchgespräche mit den (west-)deutschen Kollegen aufzunehmen,⁸ war zum einen Ausdruck für gewachsenes Vertrauen zwischen beiden Seiten, zum anderen aber auch für eine wachsende Institutionalisierung bzw. die Herausbildung von gemeinsamen Interessen, die Grundlage für eine neue Form der Kooperation waren, wie auch aus einem Schreiben von Bruley deutlich wird:

À notre assemblée générale qui s'est tenue le 24 décembre dernier (1949), j'ai reçu tous pouvoirs pour organiser avec nos collègues allemands un échange de manuels qui nous permettra de nous signaler mutuellement les points qui nous jurerions contestables ou de nature à provoquer, sans cause, des froissements.⁹

6 | Ebd.

7 | Göhring an Blücher, Brf. v. 16. Februar 1952 (AIEG 135).

8 | Vgl. Georg Eckert an Édouard Bruley, Brf. v. 20. Januar 1950 (NLA/StAWo, Nr. 207/2).

9 | Bruley an Eckert, Brf. v. 26. Januar 1950 (NLA/StAWo, Nr. 207/2).

Ende März 1950 kam es dann zur ersten Zusammenkunft zwischen beiden Männern im Rahmen eines privaten Abendessens und eines gemeinsamen Rundganges durch Paris.¹⁰ Damit waren die zwischenmenschlichen Grundlagen gelegt, um vom 7.–9. Mai 1951 an der Philosophischen Fakultät der Sorbonne in einem größeren Rahmen die noch 1935 verabschiedeten 39 Thesen über die Darstellung der deutsch-französischen Beziehungen zwischen 1789 und 1925 (offizieller Titel *Verpflichtender Wortlaut der Einigung der deutschen und französischen Geschichtslehrer über die Entgiftung der beiderseitigen Lehrbücher*) zu überarbeiten.

Deutsche und französische Historiker mussten also keineswegs bei Null beginnen, sondern konnten unter gewandelten Rahmenbedingungen auf die »Kontinuität des hermeneutischen Verstehensbegriffes aus der Zwischenkriegszeit« (Riemenschneider 1991: 143) aufbauen. Diese Gespräche waren das Ergebnis von Bestrebungen der französischen Lehrgewerkschaft aus den 1920er Jahren unter maßgeblicher Leitung von Jules Isaac und Georges Lapierre, die französische Schulgeschichtsbücher auf nationalistische Inhalte untersucht hatten, so dass 26 französische Schulbücher aus dem Verkehr gezogen werden mussten. Aus diesem Geiste heraus hatten dann deutsche und französische Historiker Gespräche aufgenommen und sich noch zwei Jahre nach der NS-Machtergreifung auf 39 Thesen einigen können. In Paris wurden dann 1951 die ersten 18 Thesen umgearbeitet, und es gelang, »einen großen Teil der deutschen und französischen Vorbehalte zu streichen. Eine ganze Anzahl von Thesen wurde wesentlich präziser gefasst und zum Teil in einem für uns sehr günstigen Sinne erweitert«. Eckert war dabei von dem Entgegenkommen der französischen Kollegen überrascht.¹¹ In Mainz wurde dann weiter an diesen Themen gearbeitet, so dass schließlich 1951 die deutsch-französischen Schulbuchempfehlungen formuliert werden konnten. Ihr Ziel war es, einen für beide Seiten akzeptablen Kompromiss über den Modus zu finden, wie historische Erzählung darzustellen sei, und jene Aspekte zu betonen, die eine Annäherung erleichtern können.

Die französische Seite veröffentlichte die Empfehlungen umgehend im *Bulletin de la société des professeurs d'histoire et de géographie* und erhielt durchweg positive Reaktionen, wie der Historiker Pierre Renouvin an Eckert schrieb: »Wir haben also guten Grund zu glauben, daß wir unsere Ziele erreicht haben. Und dies ist natürlich für uns eine große Befriedigung«.¹² Anders als 1935 erfuhr die »Vereinbarung« von 1951 auch in der Bundesrepublik eine nicht zu unterschätzende Öffentlichkeit, richtete sie sich doch gerade an die einschlägigen Multiplikatoren. Die Bundeszentrale für Heimatdienst, die heutige Bundeszentrale für politische Bildung, veröffentlichte eine Sondernummer von *Das Parlament* mit den Thesen und verteilte sie in einer Auflage von 90 000 Exemplaren gratis in allen bundesdeutschen Schulen, »um die Lehrerschaft mit unseren

10 | Vgl. Eckert an Bruley, Brf. v. 5. April 1950 (NLA/StAWo, Nr. 207/2).

11 | Eckert an Rudolf Salat, Brf. v. 14. Mai 1951 (NLA/StAWo, Nr. 207/2).

12 | Pierre Renouvin an Eckert, Brf. v. 5. Mai 1952 (NLA/StAWo, Nr. 207/2).

Arbeiten und Bestrebungen vertraut zu machen«.¹³ Darüber hinaus wurden sie auch in anderen Veröffentlichungen immer wieder nachgedruckt, u.a. als Sonderdruck im *Internationalen Jahrbuch für Geschichtsunterricht* des Jahres 1952 in einer Auflage von 10 000, um sie unentgeltlich an die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Lehrverbände zu verteilen,¹⁴ und dann noch einmal in hoher Auflage durch das Internationale Schulbuchinstitut im Jahre 1958.¹⁵ Dass Bundespräsident Theodor Heuss sie in einer Rede vor dem Bundestag anlässlich des Besuchs des Generaldirektors der UNESCO, Torres Bodet,¹⁶ am 14. Januar 1952 erwähnte, wie Eckert auch Bruley mitteilte,¹⁷ war von nicht zu unterschätzender Symbolik, denn Heuss verlieh den Empfehlungen eine offizielle Weihe, welche die Salonfähigkeit des Versöhnungsdiskurses weiter verstärkte:

Ich halte diesen scheinbar kleinen Vorgang für eine zentrale Leistung als Modell dessen, was möglich ist, um aus der propagandistisch hingenommenen und in den Verkrampfungen einer gestorbenen Aktualität verbliebenen Form des Geschichtsbildes herauszukommen.¹⁸

Um sich intensiver der Forschungsförderung zu widmen, übergab das Mainzer Institut nach 1951 mehr und mehr den Staffelstab an das von Eckert 1951 gegründete Braunschweiger Schulbuchinstitut, das in den folgenden Jahren mit den französischen Partnern jährlich eine Tagung organisierte,¹⁹ bei denen »den jungen Kollegen bestimmte Probleme der französisch/deutschen Beziehungen näher« gebracht werden sollten, wie Eckert schrieb.²⁰

Die Lehrbuchgespräche waren also in der ersten Phase eine vertrauensbildende Maßnahme zwischen den Historikern beider Länder, wie aus einer Aussage von Hans Herzfeld hervorgeht, der darauf hinwies, dass es »zunächst die Trümmer der letzten anderthalb Jahrhunderte aufzuräumen [galt]. Es galt, zunächst einmal grundsätzlich den Boden zu bereiten, auf dem die historische Sprache der beiden Länder sich gegenseitig versteht« (Diskussionsbeitrag von Hans Herzfeld in Göhring 1956: 263). Auch Eckert war sich dieser übergeordneten Aufgabe bewusst gewesen, worauf sein Schreiben an Alfred Grosser hindeutet: »Im Mittelpunkt unserer Bemühungen steht und wird immer die Arbeit

13 | Eckert an Renouvin, Brf. v. 4. November 1953 (NLA/StAWo, Nr. 207/2).

14 | Vgl. Eckert an Ritter, Brf. v. 5. Dezember 1951 (NLA/StAWo, Nr. 212/1).

15 | Vgl. Deutsch-französische Vereinbarung über strittige Fragen europäischer Geschichte. ND März 1958. Braunschweig 1958.

16 | Vgl. auch Eckert an Ritter, Brf. v. 5.2.1952 (NLA/StAWo, Nr. 212/1).

17 | Eckert an Bruley, Brf. v. 22. Januar 1952 (NLA/StAWo, Nr. 207/2).

18 | Zit. n. Internationales Jahrbuch 2 (1953), S. 109, im Anschluss an den Abdruck der Vereinbarung.

19 | 1951 Mainz, 1952 Tübingen, 1953 Tours, 1954 Sankelmark, 1955 Sèvres, 1956 Bamberg/München.

20 | Ausarbeitung von Georg Eckert zur Französisch/Deutschen Historiker-Tagung, Mai 1951, Oktober 1951, Juli 1956 (Politisches Archiv/Auswärtiges Amt [im Weiteren: PA/AA], B 90–600, Bd. 204).

an der französisch-deutschen Verständigung stehen, die für uns von schicksalhafter Bedeutung ist.«²¹

Verflochten mit diesen Aussöhnungsbestrebungen wurden aber zugleich die Grundlagen für eine Transnationalisierung von Schulgeschichtsbüchern gelegt.²² Französische Schulbuchverlage begannen, ihre Neuerscheinungen direkt nach Braunschweig zu schicken; genauso bekamen ausländische Historiker deutsche Schulbücher vor dem Erscheinen vorgelegt, wie Eckert seinem Kollegen Bruley im November 1951 schilderte:

In Kürze hoffe ich Ihnen das Heft von Dr. Mielke ›Geschichte der Weimarer Republik‹ zu übersenden, in dem alle Kritiken und Vorschläge von Prof. Renouvin berücksichtigt worden sind. Wir haben in einer Vorbesprechung auf die wertvollen Beiträge von Prof. Renouvin hingewiesen. Es ist das m.W. das erste Mal, daß ein deutsches Schulbuch vor dem Druck Kollegen aus anderen Ländern, in diesem Falle Frankreichs, Englands und Amerikas, vorgelegt wurde.«²³

Interessanterweise wurde diese Vorgehensweise auf der Rückseite des Titelblattes für die Leser vermerkt,²⁴ »die eine solche Bemerkung als eine Art Qualitätszeichen werten«, wie Eckert gegenüber Alfred Grosser erklärte.²⁵

Die deutsch-französischen Schulbuchgespräche der Nachkriegszeit sind als Komponenten einer Friedenspädagogik zu verstehen, mit denen tiefe mentale Gräben nach einer Zeit der Konfrontation zugeschüttet werden sollten, die u.a. durch unsachgemäße und befangene historische Urteile entstanden waren. Feindseligkeit, Hass und Ressentiments galt es mit Blick auf die Zukunft abzubauen und so schnell wie möglich in gute Nachbarschaft, Freundschaft und Vertrauen zu überführen, um insbesondere die Jugend für die deutsch-französische Aussöhnung zu gewinnen. Bei den ersten wie auch bei den weiteren Treffen ging es jedoch nicht darum, das Konstrukt der ›Erbfeindschaft‹ durch ein neues geschichtspolitisches Konstrukt zu ersetzen, um den Versöhnungsdiskurs konsensfähig zu machen. Es wurde nicht um versöhnende Geschichtsbilder ›verhandelt‹, sondern Unterschiede identifiziert, wie auch Rainer Riemenschneider in seinem Vergleich mit den Gesprächen nach dem Ersten Weltkrieg hervorhebt:

Man hatte also im deutsch-französischen Geschichtsbewußtsein einen bedeutsamen Schritt getan: von der Unvereinbarkeit nationalistisch geprägter Auffassungen und

21 | Eckert an Alfred Grosser, Brf. v. 3. April 1954 (NLA/StAWo, Nr. 212/1).

22 | Schon vor Beginn der Schulbuchgespräche erschien in der *Braunschweiger Zeitung* ein Artikel über die Übereinkunft und die Nachricht, dass die ersten französischen Geschichtsbücher zur Überprüfung bereits eingetroffen seien: Prof. Dr. Eckert als Gast in Paris. In: *Braunschweiger Zeitung* v. 5. April 1950.

23 | Eckert an Bruley, Brf. v. 26. November 1951 (NLA/StAWo, Nr. 207/2).

24 | Eckert an Renouvin, Brf. v. 22. Februar 1952 (NLA/StAWo, Nr. 207/2).

25 | Eckert an Grosser, Brf. v. 3. April 1954 (NLA/StAWo, Nr. 212/1).

deren Nebeneinanderstellung hin zu gemeinsam verantworteten Formulierungen (Riemenschneider 2000: 125).

Dies sollte zu einer Unterrichtspraxis führen, die heute als ›multiperspektivischer‹ Ansatz bezeichnet wird, bei dem verschiedene Sichtweisen dargestellt und erläutert werden.

Nach dieser ersten Phase bis 1967 wurden die Schulbuchgespräche in den 1980er Jahren wieder aufgenommen und verbreiteten die gemeinsame methodische und inhaltliche Grundlage für ein bilaterales Schulgeschichtsbuch (vgl. Defrance/Pfeil 2007). Sie konnten sich zu diesem Zeitpunkt bereits auf ein neues Netz geschichtswissenschaftlicher Institutionen stützen, die sich ab Ende der 1950er Jahre der wissenschaftlichen Mittlerarbeit verschrieben hatten.

DIE INSTITUTIONALISIERUNG DER KOOPERATION

Zu einem wichtigen Mosaikstein in der deutsch-französischen Wissenschaftslandschaft wurde die 1958 gegründete *Deutsche Historische Forschungsstelle* in Paris (vgl. Pfeil 2007b; Babel/Große 2008), deren offizieller Träger die am 2. April 1957 in Mainz gebildete Wissenschaftliche Kommission zur Erforschung der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen war. Die Gründungsgeschichte unterstreicht, wie bei den Planungen und Konzeptionen die konfliktreiche Geschichte nicht ausgeklammert werden konnte, bestand die französische Seite doch nach den Erfahrungen mit der NS-Kulturpropaganda während der Besatzungsjahre 1940 bis 1944 in Form des Deutschen Instituts in Paris auf einer Institution »sur base universitaire« (vgl. Pfeil 2007c). Nachdem die Kommission anfänglich vom Bundesinnenministerium finanziert worden war, wurde die Forschungsstelle 1964 in ein Bundesinstitut, das Deutsche Historische Institut Paris (DHIP), umgewandelt und dem Bundesforschungsministerium unterstellt.

Die ersten Jahre seiner Existenz waren von dem Bemühen der Mitarbeiter bestimmt, eine vertrauensvolle Arbeitsgrundlage zwischen den Historikern beider Länder herzustellen, wie aus einem Zwischenfazit von Rolf Sprandel ein Jahr nach ihrer Einweihung hervorgeht:

Das Institut soll einen Graben, der jetzt schon ein hohes Alter hat und tief ist, zuschütten helfen. Es ist der Graben zwischen der deutschen und der französischen Geschichtswissenschaft. Die Geschichtswissenschaft ist in beiden Ländern wohl am meisten von allen Wissenschaften nationalistischen Einflüssen ausgesetzt gewesen. Sie hatte die engste Verbindung zu nationalen und patriotischen Strömungen (Pfeil 2007a: 465).

Diese Aussöhnungsphase war jedoch Ende der 1960er Jahre abgeschlossen, so dass jetzt mehr und mehr die wissenschaftliche Kooperation zur Priorität wurde, die als politische und soziale Strategie mit dem Ziel der Zusammen-

arbeit und des Austausches verstanden werden sollte. Charakteristisch für die Kooperation ist dabei in der Regel der Wille, auf der Grundlage gemeinsamer Interessen und Ziele den möglichen eigenen Nutzen auf den Nutzen des Partners abzustimmen. Kooperation und wissenschaftliche Mittlertätigkeit wurden in den letzten Jahren kontinuierlich weiter entwickelt, so dass das DHIP heute eine Kommunikationsplattform zwischen den Historikern aus Deutschland und Frankreich sowie verschiedenen Drittländern darstellt.

Die Existenz des Pariser DHI hatte auf französischer Seite immer wieder die Forderung nach einer vergleichbaren Institution auf deutschem Boden hervorgerufen, doch dauerte es bis 1977, bis endlich die *Mission historique française en Allemagne* in Göttingen ihre Türen öffnete. Sie unterstand dem französischen Außenministerium und befand sich in Räumen, die ihr vom Max-Planck-Institut für Geschichte zur Verfügung gestellt wurden. Die Wahl des Ortes blieb nicht ohne Kritik in Paris, wo einige – am französischen Zentralismus geschulte – Historiker für Göttingen nur wenig Verständnis aufbrachten, doch war es für den Gründungsdirektor der *Mission*, Robert Mandrou, gerade die Entfernung von der deutsch-französischen Grenze, die die Attraktivität von Göttingen ausmachte, nachdem sich die französische Deutschlandforschung nach 1945 – neben Paris – in erster Linie in der Grenzregion konzentriert hatte. Er wollte die französische Deutschlandforschung aus den bisher beschrittenen Wegen herausholen, um ihnen die hexagonalen Scheuklappen zu nehmen (vgl. Monnet 2007: 349). Zudem galt es durch die *Mission* die französische wissenschaftliche Präsenz auf deutschen Boden auszubauen, der nach Auffassung von Mandrou eine Pionierrolle bei der Anbahnung von Kooperationen zukommen sollte, um zum einen ein institutionelles französisches Gleichgewicht zum DHIP auf deutschem Boden zu schaffen, zum anderen aber auch einen Wissensstand auf französischer Seite zu erreichen, der eine effektivere Zusammenarbeit möglich macht.

Nachdem der institutionelle Rahmen geschaffen war, konnte die *Mission* ihre Arbeit aufnehmen, um sich neben der Forschung gerade auch der Ausbildung junger Wissenschaftler und dem Austausch mit deutschen Fachkollegen zu widmen. Stabilisiert wurde die Institution durch eine 1994 unterzeichnete Konvention mit dem *Centre national de la recherche scientifique* (CNRS; dt. Nationales Zentrum für wissenschaftliche Forschung); gleichzeitig war es aber Zeichen für die Verflechtung mit der deutschen Historikerkunft, dass sich der Beirat der *Mission* aus französischen und deutschen Wissenschaftlern zusammensetzte – ein deutlicher Hinweis für eine zunehmende Auflösung von nationalen Wissenschaftskulturen.

Wie stark die deutschen und französischen Geistes- und Sozialgeschichten mittlerweile verflochten sind, unterstreicht das Berliner *Centre Marc Bloch* (CMB), dessen Ursprünge in die Zeit der deutschen Wiedervereinigung und der Beendigung des Kalten Krieges führt, das auch für die Sozial- und Geisteswissenschaften neue Herausforderungen schuf (vgl. Beaupré 2007). Die Gründung des CMB unterstreicht dabei die Bedeutung von historischen und geografisch-lokalen Parametern, stand die Idee für ein solches Institut doch in

unmittelbarem Zusammenhang mit der besonderen Rolle Berlins während des Ost-West-Konflikts. So gab es bei der Gründung des CMB genuine französische Interessen, doch waren von Beginn an Verflechtungen mit der deutschen bzw. Berliner Forschungslandschaft zu beobachten, die Ausdruck für eine progressive Auflösung von nationalstaatlichen Kategorien bei der Organisation von deutsch-französischen Forschungsaktivitäten sind. So soll schon hier die These vertreten werden, dass das CMB seit seiner Einweihung 1994 dazu beitrug, auch kulturell bedingte Grenzziehungen im Bereich der Forschung und der Ausbildung junger Forscher abzuschleifen. Institutionen wie das CMB stabilisieren auf diese Weise interkulturelle Kommunikationsprozesse und erleichtern den Wissenstransfer über nationale Grenzen hinweg.

Dass mit dem von der deutschen Besatzungsmacht 1944 ermordeten Historiker Marc Bloch ein Namenspatron gewählt wurde, dessen Lebenslauf Ausdruck für die Konfrontationen zwischen Deutschland und Frankreich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war, spricht außerdem für einen entemotionalisierten Umgang zwischen deutschen und französischen Historikern bei dem gemeinsamen Blick auf die konfliktreiche Vergangenheit. Wie wichtig dieser ist, zeigt die Geschichte des deutsch-französischen Schulgeschichtsbuches, das den (Schüler-)Blick vor nationaler Verengung schützen möchte.

DEUTSCH-FRANZÖSISCHES SCHULGESCHICHTSBUCH

Im Sommer 2006 erschien in Deutschland und Frankreich ein gänzlich neues Produkt mit dem Titel *Histoire/Geschichte. Europa und die Welt seit 1945* bei den Verlagen Klett und Nathan (vgl. dazu ausführlicher Defrance/Pfeil 2010 u. 2013). Es kann als (späte) Frucht der deutsch-französischen Schulbuchgespräche verstanden werden, ging aber konkret auf einen Vorschlag des vom Deutsch-Französischen Jugendwerk (DFJW) 2003 organisierten Deutsch-Französischen Jugendparlaments zurück. Die jugendlichen Teilnehmer forderten hier, »ein Geschichtsbuch mit gleichem Inhalt für beide Länder einzuführen, um durch Unwissenheit bedingte Vorurteile abzubauen«.²⁶

Bei dem fertigen Produkt handelt es sich um das erste deutsch-französische Lehrwerk für Geschichte, wobei es nicht allein für französische Schüler gedacht ist, die Deutsch lernen, oder für deutsche Schüler, die Französisch lernen, sondern es richtet sich prinzipiell an alle deutschen und französischen Schüler, die an Gymnasien und *Lycées* Geschichte lernen. Der erste erschienene Band ist dabei für deutsche und französische Schüler von 18/19 Jahren (12. bzw. 13. Klasse/*Terminale*) bestimmt, die sich auf das Abitur bzw. das *Baccalauréat* vorbereiten. Der im April 2008 erschienene zweite Band umfasst den Zeitraum von 1815 bis 1945 und ist für Schüler der 11. bzw. 12. Klassen in beiden Ländern konzipiert. Der dritte und letzte Band des Lehrbuchs erschien im Frühjahr 2011 und richtet

26 | Schlussklärung zur Zukunft der deutsch-französischen Beziehungen. In: Documents 58 (2003), H. 2, S. 64.

sich an Schüler der zehnten bzw. elften Klassen und spannt den Bogen von der Antike bis zur napoleonischen Ära.

Bei der praktischen Umsetzung des Projektes galt es zunächst, die (bildungs-)politischen Grundlagen zu schaffen und zentralistische mit föderalen Bildungstraditionen miteinander in Einklang zu bringen. Weiterhin mussten unterschiedliche pädagogische und didaktische Unterrichtstraditionen in einen Konsens zusammengeführt werden, um anschließend einen gemeinsamen Lehrplan zu entwerfen. Unter der Leitung von Historikern und Geschichtslehrern aus beiden Ländern entwarfen dann deutsch-französische Autorentandems die einzelnen Kapitel, die als Kompromiss zwischen den verschiedenen Traditionen verstanden werden können.

Das Echo in der deutschen und französischen Öffentlichkeit war von Beginn an sehr groß; darüber hinaus interessierten sich aber auch andere Länder für dieses binationale Schulbuchprojekt, um ihrerseits Anregungen für weitere Projekte zu finden. Mittlerweile gelten derartige Schulbuchprojekte als probates Mittel, um ehemals verfeindete Nachbarn miteinander zu versöhnen, doch gilt es dabei zu bedenken, dass das deutsch-französische Schulgeschichtsbuch eine lange Vorgeschichte hat und auf einer institutionalisierten, aktiven und eingespielten Forschungskooperation aufbauen konnte. So war es nie als Mittel zur Versöhnung konzipiert, sondern das Produkt politischen Willens und einer funktionierenden und institutionalisierten Zusammenarbeit zwischen den Historikern beider Länder.

Dies heißt natürlich nicht, dass es keine wissenschaftlichen Kontroversen mehr gäbe und dass man zu einer einhelligen Interpretation der Geschichte gelangt wäre! Doch stehen sich bei diesen Debatten heute nicht mehr »nationale« Gemeinschaften von Historikern gegenüber. Die »Frontlinien« verlaufen heute zwischen unterschiedlichen Positionen der Vertreter verschiedener Ansätze, seien sie politischer, kultureller, sozialer oder ökonomischer Art.

Dennoch schälten sich Themen heraus, bei denen die nationalen Perspektiven divergieren, vor allem im ersten Band: Dies betraf zum einen die Beziehung zu den Vereinigten Staaten, die von deutscher Seite als Schutzmacht der jungen Bundesrepublik betrachtet wurden, von französischer Seite aber als eine befreundete Supermacht, die dennoch des Imperialismus verdächtigt wurde; zum anderen betraf es den Kommunismus und die Volksdemokratien, die von den Deutschen weiterhin negativer gesehen wurden als von den Franzosen, was mit den unterschiedlichen nationalen Erfahrungen zusammenhängt. In diesen Fällen werden die divergenten Sichtweisen in einem eingefügten Kasten »Deutsch-französischer Perspektivenwechsel« präsentiert.²⁷ Und gerade darin besteht der methodologische Mehrwert des Werkes.

Angesichts der eher bescheidenen Verbreitung des deutsch-französischen Schulgeschichtsbuches in den Schulen beider Länder und der Gefahr, die dem gesamten Projekt durch die Lehrplanreform der *Seconde* (11. Klasse) in Frank-

27 | Vgl. insbesondere S. 127 des ersten Bandes (2006) zum Kommunismus und den Beziehungen zu den Vereinigten Staaten sowie S. 231 zur Globalisierung.

reich entsteht, bleibt am Ende zu fragen, welche Rückschlüsse aus dieser bilateralen Erfahrung gezogen werden können. Nach dem nahezu einhelligen anfänglichen Lob in Deutschland und Frankreich droht das ambitionierte Projekt nun an der Praxisrealität zu scheitern bzw. auf seine Symbolkraft reduziert zu werden. Die Probleme deuten auf die nicht zu unterschätzende Beharrungskraft nationaler Bildungstraditionen und -praktiken hin, die im Fall des deutsch-französischen Schulgeschichtsbuches zwar überspielt werden konnten, doch weiterhin eine breitere Kooperation verhindern. So drängt sich der Eindruck auf, dass das gemeinsame Geschichtsbuch vielleicht zu ambitioniert war und in der Praxis nicht mit den traditionellen Geschichtsbüchern rivalisieren kann.

DIE DEUTSCH-FRANZÖSISCHE GESCHICHTE

Im Jahre 2005 erschien der erste Band der elfbändig geplanten *Deutsch-Französischen Geschichte* (DFG), die einen dreigliedrigen Zugriff von der Karolingerzeit bis in die Gegenwart bietet und an die von Oldenbourg herausgegebenen Reihen *Grundriss der Geschichte* bzw. *Enzyklopädie deutscher Geschichte* erinnert (Überblick, Fragen und Perspektiven, Bibliografie), um den Leser erstens in die Thematik einzuführen und ihm ein Grundwissen zu vermitteln, zweitens Forschungsfragen zu erörtern und Desiderata zu identifizieren und drittens über die Bibliografie zum Weiterlesen anzuregen. Seit 2011 erscheinen die Bände bei *Septentrion* auch in französischer Sprache und erreichen damit ein größeres Publikum auf beiden Seiten des Rheins. Die DFG richtet sich nicht alleine an Historiker, sondern zielt auf eine breitere Leserschaft, die sich für die politischen, wirtschaftlichen, militärischen, gesellschaftlichen und kulturellen Aspekte der deutsch-französischen Beziehungen interessiert. Dabei will sie sich nicht auf eine vergleichende Perspektive beschränken, sondern die vielfältigen Beziehungen, Verflechtungen, Transfers, Interdependenzen, Interaktionen und Kommunikationsfelder in einer Zusammenschau untersuchen. Ob in den jeweiligen Bänden stets *Histoire croisée* drin ist, wo *Histoire croisée* draufsteht, sei dahingestellt,²⁸ definieren die Autoren diesen Forschungsansatz doch zumeist unterschiedlich und nicht unbedingt im Sinne derer, die ihn konzipiert haben.²⁹

Dieses bislang einzigartige Projekt hat in der (Fach-)Presse ein beachtliches Echo hervorgerufen, das hier nachgezeichnet werden soll, nicht allein um sich anhand der bisher erschienenen Rezensionen einen Überblick über die fachlichen Reaktionen zu verschaffen, sondern auch, um die Erwartungshaltung an diese Reihe zu beleuchten.

28 | Guido Thieme (2012) schreibt dazu sicherlich nicht zu Unrecht: »Der Ansatz ist in den letzten Jahren von vielen Forschern wortreich beschrieben und entwickelt worden, allein die konkrete Umsetzung auf empirischer Basis blieb bislang schwach«.

29 | Johannes Großmann schreibt 2012 in seiner Rezension zu den Bänden 8 und 10, dass die Reihe sich der *Histoire croisée* verschrieben habe.

Die DFG ist Ausdruck für eine transnationale Geschichtsschreibung, die seit dem Ende des Kalten Krieges einen außerordentlichen Aufschwung erfahren hat und sich neben dem Vergleich besonders auch multiperspektivischen Prozessen von Transfer, Verflechtung und Akkulturation widmet (vgl. Siegrist 2005; Gassert 2012). Als beispielhaft für die Absicht der verschiedenen Autoren, eine transnationale Perspektive einzunehmen, sei hier aus der Einleitung des achten Bandes von Nicolas Beaupré zitiert, der »die beiden Ländern gemeinsamen und unterschiedlichen, voneinander abhängigen und getrennten, transnationalen und nationalen kulturellen und sozialen Dynamiken« herausarbeiten will (Beaupré 2009: 15). Auch wenn sich die Historiker in der Regel einig sind, dass der Primat der Nationalgeschichte der Vergangenheit angehört, so wird doch immer wieder die »Relativierung der nationalgeschichtlichen Perspektive« (Hähner 2010: 102) als Verdienst der DFG herausgestellt: »Geschichte auch im Handbuchformat einmal nicht aus der Perspektive des nationalstaatlichen Rahmens zu schreiben, sondern als Beziehung auf vielen Ebenen, muss als mutiger und längst überfälliger Schritt gelten« (Kühn 2009). Welchen Erkenntnisgewinn die Analyse von Kulturtransfers haben kann, wird gerade auch dem Band von Jean-Marie Moeglin bescheinigt,

wie sehr Deutschland in Kunst und Kultur ein ›Nehmerland‹ war, das aber dennoch nicht alles eins zu eins übernahm, sondern den eigenen Entwicklungen anpasste und veränderte und dabei auch eigene Modelle für Traditionen schuf, die autonom weiter-existierten (Föbel 2012).

Diese Reaktionen bestätigen die These, dass heute keiner mehr hinter transnationale Analyseansätze zurückfallen möchte, auch wenn die Diskussion um die Definition von transnationaler Geschichte noch nicht abgeschlossen ist und sowohl in Deutschland wie in Frankreich (Charle 2013: 31ff. u. 136ff.) die Bedeutung der nationalen Geschichte innerhalb der Historiografie weiterhin beachtlich ist.

Dass sich die verschiedenen Verfasser auf dieses transnationale Projekt eingelassen haben, mag nicht zuletzt auch an der Existenz der zuvor beschriebenen deutsch-französischen Forschungszentren liegen, welche alle Autoren auf die eine oder andere Form durchlaufen haben, wie der französische Deutschlandforscher Landry Charrier unterstreicht:

Elle témoigne par ailleurs de l'émergence de nouvelles générations d'historiens, réellement binationaux et plus attentifs à des réalités qui, dans des configurations antérieures, étaient difficiles à percevoir (Charrier 2010: 165).

Darüber hinaus lässt sich feststellen, dass eine Reihe von Rezensenten in der DFG ein Instrument gegen den Fortbestand von Geschichtsmymen sehen und hier vor allem gegen die deutsch-französische ›Erbfeindschaft‹. Immer wieder wird lobend hervorgehoben, dass die Autoren Konflikte auf den Territorien, die sich zu Deutschland und Frankreich entwickeln, nicht zu einer roten Linie

verdichten, die geradewegs in die ›Erbfeindschaft‹ führte (Depreux 2007: 281). Dass es immer noch weiterer Anstrengungen bedarf, um diesen Mythen ein Ende zu setzen, betont auch der Journalist Johannes Willms:

Dieses allzu manichäische Bild [der ›Erbfeindschaft‹] der gewiss konfliktreichen deutsch-französischen Geschichte hat unterdessen zwar längst Risse bekommen, aber der Versuch, es einer ebenso gründlichen wie umfassenden Revision zu unterziehen, stand bislang noch aus (Willms 2006).

Werner Paravicini und Michael Werner, die ersten Herausgeber dieser Reihe, verfolgen mit ihr jedoch ein weitergehendes Ziel:

Dabei werden primär nicht die deutsch-französischen Beziehungen ins Visier genommen. Beabsichtigt ist vielmehr die Darstellung deutscher und französischer Geschichte in ihren jeweiligen Verflechtungen wie auch in ihren Besonderheiten, ihren jeweiligen Differenzierungen und Abschottungsvorgängen [...]. Die Deutsch-Französische Geschichte ist eine wesentliche Etappe auf dem Weg zu einer wirklich europäischen Geschichte [...].³⁰

Während viele Rezensenten diesem Gedanken folgen und in dieser Reihe »einen konkreten Beitrag zur Integration Europas« sehen (Freund 2007) bzw. dieser bilateralen Geschichtsschreibung die »Erweiterungsfähigkeit hin zur oben angesprochenen und von den Herausgebern postulierten ›wirklich europäischen Geschichtsschreibung‹« bescheinigen (Elz 2010), reizte er andere Rezensenten zum Widerspruch. Der Berliner Historiker Michael Borgolte sieht es als widerlegt an, »dass die Addition von Steinen wie von selbst einen Bau ergibt« (Borgolte 2006). Hieran anschließend formulierte Harald Müller die Frage, »ob ein Konzept europäischer Historiografie, das Nationalgeschichten oder auch binationale Geschichten kompiliert, wirklich Erfolg verspricht« (Müller 2007). Solche Einwände mögen ihre Berechtigung haben, doch betonen die Autoren der DFG wiederholt, sich nicht auf die bilateralen Beziehungen beschränken zu wollen, sondern ihre Thematik in größere Zusammenhänge einzuordnen. Zudem bleibt zu fragen, ob eine vertiefte Analyse von bilateralen Beziehungen – wie es jetzt übrigens auch deutsche und polnische Historiker tun – nicht doch ein Mosaikstein zu einer Geschichte Europas sein kann. Blicken wir dabei auf die verschiedenen Handbuchprojekte zur europäischen Geschichte, so fällt immer wieder auf, dass gerade in diesem Genre die Entwicklungen in den verschiedenen Ländern ›additiv‹ dargestellt werden, ohne sie ausreichend mit transversalen Fragestellungen zu verknüpfen. Und wenn schon bei der DFG von den Rezensenten zu Recht aufmerksam auf ein ausgewogenes Quellen- und Literaturstudium (vgl. Willms 2006; Ehlers 2012) bzw. den gelungenen

30 | Vorwort von Werner Paravicini und Michael Werner in den jeweiligen Bänden, S. 7f.

deutsch-französischen Perspektivwechsel (vgl. Müller 2007) geachtet wird,³¹ so zeigen sich gerade auch bei Büchern zur europäischen Geschichte Asymmetrien in der Behandlung der einzelnen Länder, die häufig von den Präferenzen der Autoren bzw. von pragmatischen Überlegungen bei der Umsetzung eines solchen Projekts abhängen, auf deren Probleme der Spanienhistoriker Walther L. Bernecker hinweist:

Bei der Bearbeitung des Bandes wurde dem Verfasser deutlich, dass es für einen einzelnen Wissenschaftler ein nahezu nicht zu bewältigendes Unterfangen ist, eine Überblicksdarstellung zur Geschichte Europas in der Zwischenkriegszeit zu schreiben; allzu hochgesteckt ist der Anspruch, sämtliche Probleme zu identifizieren und korrekt zu analysieren; allzu unterschiedlich sind die vielfältigen Aspekte, zu heterogen die Sachbereiche und Länder, zu zahlreich die Sprachen, die er eigentlich lesen müsste (Bernecker 2002: 11).

Trotz vereinzelter Kritik im Detail kommen die Rezensenten quasi unisono zum Schluss, dass mit dieser Reihe »Standardwerke« bzw. »unverzichtbare Nachschlagewerke« (Stockhorst 2012) vorgelegt werden, die angesichts nachlassenden Wissens über Frankreich in Deutschland und abnehmender Lernerzahlen der Partnersprache umso wichtiger für das Kennen des Nachbarn (vgl. Walther 2007) und wichtige Anstöße für weitere Forschungen sind (vgl. Lebeau 2006).

FAZIT

Deutsche und französische Historiker haben nach 1945 auf ihrem Feld einen wichtigen Beitrag zur deutsch-französischen Aussöhnung geleistet. Nachdem gerade die Geschichtswissenschaften bis ins 20. Jahrhundert den Nationalismus historisch unterfüttert hatten, öffneten sie sich nach 1945 Schritt für Schritt für multiperspektivische und transnationale Ansätze. Sie erwiesen sich als wissenschaftliche Mittler, die im Prozess der deutsch-französischen Annäherung ihren Beitrag dazu leisteten, dass das Bild vom »Erbfeind« dekonstruiert werden konnte. Dabei zeigt sich heute das Paradox, dass der Austausch zwischen deutschen und angloamerikanischen Historikern sehr viel größer ist, nicht zuletzt

31 | So berechtigt solche Anforderungen sind, so muss doch darauf verwiesen werden, dass den Forschern zur deutschen Geschichte seit einiger Zeit Recherchemöglichkeiten im Internet zur Verfügung stehen, die es für die französische Geschichte vergleichbar nicht gibt. Während z.B. die *Jahresberichte für deutsche Geschichte* (vgl. <http://jdgdb.bbaw.de/cgi-bin/jdg/cgi-bin/jdg> [15.11.2013]) Publikationen (vor allem auch Zeitschriftenaufsätze) bis in die Aktualität verzeichnen, geht die *Online-Ausgabe der Bibliographie de l'histoire de France* (<http://bhf.revues.org/index.html>) zum jetzigen Zeitpunkt nur bis 2007. Unverständlich ist zudem, dass sie nur Publikationen aufnimmt, welche die französische Geschichte vom 5. Jahrhundert bis 1958 betreffen, so dass die Geschichte der V. Republik ausgespart bleibt.

wegen der niedrigeren Sprachbarriere, dass die deutsche Geschichtswissenschaft aber zugleich mit keinem anderen Land so enge institutionelle Beziehungen wie mit Frankreich unterhält, die zur Grundlage für die beschriebenen gemeinsamen bilateralen Projekte wurden (vgl. Pfeil 2013b). Immer wieder wird dabei die Frage gestellt, ob sie ein tragender Pfeiler bei dem Versuch ist, eine europäische genauer: eine Weltgeschichte zu schreiben. Gleichzeitig werden sie in Drittländern präsentiert, um mit den Historikern vor Ort die Frage zu diskutieren, inwieweit die deutsch-französische ›Methode‹ exportierbar und adaptierbar ist. Zumindest im deutsch-polnischen Fall waren Schulbuchgespräche, Schulgeschichtsbuch und *Deutsch-Französische Geschichte* Anhaltspunkt und Veranlassung, einen ähnlichen Weg zu gehen, bei dem deutsche und polnische Historiker die Gelegenheit haben, aus den Fehlern der deutsch-französischen Projekte zu lernen und ihre Unternehmungen den spezifischen Erfordernissen anzupassen.

LITERATUR

- Beaupré, Nicolas (2007): Le Centre Marc-Bloch de Berlin. Du projet à la réalisation (1989–1994). In: Ulrich Pfeil (Hg.): Deutsch-französische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert. Ein institutionengeschichtlicher Ansatz. München, S. 367–380.
- Beaupré, Nicolas (2009): Das Trauma des großen Krieges 1918–1932/33. Darmstadt [Deutsch-Französische Geschichte 8].
- Bendick, Rainer (2003): Irrwege und Wege aus der Feindschaft. Deutsch-französische Schulbuchgespräche im 20. Jahrhundert. In: Kurt Hochstuhl (Hg.): Deutsche und Franzosen im zusammenwachsenden Europa 1945–2000. Stuttgart [Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Serie A Landesarchivdirektion 18], S. 73–103.
- Bernecker, Walther L. (2002): Europa zwischen den Weltkriegen 1914–1945. Stuttgart.
- Borgolte, Michael (2006): Geschaukelt von Vater Karl. Ein Handbuch zur deutsch-französischen Geschichte in elf Bänden. In: FAZ v. 31. März 2006.
- Charle, Christophe (2013): Homo Historicus. Réflexions sur l'histoire, les historiens et les sciences sociales. Paris.
- Charrier, Landry (2010): Rezension zu: Nicolas Beaupré: Das Trauma der großen Krieges 1918–1932/33. Deutsch-französische Geschichte VIII, Darmstadt: WGB 2009. In: *Allemagne d'aujourd'hui* (2010), Nr. 192 (April–Juni), S. 165.
- Das Deutsche Historische Institut Paris / Institut historique allemand 1958–2008 (2008). Hg. v. Rainer Babel u. Rolf Große. Ostfildern.
- Defrance, Corine (2008): Die internationalen Historikertreffen von Speyer. Erste Kontaktaufnahme zwischen deutschen und französischen Historikern nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Ulrich Pfeil (Hg.): Die Rückkehr der deutschen Geschichtswissenschaft in die ›Ökumene der Historiker‹. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Ansatz. München, S. 213–237.

- Dies./Pfeil, Ulrich (2007): Au service du rapprochement franco-allemand. Dialogue d'historiens de part et d'autre du Rhin. In: Georges Mink/Laure Neumayer (Hg.): L'Europe et ses passés douloureux. Paris, S. 91–103.
- Dies. (2010): Historischer Perspektivenwechsel. Das deutsch-französische Geschichtsbuch: Vorgeschichte und Realisierung. In: Frankreich-Jahrbuch 2009, S. 95–112.
- Dies. (2011): Comment écrire une histoire transnationale? In: Michel Grunewald u.a. (Hg.): France-Allemagne au XX^e siècle – La production de savoir sur l'Autre. Vol. 1: Questions méthodologiques et épistémologiques. Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert – Akademische Wissensproduktion über das andere Land. Bd. 1: Methodische und epistemologische Probleme. Bern u.a., S. 117–132.
- Dies. (2013): Symbol or reality? The background, implementation and development of the Franco-German history textbook. In: Karina V. Korostelina/Simone Lässig (Hg.): History Education and Post-Conflict Reconciliation. New York, S. 52–68.
- Depreux, Philippe (2007): Rezension zu: Rolf Große: Vom Frankenreich zu den Ursprüngen der Nationalstaaten 800 bis 1214 (Deutsch-Französische Geschichte, Bd. 1). Darmstadt: WBG 2005. In: Bulletin d'information de la Mission historique française en Allemagne 43, S. 281.
- Duchhardt, Heinz (2008): Martin Göhring und seine Beziehungen zur französischen Geschichtswissenschaft. In: Ulrich Pfeil (Hg.): Die Rückkehr der deutschen Geschichtswissenschaft in die Ökumene der Historiker. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Ansatz. München, S. 255–263.
- Ders. (Hg.; 2005): Martin Göhring (1903–1968). Stationen eines Historikerlebens. Mainz.
- Ehlers, Joachim (2012): Rezension zu: Jean-Marie Moeglin: Kaisertum und allerchristlichster König 1214–1500. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 76, S. 379–381.
- Elz, Wolfgang (2010): Rezension zu: Nicolas Beaupré: Das Trauma des großen Krieges 1918–1932/33. Darmstadt: WBG 2009. In: sehepunkte 10, Nr. 5; online unter: <http://www.sehepunkte.de/2010/05/17362.html> [Stand: 15.11.2013].
- Föbel, Amalie (2012): Rezension zu: Moeglin, Jean-Marie: Kaisertum und allerchristlichster König: 1214 bis 1500. In: Perspicuitas: Internet-Periodicum für mediävistische Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft v. 14. Mai 2012, Zeitschriftenaufsatz/Fach: Geschichte; online unter: <http://www.uni-due.de/imperia/md/content/perspicuitas/rezfoessel.pdf> [Stand: 15.11.2013].
- Freund, Stephan: Rezension zu: Rolf Große: Vom Frankreichreich zu den Ursprüngen der Nationalstaaten 800 bis 1214. Darmstadt: WBG, 2005. In: sehepunkte 7 (2007), Nr. 5; online unter: <http://www.sehepunkte.de/2007/05/9388.html> [Stand: 15.11.2013].
- Gardner Feldman, Lily (2012): Germany's Foreign Policy of Reconciliation: From Enmity to Amity. New York.
- Gassert, Philipp (2012): Transnationale Geschichte, Version: 2.0. In: Docupedia-Zeitgeschichte; online unter: http://docupedia.de/zg/Transnationale_Geschichte_Version_2.0_Philipp_Gassert [Stand: 29.9.2013].
- Göhring, Martin (Hg.; 1956): Europa – Erbe und Aufgabe. Internationaler Gelehrtenkongress, Mainz 1955. Wiesbaden.
- Großmann, Johannes (2012): Rezension zu: Nicolas Beaupré, Das Trauma des großen Krieges. 1918 bis 1932/33 (Deutsch-Französische Geschichte, Bd. 8). Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2009, und von Corine Defrance/Ulrich

- Pfeil, Eine Nachkriegsgeschichte in Europa. 1945 bis 1963 (Deutsch-Französische Geschichte, Bd. 10). Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2011. In: Archiv für Sozialgeschichte 52; online unter: <http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81377> [Stand: 15.11.2013].
- Hähner, Olaf (2010): Rezension zu: C. Gantet/B. Struck: Deutsch-Französische Geschichte, Bd. 5: 1789–1815. In: geschichte für heute. Zeitschrift für die historisch-politische Bildung 4, S. 102.
- Jeismann, Karl-Ernst (2002): Geschichtsbilder: Zeitdeutung und Zukunftsperspektive. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 51–52, S. 13–22.
- Kühn, Sebastian: Rezension zu: Braun, Guido: Von der politischen zur kulturellen Hegemonie Frankreichs 1648–1789. Darmstadt 2008. In: H-Soz-u-Kult, 03.11.2009; online unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2009-4-105> [Stand: 29.09.2013].
- Lebeau, Christine (2006): Rezension zu Rainer Babel: Deutschland und Frankreich im Zeichen der habsburgischen Universalmonarchie 1500 bis 1648 (Deutsch-Französische Geschichte, Bd. 3). Darmstadt: WBG 2005. In: Bulletin d'information de la Mission historique française en Allemagne 42, S. 356f.
- Monnet, Pierre (2007): La Mission historique française en Allemagne de Göttingen. In: Ulrich Pfeil (Hg.): Deutsch-französische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert. Ein institutionengeschichtlicher Ansatz. München, S. 339–365.
- Müller, Harald (2007): Rezension zu: Rolf Große: Vom Frankenreich zu den Ursprüngen der Nationalstaaten 800 bis 1214 (Deutsch-Französische Geschichte, Bd. 1). Darmstadt: WBG 2005. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 71, S. 326–328.
- Pernau, Margrit (2011): Transnationale Geschichte. Göttingen.
- Pfeil, Ulrich (2007a): Vorgeschichte und Gründung des Deutschen Historischen Instituts Paris. Darstellung und Dokumentation. Ostfildern [Instrumenta 17].
- Ders. (Hg.; 2007b): Das Deutsche Historische Institut Paris und seine Gründungsväter. Ein personengeschichtlicher Ansatz. München.
- Ders. (2007c): Das Deutsche Historische Institut Paris. Eine Neugründung »sur base universitaire« In: Ders. (Hg.): Deutsch-französische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert. Ein institutionengeschichtlicher Ansatz. München, S. 281–308.
- Ders. (2013a): Versöhnung – Kooperation – Verflechtung. Die Institutionalisierung der deutsch-französischen Historikerbeziehungen nach 1945. In: Michel Grunewald u.a. (Hg.): France-Allemagne au XX^e siècle – La production de savoir sur l'Autre. Vol. 3. Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert – Akademische Wissensproduktion über das andere Land. Bd. 3. Bern u.a., S. 205–223.
- Ders. (2013b): Deutsche Zeitgeschichte und *civilisation allemande*: Möglichkeiten und Grenzen eines *regard croisé*. In: Hans-Jürgen Lüsebrink/Jérôme Vaillant (Hg.): *Civilisation allemande / Landes-Kulturwissenschaft Frankreichs. Bilan et perspectives dans l'enseignement et la recherche / Bilanz und Perspektiven in Lehre und Forschung*. Villeneuve d'Ascq., S. 103–125.
- Riemenschneider, Rainer (1991): Verständigung und Verstehen. Ein halbes Jahrhundert deutsch-französischer Schulbruchgespräche. In: Hans-Jürgen Pandel (Hg.): Verstehen und Verständigung. Pfaffenweiler [Jahrbuch für Geschichtsdidaktik 2/1990], S. 137–148.

- Ders. (2000): Transnationale Konfliktbearbeitung. Das Beispiel der deutsch-französischen und der deutsch-polnischen Schulbuchgespräche im Vergleich 1935–1998. In: Das Willy-Brandt-Bild in Deutschland und Polen. Hg. v. Carsten Tessmer. Berlin, S. 121–131.
- Schulze, Winfried/DeFrance, Corine (1992): Die Gründung des Mainzer Instituts für Europäische Geschichte. Mainz.
- Seidendorf, Stefan (Hg.; 2012): Deutsch-Französische Beziehungen als Modellbausteine? Zur Übertragbarkeit von Aussöhnung und strukturierter Zusammenarbeit. Baden-Baden.
- Senghaas, Dieter (1995): Den Frieden denken: *si vis pacem, para pacem*. Frankfurt a.M.
- Siegrist, Hannes (2005): Transnationale Geschichte als Herausforderung der wissenschaftlichen Historiografie. In: H-Soz-u-Kult, 16. Februar 2005; online unter: [http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=575&type= artikel](http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=575&type=artikel) [Stand: 15.11.2013].
- Stockhorst, Daniel (2012): Adenauers Mission und de Gaulles Vision. Deutsch-französische Beziehungen vom Kriegsende 1945 bis zur Gegenwart – meisterhaft gebündelt. In: FAZ v. 2. Januar 2012.
- Thiemeyer, Guido (2012): Rezension zu: Hélène Miard-Delacroix: Im Zeichen der europäischen Einigung 1963 bis in die Gegenwart. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011. In: sehepunkte 12, Nr. 1; online unter: <http://www.sehepunkte.de/2012/01/20590.html> [Stand: 15.11.2013].
- Walther, Gerrit (2007): Rezension zu Rainer Babel: Deutschland und Frankreich im Zeichen der habsburgischen Universalmonarchie 1500 bis 1648 (Deutsch-Französische Geschichte, Bd. 3). Darmstadt: WBG 2005. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 71, S. 388f.
- Willms, Johannes (2006): Unsere Vorfahren, die Gallier. In: Süddeutsche Zeitung v. 10. Februar 2006.

Erniedrigte und Beleidigte

Der ambivalente Mittler im deutsch-französischen Kulturfeld zwischen Ressentiment und Erweckungsmission

JOACHIM UMLAUF

Abstract

Much attention has been paid since 1945 to the role of the mediators in Franco-German relations who have contributed to reconciliation, friendship, and the establishment of the European community. Less attention has been focused however on unsuccessful or problematic mediator biographies and texts. This article assesses historically discredited mediators (such as Friedrich Sieburg), mediators who have expressed ambivalence in French essay writing about Germany and German essay writing about France (such as Peter Sloterdijk and Benjamin Korn), as well as a text by Adam Soboczynski on the polemics surrounding the exhibition De l'Allemagne. This contribution analyses these sources not only to show the longevity and durability of stereotypes in the intercultural field, but also to establish the thesis that attention to these categories of forms can be very enlightening for research on mediators.

Title: The Abject and the Offended: Ambivalent Mediators in the Franco-German Cultural Field between Resentment and Revival

Keywords: ambivalent mediators; Sloterdijk, Peter (1947–); Sieburg, Friedrich (1893–1964); German stereotypes

Die in der Mittlerforschung im europäischen Kontext nach 1945 häufig anzutreffende einseitige Orientierung am Versöhnungsgedanken muss als grundsätzlich problematisch bezeichnet werden, da hierdurch der Transferforschung wichtige Phänomene und Akteure aus dem Blick geraten sind. Wie wir bereits im *Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945* angemerkt haben, ist diese Fokussierung u.a. der Grund dafür, warum heute, d.h.

70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges [...] im zeitlichen Abstand Akteure sichtbar [werden], die sich, nicht zuletzt weil sie mitunter sehr weitab vom Gedanken der ‚Versöhnung‘ standen, im toten Winkel der von diesem Gedanken erfüllten Wissenschaftler und ihrem entsprechend allein positiv konnotierten Mittlerbegriff befanden. (Colin/Umlauf 2013: 79)

Ausgehend von einem »erweiterten Mittlervverständnis« (vgl. ebd.) erscheint diese Lücke problematisch – sowohl im Blick auf nicht-intentionale Mittler,¹ als auch (meist nachträglich) auf diskreditierte und ambivalente Mittler. Die letzteren beiden Gruppen erscheinen für den Kulturtransfer und dessen Theorie insofern von besonderer Bedeutung, als sich anhand ihres oft bedeutsamen und zugleich widersprüchlichen Wirkens die Komplexität des Kulturaustausches besonders anschaulich darstellen lässt. Aus diesem Grund herrscht beim ambivalenten Mittler – im Vergleich zu den aus der Außen- und Innenperspektive gleichermaßen positiv wahrgenommenen Leistungen bekannter zivilgesellschaftlicher Akteure des Kulturtransfers – eine bedeutsame und zuweilen tiefe Kluft zwischen der Eigen- und Fremdwahrnehmung als Mittler. Im deutsch-französischen Kulturfeld ist dieser ambivalente Mittler, der sich in der Regel durch eine doppelte Nähe zum Versöhnungs- und Annäherungswunsch einerseits sowie dem der Kultur stets innewohnenden hybriden Konfliktpotenzial andererseits auszeichnet, insbesondere in der Deutschland- bzw. Frankreich-Essayistik erstaunlich präsent.

Nachträglich, z.B. durch veränderte politische oder gesellschaftliche Situationen und Positionen, diskreditierte Mittler kennen wir zur Genüge. Da wäre, als ein Extremfall, der heute zu den wichtigsten französischen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts gezählte Céline zu nennen, der sich sicher in seiner eigenen Wahrnehmung als wichtiger kultureller *Go-between* zwischen (NS-) Deutschland und (Vichy-) Frankreich bezeichnet hätte. Komplexer und weniger eindeutig bzw. (aus moralisch-ethischer Sicht) verwerflich, liegen die Dinge bei Ernst Jünger oder dem Essayisten und Journalisten Friedrich Sieburg.

TRANSFERDISKURSE: VOM KONFLIKT ZUR VERSÖHNUNG

Auf die machtvolle und lang anhaltende (Nach-)Wirkung von Auto- und Heterostereotypen, wie sie bei der Auseinandersetzung mit dem Anderen notwendigerweise entstehen, hat jüngst Clemens Klünemann zu Recht erneut hingewiesen (vgl. Klünemann 2013). In Sieburgs Bestseller *Gott in Frankreich?* aus dem Jahre 1929 (1931 von Maurice Betz ins Französische übersetzt unter dem Titel *Dieu est-il français?*), der über Generationen und auch noch weit über 1945 hinaus massenhaft gelesen wurde und damit maßgeblich zum Frankreichbild der Deutschen beitrug, tritt die scherenschnittartige Konditionierung der Selbstwahrnehmung für uns Heutige deutlich zu Tage, da wir eben nicht mehr, oder nur noch aus der Ferne, denselben Wahrnehmungsmustern und Deutungszwängen ausgesetzt sind. (vgl. auch Valance 2013: 94–96).

Gewisse alte Klischees schreiben sich selbstverständlich auch heute noch in der »liebvollen«, d.h. von einer positiven und nicht denunzierenden Grundstimmung getragenen Frankreich-Essayistik bzw. -Unterhaltungsliteratur fort, in der »dem Franzosen« beispielsweise Eigenschaften wie Lebenslust und In-

1 | Vgl. hierzu den Beitrag von Nicole Colin in diesem Heft.

dividualismus im Verbund mit einer gewissen Oberflächlichkeit sowie Schönrederei zugewiesen und Hedonismus, Hang zum Luxus und Eleganz gegen deutsche Bescheidenheit, Ernsthaftigkeit in der intellektuellen Auseinandersetzung und Arbeitsethos gestellt werden. Das ständige existentielle Ringen mit dem Anderen, die Fokussierung auf die Frage, welche Kultur denn in welchen Fragen schlussendlich der anderen überlegen sei, der reflexartige und neurotische Hang zur Hervorhebung eigener Qualitäten in negativer Abgrenzung zum Anderen, die sicherlich ein recht direkter Abglanz der vielen kriegerischen deutsch-französischen Auseinandersetzungen seit 1800 und des allgemeinen Hegemoniestrebens der großen europäischen Nationalstaaten bis 1945 darstellen, ist für uns hingegen (glücklicherweise) nicht mehr nachzuvollziehen. Im Gegenteil: Die Fähigkeit, von Kulturen auch Abweichendes zuzulassen, Fremdes zu tolerieren und Alterität als Prinzip zu fördern, wird nicht selten zum Gradmesser und als notwendiger Bestandteil funktionierender pluralistischer Gesellschaften genommen – was am anderen Ende des Spektrums allerdings auch zu phobischen Reaktionen führen kann, die sich in Krisensituationen nicht selten im Erstarken populistischer Parteien (wie in Frankreich des *Front National*) niederschlagen.

Systemisch betrachtet könnte man folglich behaupten, dass selbst in der (radikalen) Abwehr und Dekonstruktion gängiger Klischees diese als Folie dienen und folglich als Teil eines kollektiven Bewusstseins erhalten bleiben (müssen). Nach mehr als 50 Jahren deutsch-französischer Annäherung, Versöhnung und vertiefter Freundschaft – die, so meine Überzeugung, mit ausschlaggebend für den Erfolg des Baus des europäischen Hauses geworden ist –, besteht die Tendenz, alles diesem positiv konnotierten Narrativ unterzuordnen und gewisse Konfliktzonen zu tabuisieren und auch die konstruktiven Effekte dieser (zweifelsfrei oft problematischen) Klischees und Stereotypen zu ignorieren.

In rituellen Zusammenhängen (Veranstaltungen zu Jubiläen von Institutionen und Personen, *50 Jahre Élysée-Vertrag*, die *Deutsch-Französische Woche* etc.) wird die deutsch-französische Freundschaft regelrecht beschworen und darin zementiert: Je öfter und eindringlicher eine Behauptung wiederholt wird, umso deutlicher und unabweisbarer erscheint ihre Faktizität. Auf diese Weise entwickelte sich ein modernes *postnationales* Heldenepos auf dem Boden des Versöhnungsnarrativs, das an die Stelle der alten Konfliktmodelle getreten ist² und in dem die ›Versöhner‹, die Mittler nun die Heldenhauptrolle spielen. Dabei konnten die deutsch-französischen Beziehungen ihre Sonderrolle aufrechterhalten: Wo das Verhältnis der beiden Länder früher symbolhaft für besonders tiefe Verwerfungen und Antagonismen stand, gelten sie nun in exemplarischer Weise freundschaftlich miteinander verbunden. Heutzutage, wo sich das deutsch-französische Sonderverhältnis aus vielen Gründen (Fall des eisernen Vorhangs, Globalisierung, Mobilität und preiswerter Flugverkehr, Entstehen neuer zukunftsgerichteter Wirtschaftszonen wie der BRIC-Staaten [Brasilien, Russland, Indien und China] und schließlich die Effekte des digitalen Zeital-

2 | Vgl. ebd.

ters) abzuschwächen scheint, könnte man im Rückblick behaupten, es habe in seiner Exklusivität durchaus eurozentristische Züge besessen, was eine Sehnsucht nach diesen vergangenen, vermeintlich idealen Zuständen verbietet.

SIEBURG UND DAS UNBEHAGEN IN DER FREMDEN KULTUR

Das Unbehagen, das sich heute beim Lesen weiter Teile der Frankreichschriften Sieburgs einstellt, bestätigt nachträglich sein Lebenslauf. Es wird Sieburg, der nach dem Zweiten Weltkrieg von 1945 bis 1948 zunächst Publikationsverbot erhielt, später als Literaturkritiker aber wieder zu hohen Ehren kam und 1953 sogar zum Professor ernannt wurde, wohl auf immer und ewig gereut haben, seinen im März 1941 im Deutschen Institut Paris gehaltenen Vortrag *La France d'hier et de demain* im Rahmen der *Conférences du groupe Collaboration* in den Druck gegeben zu haben (Sieburg 1941). In zum Teil bedeutungsleer gestelzten, aber sehr gewählten Worten gibt sich Sieburg hier als Bewunderer Frankreichs zu erkennen, dem er jedoch insistierend nahelegt seinen Hang zum Individuellen für ein stärkeres Gemeinschaftsdenken aufzugeben und mehr als den Staat das Vaterland zu verehren. Sieburg, zur damaligen Zeit deutscher Botschaftsrat in Paris, nahm damit in nationalsozialistisch verbrämter Weise wesentliche Grundelemente der Antagonismen und begrifflichen Opposition zwischen ›deutscher Kultur‹ und ›französischer Zivilisation‹ wieder auf, von der 1939 Norbert Elias behauptete (Elias 1976), dass aus ursprünglich sozialen Fragen nationale stilisiert wurden, und die sich ebenso prägend wie kontraproduktiv auf das Verhältnis der beiden Länder ausgewirkt hat. Sieburg selber jedoch fühlte sich, das verrät die Emphase des abgedruckten Vortrags, auf Erweckungsmission gegenüber den kollaborationswilligen Franzosen.

Natürlich werfen Rückblicke solcher Art Fragen allgemeiner, theoretischer und komplexer Art auf, die hier für Sieburg nicht abschließend beantwortet werden können. Welche Rolle spielen die inhärenten Genrekonventionen von schriftstellerischen Formen? Welcher Übertreibungs-, Zuspitzungs- und Abgrenzungsmittel bedarf es beispielsweise im Journalismus oder der Essayistik, um (überhaupt und massenweise) Aufmerksamkeit zu erzielen? Welche ökonomischen und politischen Motive bilden den Hintergrund, welche Rolle spielen Zensur und Autozensur? Es bleibt jedoch unbestritten, dass aus der historischen Distanz die Analyse der Transferleistungen eines diskreditierten bzw. ambivalenten Mittlers leichter fällt. Schwieriger ist es, diesen ›ambivalenten‹ Mittlern, von denen es auch heute zahlreiche gibt, in unserer eigenen Gegenwart nachzuspüren.

Im Folgenden soll anhand von Beispielen das Phänomen des ambivalenten Mittlers analysiert und vor allem hinsichtlich seiner Wirkungen näher betrachtet werden. Ausgehend von den neueren Entwicklungen der Transferforschung erscheint dieser Typ darum besonders interessant, da hier Kategorien wie Hybridität, Konflikt und Widerspruch, die in den aktuellen kulturwissenschaftlichen Debatten eine wichtige Position einnehmen, zentrale Bedeutung besitzen.

Voraussetzung für deren Fruchtbarmachung ist deshalb allerdings, dass das Interesse nicht allein vordringlich den geglückten Vermittlungsprozessen gilt, sondern auch den in jedem Transferprozess präsenten Interferenzen, Konkurrenzverhältnissen, den Krisen und dem Scheitern sowie den fruchtbaren Missverständnissen, eine wichtige Rolle zugestanden wird. Mit anderen Worten: Es gilt das positive Narrativ einer angeblich geglückten deutsch-französischen Annäherung kritisch zu hinterfragen und das Augenmerk in der theoretischen Diskussion vor allem auf die blinden Stellen dieser Erzählung zu richten.

BENJAMIN KORN

Wie bereits erwähnt, ist die Deutschland- und Frankreich-Essayistik voller Autoren, die sich selber durchaus als Mittler verstehen, anders als die bekannten zivilgesellschaftlichen Mittler jedoch ein überaus zwiespältiges Verhältnis zum jeweiligen Nachbarn unterhalten. Ein Beispiel, mit dem wir uns bereits mehrfach in anderen Kontexten beschäftigt haben, ist Peter Sloterdijk (vgl. Colin/Umlauf 2013 und 2014, Colin 2010), der insofern einen interessanten Mittlerfall darstellt, als er einerseits durchaus als Frankreich-Experte zu bezeichnen ist, andererseits jedoch nicht zu den klassischen zivilgesellschaftlichen Mittlern gerechnet werden kann, da bei ihm keinerlei Engagement für die deutsch-französische Aussöhnung erkennbar ist, sondern er im Gegenteil versucht, diesen Diskurs zu hintertreiben und auszuhebeln.

In einem vergleichbar ambivalenten Verhältnis zu Frankreich steht auch der 1943 in Lublin (Polen) geborene und in Frankfurt a.M. als Sohn jüdischer Eltern aufgewachsene Theatermacher und Essayist Benjamin Korn, Bruder von Salomon Korn, des Vizepräsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, der immer wieder durch seine scharfen Attacken gegen die französische Gesellschaft auffällt und den Annäherungsprozess zwischen Deutschland und Frankreich oder eine Normalisierung ihres Verhältnisses rundweg abstreitet.

Franzosen und Deutsche mögen sich nicht. Die Fest- und Schönredner behaupten das Gegenteil und verweisen auf die Freundschaft von Voltaire und Friedrich dem Großen und darauf, daß Giscard d'Estaing und Helmut Schmidt sich duzen. [...] In die breite Masse und die Medien ist die von oben verordnete Völkerfreundschaft nicht hinabgedrungen. Man kann nicht mehr von Haß reden, er hat dem Mißtrauen Platz gemacht. (Korn 1998: 138).

Neben solchen grundsätzlichen Infragestellungen der deutsch-französischen Freundschaft zielen seine Attacken aber vor allem gegen den französischen Freund, seine Lebensvorstellungen, seine politischen Unzulänglichkeiten, seine Arroganz. Mit Sloterdijk teilt Korn die Grundhypothese, dass sich Frankreich 1945 nicht seiner Geschichte und Schuld gestellt habe und stattdessen bis heute ›Kriegsergebnisfälschung‹ betreibe, d.h. sich (insbesondere dank der Haltung de Gaulles) zu einem der Kriegssieger stilisieren konnte. Seitdem habe

im Land, so Korn, ein weitflächiger Verdrängungsprozess stattgefunden, der durch die Zurückweisung der eigenen (evidenten) Schuld zahlreiche andere gesellschaftliche Bereiche kontaminierte (vgl. Korn 2012). Selbst der Wahlerfolg der *Front National* geht aus seiner Perspektive letztendlich auf die enttäuschte Großmannssucht Frankreichs zurück (ebd.). Sicherlich ist der geschichtliche Teil dieser Analyse nicht ganz von der Hand zu weisen, höchst spekulativ (bei Korn) und zweifelhaft (bei Sloterdijk) sind jedoch die darüber hinaus gehenden Schlussfolgerungen, wobei im Gegensatz zu Korn bei Sloterdijk noch hinzukommt, dass er der »Kriegsergebnisfälschung« die (angeblich) vorbildliche Vergangenheitsbewältigung der Deutschen entgegen hält und damit, vielleicht auch ungewollt, dem alten Antagonismus des Grades des Wahrheitsbewusstseins beider Völker erneut Vorschub leistet. Seiner Kernthese gewissermaßen selbst widersprechend, will der seit langem in Paris wohnende und arbeitende Korn an anderer Stelle dabei einen deutlichen Wandel in Frankreich feststellen:

Alle Gründe, aus denen ich Frankreich als Student liebte, Furchtlosigkeit, Offenheit, kritischer Geist, Diskussionslust, Witz, rebellisches Denken, sind in den 25 Jahren, die ich hier nun lebe, in einen breiten, alles zermahlenden Strom des Konformismus eingemündet. Das Land verludert. Seine moralische Substanz ist verbraucht. Allein der Fremdenhass verteilt sich gleichmäßig auf alles Fremde [...]. (Korn 2005).

Mit der gebotenen Vorsicht kann man durchaus vermuten, dass für eine solche Verbitterung auch lebensgeschichtliche Aspekte des Autors eine Rolle spielen. Dem Grad der anfänglichen Liebesüberhöhung (eine schwärmerische Zuweisung von allen möglichen positiven Eigenschaften) entspricht der tiefe Fall bzw. die völlige Desillusionierung, aus der schließlich Hass oder zumindest doch vitale Abneigung erwächst.

Blickt man auf die Publikationsliste Korns, so sprechen einige weitere Titel meist journalistischer Texte von dieser Ambivalenz. Ein interessantes Beispiel, in dem sich eine weitere Eigenschaft des ambivalenten Mittlers zeigt, gibt Korns Artikel über die problematische (da unzureichende) französische Aufarbeitung des Algerienkriegs in *Das große Schweigen. Die Kunst des Wegsehens und die Geschichtslügen der Grande Nation* (Korn 2012). Hier bietet sich der Vergleich mit einem anderen deutschen bzw. österreichischen Mittler an, der ebenfalls nicht zu den klassisch-intentionalen zivilgesellschaftlichen Akteuren des Kulturtransfers zählt, sondern eher die Position eines nicht-intentionalen Mittlers einnimmt: Michael Haneke. Sein Film *Caché* (2005), der sich wie Korn auf das Massaker der Pariser Polizei an vorwiegend algerischen Demonstranten am 17. Oktober 1961 bezieht, zeichnet in deutlicher Weise die Probleme auf, die mit der Tatsache einhergehen, dass die vollständige Aufarbeitung der französischen Gräueltaten bis heute aussteht.

Michael Haneke beleuchtet in »Caché« diesen Prozess der Rückerschließung kommunikativer und zugleich dynamischer Erinnerungsräume, wobei die Frage im Mittelpunkt steht, in welcher Weise ein zeitweilig aus der individuellen und kollektiven Er-

innerung verschwundenes, nur mehr subkutan vorhandenes Ereignis plötzlich wieder aufbrechen und in den Fokus geraten kann. Neutral gesprochen handelt der Film von der direkten und unvorhergesehenen Konfrontation zweier Zeitzeugen in einem transkulturellen (nämlich französisch-algerischen) Erinnerungsraum, die in Ermangelung eindeutiger Vorgaben, oder genauer: einer kollektiven Politik der Vergangenheitsaufarbeitung, sich gezwungen sehen, die Spannung zwischen faktischer und emotionaler Authentizität unter sich auszuhandeln. (Colin 2014)

Solcherart zeichnet Haneke ein zwar nicht sympathisches, dafür jedoch äußerst vielschichtiges Bild des französischen Umgangs mit diesem Tabu, das durch seine Individualisierung zur privaten Tragödie eines Fernsehmoderators transformiert und darin von der spezifisch französischen Geschichte abgetrennt und universalisiert wird, d.h. zum Lehrstück über *jede* Form des schwierigen menschlichen Umgangs mit der Vergangenheit avanciert. Keinesfalls weist der Deutsch-Österreicher Haneke mit erhobenem Zeigefinger auf die Versäumnisse der Franzosen, sich angemessen ihrer Vergangenheit zu stellen. Vielmehr illustriert er die tragischen Folgen, die dieses Schweigen, das hier nicht als ein französisches Problem, sondern eher als eine anthropologische Grundkonstante verstanden wird, in der aktuellen realen Welt immer noch zu produzieren vermag, wenngleich die Geschehnisse lange zurückliegen.

Im Gegensatz dazu bevorzugt Benjamin Korn eine dezidierte Schwarzmalerei, die sich im Kontext seines ›Gesamtwerkes‹ jedoch nahtlos in die Reihe seiner Frankreich-Pamphlete einordnen lässt. Statt wie Haneke zu individualisieren, historisiert er, d.h. er stilisiert das Schweigen über den Algerienkrieg zum Teil einer Art Schweigetradition der Franzosen als eine spezifische Eigenheit, die geschichtlich lange zurückreicht und in der von de Gaulle inszenierten ›Geschichtslüge‹, auf die bereits eingegangen wurde, gewissermaßen seinen Höhepunkt erlebt:

Wegsehen ist eine königliche Kunst. Ludwig der XIV. beherrschte sie perfekt. Jeder seiner Blicke konnte zerschmettern oder erhöhen, jeder Wimpernschlag bedrohen, jedes Wegsehen vernichten. Die Bourgeoisie hat diese höfische Tradition bereitwillig übernommen. Kein Bourgeois in den USA, in Italien oder Deutschland kann so meisterlich ignorieren wie der französische. Aber daß das Wegsehen zu einem Volkssport wurde, verdankt Frankreich einem Mann, dessen Beliebtheit von keinem Lebenden und keinem Toten erreicht wird, verherrlichter als die Jungfrau von Orleans, bewunderter als Napoleon, angebeteter als der Heilige Geist und Gottvater selbst, da ihn sogar Atheisten anhimmeln: Charles de Gaulle. Er hat den Franzosen ein für allemal das Wegsehen eingebleut, ausgerechnet an dem Tag, als er, mit großzügiger Erlaubnis der amerikanischen Armee, triumphal, in der Pose des Siegers in Paris einzog und den Franzosen in seiner berühmten Rede die Lüge aufstichte, sie hätten den Krieg (alleine und aus eigener Kraft) gewonnen, statt ihnen die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern: daß sie ihn katastrophal verloren, sich mehrheitlich der Kollaboration mit den Nazis schuldig gemacht und ihre Befreiung den Armeen Englands, Kanadas und der USA zu verdanken hatten. [...] Der Tag des Sieges war eine Niederlage für das Gedächtnis. Er läutete eine

Tradition des Verleugnens und Vergessens ein, deren Ende nicht abzusehen ist. (Korn 2012: 29)

Die verweigerte Aufarbeitung des Algerienkriegs im Allgemeinen und des Massakers von Paris im Besonderen erscheint in diesem Kontext nicht wie bei Hanneke als menschliche und darin menschenmögliche Tragödie, sondern als eine historische Notwendigkeit.

EIN MISSGLÜCKTER HELD

Wie Anne Kwaschik im Rückgriff auf Everett Stonequist, den ›Erfinder‹ des ›marginalen Menschen‹, bemerkt, steht in zahlreichen Mittlerbiografien das Problem des ›Zugehörigkeitskonflikt‹ zentral, über das viele Akteure des transnationalen Kulturfeldes überhaupt erst in ihre Mittlerrolle finden (vgl. Kwaschik 2012: 178). Dort, wo die Überwindung dieses Konfliktes nicht gelingt oder durch eine durchlebte Zurückweisung der Annäherung irritiert wird, schlägt die ursprünglich positive Bewegung nicht selten in eine Tendenz zu einer radikalen Unterminierung der fremden oder Überhöhung der eignen Kultur um (vgl. Collin 2013). Insbesondere für den Sozialtypus des ambivalenten Mittlers erscheint ein solcher Konflikt einen zentralen Anlass zu liefern.

Im Blick auf das gewählte Beispiel lässt sich ohne psychologische Tiefenanalyse konstatieren, dass der oben erwähnte Zugehörigkeitskonflikt bei Korn eine zentrale Rolle spielt – wenngleich dies sicherlich nicht allein seine deutsch-französische, sondern auch und noch viel grundlegender seine deutsch-jüdische Existenz betrifft. Die Analyse eines solchen Konfliktes erfolgt in der Regel über ein biografisches Verfahren, dass aufgrund seiner einseitigen Perspektivierung im hier verhandelten Kontext indes zu kurz greift und durch eine diskursanalytische Betrachtung ersetzt werden soll: Nicht die konkreten biografischen Fakten interessieren uns hier, sondern Korns Äußerungen diesbezüglich. Ein solches Verfahren bietet sich bei Korn (und auch anderen) ambivalenten und als Essayisten tätigen Mittlern darum an, weil es hier weniger um die lebenspraktischen Erlebnisse und Bezüge geht, die im Endeffekt äußerst schwer zu objektivieren und noch schwerer in ihren tatsächlichen Auswirkungen zu greifen sind, als vielmehr um ihre diskursive Einbettung.

Aufschlussreich im Blick auf diese Frage des Zugehörigkeitskonflikts Korns erscheint im hier verhandelten Kontext Korns 1988 erschienenes Essay *Der Schock ist fruchtbar noch* (Korn 1998) über die so genannte Fassbinder-Affäre, der bei genauerer Analyse eine ganze Reihe Fragen aufwirft, aber auch Antworten nahelegt. Der Text handelt von dem Skandal, den 1985 Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Frankfurt a.M. mit ihrem Protest gegen das Stück *Der Tod, die Stadt und der Müll* (1975) von Rainer Werner Fassbinder entfacht hatten, der in einer Besetzung des Theaters endete, um die Aufführung zu verhindern. Obwohl Benjamin Korn, der zeitgleich ein anderes Stück am Schauspiel Frankfurt inszenierte, sich ausdrücklich nicht in die Angelegenheit hatte einmischen

wollen, sah er sich plötzlich nach eigenen Angaben doch genötigt, Stellung zu beziehen, als er seine Mutter unter den Menschen auf der Bühne erkannte.

Ich war auf die Begegnung, die zwischen mir, den Leuten im Raum und meiner Mutter stattfand, nicht vorbereitet. Die beiden Welten, die mein Leben geprägt hatten, Judentum und deutsche Kultur, drohten einander zu berühren, und ich hatte doch gelernt, sie immer auseinanderzuhalten. [...] Und jetzt trafen sie, unter Hochspannung stehend, auf meinem Territorium, der Bühne, aufeinander, feindselig, und forderten mich auf, zwischen ihnen zu wählen oder sie zu versöhnen. Ich konnte es nicht. Ich hatte immer nur gelernt auszuweichen. (Korn 1998: 19)

Der Zugehörigkeitskonflikt, von dem hier die Rede ist, hat zwar inhaltlich nichts zu tun mit Korns späteren Anti-Frankreich-Essays, erklärt aber gewissermaßen deren strukturelles Grundproblem des »marginal man«, als einer Person, die »fate has condemned to live in two societies and two, not merely different but antagonistic, cultures«.³ Dabei handelt es sich bei diesem Zugehörigkeitskonflikt tatsächlich um ein existenzielles Problem, das in der Vorstellung Korns selbst offenbar nur durch ein entschiedenes Ja oder Nein gelöst werden könnte – was jedoch gleichermaßen unmöglich ist. Die eigentlich unvermeidbare Aporie wird von Korn selber jedoch dezidiert als eigenes Versagen interpretiert:

Was machte mir solche existenzielle Angst, daß ich den Schweiß auf meiner Oberlippe spürte? [...] [E]s war eine kleine Angst, eine unedle Angst [...]. Anders als die Helden, die ich so gerne im Theater sehe, war mir das angenehme Leben wichtiger als die Ehre. Ich wollte es mir weder mit der Gemeinde, noch mit dem Theater verderben, weder mit Bubis noch mit Rühle, meinem Brötchengeber, nicht mit den alten Genossen, nicht mit meiner Mutter, nicht mit der Kritik. (Ebd.: 20)

Man muss diese Form von Selbstvorwürfen, von selbsttherapeutischem Austreibungsdrang und Ehrlichkeit sich selbst gegenüber Korn zu Gute halten, die er im Folgenden noch weiter symbolisch ausschmückt, was letztlich auf den existenziellen Tiefgang des Problems verweist:

Auch ich erfüllte meinen Vertrag mit der Gesellschaft und inszenierte, während man das Fassbinder-Stück abtrieb, mein Stück zu Ende, das ich eigentlich hätte niederlegen müssen, statt, um mein Gewissen zu beruhigen, am Monolog Don Juans gegen die Heuchler zu feilen, der keinen Menschen mehr aufregt. Ja, es war leicht an meiner Stelle einen Helden auf die Bühne zu schicken, der rücksichtslos sagt, was er denkt [...]. Molière hatte dafür zahlen müssen. (Ebd.: 21)

Interessant erscheint, dass die Selbstvorwürfe in der Folge relativ unvermittelt abbrechen und in eine deutlich an Hölderlins *Hyperion* (vgl. Hölderlin 1979: 190) Anklage gegen »die Deutschen« münden, wobei nicht klar wird, wo er seine

3 | Vgl. hierzu den Beitrag von Nicole Colin in diesem Heft.

eigene Identität – als deutscher Jude oder Deutscher jüdischer Herkunft – in diesen Betrachtungen eigentlich verortet.

Gibt es ein Volk, das mehr entwurzelt ist als die Deutschen? Sie haben keine Mitte und kein Maß; sie haben den Boden unter den Füßen verloren und können ihn mit der Schwerkraft ihres Geldes nicht ersetzen. [...] Die Deutschen sind ein gespaltenes Volk. Sie haben ein Haßgefühl auf ihre eigene Identität, das sich aus dem verlorenen Krieg, aus der erzwungenen Demokratisierung und den unbegreiflichen Untaten des zweiten Weltkrieges speist. Sie hassen ihre Schuldgefühle und, ohne es zu wissen, die, die sie auslösen. (Korn 1998: 56)

Im Vergleich zu Korn's essayistischen Texten über Frankreich gewinnt man schließlich das Gefühl, dass das diskursive Muster deshalb ähnlich ist, weil die eine Identität stets in verabsolutierender Weise gegen die andere ausgespielt wird. Wird hierdurch versucht einzuholen, was oben als verpasstes Heldentum beschrieben wurde? Die Fähigkeit einer eindimensionalen Sicht auf die Dinge? Ja oder Nein sagen zu können? Der Verlust klar definierter Kulturräume?

Am Beispiel von Benjamin Korn's Essays zeigt sich letztlich recht deutlich das von Everett Skonequist beschriebene Dilemma des ›marginal man‹, der dazu *verdammt* ist, so Skonequist, die Antagonismen seiner multiplen Identität zu ertragen. Das Beispiel des kornschen Doppel-Konfliktes zwischen dem Judentum und Deutschland sowie Deutschland und Frankreich schließt in diesem Sinne aber auch die (theoretische) Lücke zwischen den *Postcolonial Studies* und der europäischen Transfergeschichte bzw. bindet den deutsch-französischen Kulturaustausch seit 1945 in weitere internationale wissenschaftliche Zusammenhänge ein, die meines Erachtens in dieser Form bisher noch nicht ausreichend bemerkt worden sind.

DE L'ALLEMAGNE

Ambivalente Äußerungen können natürlich auch von sogenannten ephemeren Mittlern getätigt werden, die sich nur zeitweise, zufällig, beruflich oder persönlich bedingt mit dem anderen auseinandersetzen. Just 2012/13, während des Festjahres *50 Jahre Élysée-Vertrag*, aber auch der tiefen europäischen Krise konnte man ein exponentielles Anwachsen der deutschlandkritischen Texte, vor allem in Südeuropa (Stichwort: ›Merkel-Bashing‹) ausmachen, das sich aus den verschiedensten Quellen (Politiker, Wissenschaftler, Industrievertreter, Journalisten, Publizisten) speiste. Als ambivalente französische Persönlichkeit, die sich regelmäßig mit Deutschland beschäftigt, könnte man, spiegelbildlich zu Korn, den Publizisten Emmanuel Todd bezeichnen, der sich früher zwar auch zuweilen recht deutschlandkritisch gab, heute aber mittels kultureller Stereotypen als unerbittlicher ressentimentbeladener Schuldzuweiser auftritt, der vehement den Standpunkt vertritt, Deutschlands Politik reiße Europa in den Abgrund – und dies gerne in französischen Talkshows zur *Primetime* verlauten

lässt. Auf diese Weise hat der durchaus scharfsinnige und redegewandte Todd eine Rolle gefunden, die ihm ein Art Monopol sichert, in reißerische Sendungen eingeladen zu werden und damit große Aufmerksamkeit zu erregen. Seine Rolle als Mittler trägt damit aber auch zur Absicherung seiner ökonomischen Existenz bei. Eine Flut weiterer Veröffentlichungen in Artikel- und Buchform ist zu verzeichnen, die Sloterdijks These, man interessiere sich nicht mehr füreinander, deutlich widerlegt. Letztthin fühlte sich sogar Georges Valance aufgerufen, eine *Petite Histoire de la germanophobie* (Valance 2013) vorzulegen, die das große Verdienst hat die Fäden der gegenseitigen Stereotypisierungen und Verwerfungen bis in die frühe Neuzeit zurückzuverfolgen und dabei auch viele für diese Thematik unverzichtbare Texte aufzuführen – wenngleich bedauerlicherweise nur solche, die (auch) auf Französisch erschienen sind. Allerdings begibt sich Valance im letzten Kapitel seines Buches mit dem tendenziösen Titel *De l'amitié à la méfiance* (wobei er Korns oben zitiertes Begriffpaar wörtlich aufnimmt) auf Irrwege. In seinem verständlichen Versuch, die Jetztzeit und die jüngsten Entwicklungen zu kommentieren und zu interpretieren, findet man in Ansätzen eben genau jene kulturellen und stereotypen Zuschreibungen wieder, die er 200 Seiten zuvor (zumindest teilweise) entlarvt, erklärt und dekonstruiert hat.

Diese Stereotypen kamen unlängst auch in einer höchst emotional und polemisch geführten deutsch-französischen Kulturdebatte zum Einsatz, die sich um eine Ausstellung im Pariser Louvre im Frühjahr 2013 mit dem Titel *De l'Allemagne* rankte. Mit dem Verweis auf Madame de Staëls berühmtes Buch von 1812 sollte – unter der Schirmherrschaft von Angela Merkel und François Hollande – deutsche Kunst von 1800 bis 1939 repräsentativ vorgestellt werden, als Geschenk Frankreichs bzw. des Louvre an Deutschland im Élysée-Jahr. Konzipiert wurde die Ausstellung gemeinsam vom Louvre und dem Deutschen Kunstforum in Paris, das allerdings an der Ausführung (Hängung, Konzeption der Räume, pädagogische Gestaltung, Texte des Audioguides, Bildunterschriften und -kommentare) nicht mehr beteiligt war, eine Zurückweisung, die letztthin die Grundlage für eine erbitterte Debatte über die Ausstellung gab. Ich möchte mich hier der fachlichen Kommentierung des Streites enthalten, dafür sind Kunsthistoriker eher geeignet, wenngleich auch diese sehr divergierende Meinungen zur Sache haben. Interessanter für unsere Belange erscheint der Anfangsparagraph desjenigen Zeitungsartikels, der die Polemik in den Medien letztthin auslöste und der vom Feuilletonchef der *ZEIT*, Adam Soboczynski, verfasst wurde. Es handelt sich hier um einen geschickt getarnten, aber doch lupenreinen Ausbruch von Frankophobie, der nicht zuletzt aus Effekthascherei jede Menge Rückgriffe auf Stereotypen vergangener Zeiten übt:

Wer dieser Tage durchs Quartier Latin spaziert und die jungen und alten Parvenüs mit ihren schmalen Slippers, rosa Seidenschals und kleinen, lustigen Mischlingshunden erblickt, die Frauen, die mit herausgestellter Sorglosigkeit und baumelnden Einkaufstäschchen die Straße wie schwebend überqueren, als führen keine Autos, hält das Gerede von der französischen Wirtschaftskrise für die Erfindung windiger Journa-

listen. Aber man steht eben nicht vor den Wohnblocks der Banlieues, sondern im wohlhabenden Zentrum der Wohlstandsinsel Paris und wundert sich deshalb nur kurz, dass einem tatsächlich Dominique de Villepin, der ehemalige Ministerpräsident, in einer Seitenstraße des Boulevards Saint-Michel mit stolzester Lässigkeit entgegenkommt, sehr offenkundig die Sonne genießend, die in Berlin dieser Tage ihren Dienst komplett verweigert. (Soboczynski 2013)

Psychologisch geschickt suggeriert der Autor mit dieser Einleitung, dass die gutsituierten und so gebildeten Franzosen nichts von der ökonomischen und politischen Krise der letzten Zeit begriffen hätten, nein, nichts begreifen wollten. Die Argumentation erfolgt dabei im Rückgriff auf uralte Klischees und Stereotypen, die gefährlich nahe an Sieburg und andere diskreditierte Mittler herankommen: die Feminisierung der Männer als Zeichen einer dekadenten Kultur, Hedonismus, Luxus und Eleganz als Zeichen des Primats des Individuums, die Zurückweisung des die Wahrheit Sagenden (>Erfindung windiger Journalisten<), die Affektiertheit einer >nur< zivilisierten Kultur ohne Tiefgang (wie die >zu Verliebtheitsposen entschlossenen Liebespaare<). Zur Schlussfolgerung, dass die Franzosen und Ausstellungsmacher nicht viel von den Deutschen verstanden haben bzw. – subtiler noch – ein altes Bild ebenso wenig revidieren wollen, wie sie bereit sind, ihre aktuelle Gesellschaft in Frage zu stellen, ist es dann nur noch ein kleiner Schritt. Wenngleich gegen die Kritik Soboczynski an der Ausstellung an sich nicht viel einzuwenden ist, sind die zitierten Absätze als störend, ressentimentgeladen, desavouierend und peinlich zu bezeichnen.

Der Verantwortung für die sich aus solchen Pamphleten womöglich langfristig entwickelnden Diskurse können sich die Journalisten und Essayisten, gleich ob sie Sloterdijk, Korn, Todd oder Soboczynski heißen, nicht entziehen – gleich ob sie sich selber als Mittler verstehen oder nicht. Akteure des Kulturtransfers, die sich in aufgeklärten, freundschaftlichen transnationalen Beziehungen bewegen, sollten daher nicht auf eine Vermeidung von Stereotypen hinarbeiten, sondern vielmehr einen offenen und zugleich kritischen Umgang mit diesen propagieren. Hierzu benötigte, konkret gesprochen, Soboczynski allerdings ein größeres Maß an ironischer Selbstdistanz und -kritik sowie die Einsicht, dass es ein >unschuldiges< Sprechen nicht geben kann, Korn die Fähigkeit, die eigne Geschichte im Blick auf Zugehörigkeitskonflikte zu analysieren, und Sloterdijk genauere Einsicht in die Beschaffenheit hybrider Kulturidentitäten.

LITERATUR

- Colin, Nicole (2010): Inszenierung der Normalität. Peter Sloterdijk und die Nachkriegszeit. In: Nicole Colin/Krijn Thijs (Hg.): Forschungsbericht des Duitsland Instituut Amsterdam. September 2010, S. 136–144.
- Dies. (2014): Bewegter Stillstand. Transkulturelle Erinnerungsräume in Michael Haneke's »Caché«. In: Carla Dauven-van Knippenberg/Rolf Parr (Hg.): Räumliche Darstellung kultureller Konfrontationen. Heidelberg [im Druck].

- Dies./Umlauf, Joachim (2013): *Amours fragiles*: Deutsch-französische Annäherungen in der Krise? In: Frankreich-Jahrbuch [im Druck].
- Dies. (2013): Eine Frage des Selbstverständnisses: Akteure im deutsch-französischen *champ culturel*. Plädoyer für einen erweiterten Mittlerbegriff: In: Dies. u.a. (Hg.): Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945. Tübingen, S. 69–80.
- Elias, Norbert (1976): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchung. Bd. 1. Frankfurt a.M.
- Hölderlin, Friedrich (1979): Hyperion. Frankfurt a.M. 1979.
- Klünemann, Clemens (2012): »Eiserner Kanzler« und »Grande Nation«. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 63 (2013), H. 1, S. 9–16
- Korn, Benjamin (1998): Kunst, Macht und Moral. Frankfurt a.M.
- Ders. (2005): Frankreichs großer Selbstbetrug. In: Die Zeit v. 15. Dezember 2005.
- Ders. (2012): Das große Schweigen. In: Lettre International 96, S. 29–37.
- Kwaschik, Anne (2011): Intellektuelle Identitätssemantiken und Rollenkonstruktionen. Der biographische Ansatz als Fallstudie in der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen. In: Michel Grunewald u.a. (Hg.): France-Allemagne au XX^e siècle – La production de savoir sur l'Autre. Vol. 1: Questions méthodologiques et épistémologiques. Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert – Akademische Wissensproduktion über das andere Land. Bd. 1: Methodische und epistemologische Probleme. Bern u.a., S. 167–182.
- Sieburg, Friedrich (1941): France d'hier et de demain. Paris.
- Soboczynski, Adam (2013): Auf dem Sonderweg. In: Die Zeit v. 4. April 2013.
- Valance, Georges (2013): Petite histoire de la germanophobie. Paris.

Im toten Winkel der Versöhnung

Mittler wider Willen im deutsch-französischen Kulturtransfer.

Der Fall Jean Vilar

NICOLE COLIN

Abstract

This contribution proceeds from an expanded definition of the idea of the “mediator” to analyse the role that the famed French theatre director Jean Vilar (1912–1972) played in Franco-German cultural transfer. Although Vilar did not develop special engagement for the rapprochement for the two hostile nations – which means that he has not received any attention in the context of Franco-German cultural transfer – we cannot underestimate the influence that Vilar had on the mutual perception of French and German culture. Furthermore, Vilar serves as a case study for “overlooked mediators”; further research into this group promises new results from a methodological perspective for mediator research.

Title: In the Blind Spot of Reconciliation: Unwilling Mediators in Franco-German Cultural Transfer. The Case of Jean Vilar

Keywords: cultural transfer; Franco-German relationship; German drama; intermediary; theater

In der deutsch-französischen Transferforschung für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg tritt in den letzten Jahren die Figur des ›Mittlers‹ mehr und mehr ins Zentrum des Interesses, wobei allerdings in der Regel auf eine recht verengte Definition von Kulturtransfer bzw. Kulturbeziehungen rekurriert wird. So finden in der Regel nur Akteure der zivilgesellschaftlichen Annäherungs- und Versöhnungspolitik, denen ein spezifisches Engagement unterstellt wird, als klassische Mittlerfiguren Beachtung (vgl. Marmetschke 2011 u. 2012). Auf der Grundlage der offiziellen politischen Versöhnungspolitik, die von der Bundesrepublik nach 1945 lanciert wurde (vgl. Gardner Feldman 2012), avancierte die deutsch-französische Freundschaft in den letzten Jahrzehnten zu einem Erfolgsnarrativ, das, wie Corine Defrance herausstellt, alle Elemente einer »Meistererzählung« im klassischen Sinne besitzt:

Sie ist zum einen ein *Konstrukt*, das bei der Auflösung des alten und antagonistischen Mythos vom ›Erbfeind‹ ansetzt. Zum anderen ist sie sehr zeitgenössisch und beruht auf einem Eros und symbolischen Orten. Zudem ist sie *sinnstiftend*, soll die »Versöhnung« nach dem absoluten Tiefpunkt von Gewalt und Verbrechen doch den Beginn einer neuen europäischen, von Friedenskonsolidierung geprägten Ordnung markieren. Und

schließlich ist sie *symbolträchtig*, gab es doch einen historischen Präzedenzfall: die Aussöhnung in der Zwischenkriegszeit. (Defrance 2012: 17).

Hinzuzufügen ist, dass diese ›Meistererzählung‹ in den letzten 20 Jahren aufgrund des fortschreitenden europäischen Integrationsprozesses auch über das deutsch-französische Feld hinaus an Bedeutung gewonnen hat. Die positive Konnotation des zivilgesellschaftlichen Mittlers, die an sich alles andere als selbstverständlich ist,¹ scheint aus dieser Perspektive vor allem seiner Einbettung in dieses Versöhnungsnarrativ zu verdanken zu sein, auf dessen Folie er gewissermaßen zu einer modernen Heldengestalt überhöht wird.

Die Fokussierung auf den zivilgesellschaftlichen Versöhnungsprozess, auf dessen Grundlage Mittlerbiografien im Blick auf ihren idealistischen und uneigennützigen Einsatz ›für die gute Sache‹ analysiert werden, erscheint jedoch problematisch, da sie wichtige Elemente und Phänomene unberücksichtigt lässt und bestimmte Mittler sogar explizit aus dem Untersuchungsfeld ausschließt. Hierzu gehören zum einen transnationale Akteure des Kunst-, Kultur- und Wissenschaftsfeldes, die wesentlichen Einfluss auf andere Systeme genommen und bedeutsame kulturelle und wissenschaftliche Wechselwirkungen provoziert haben, *ohne* sich dies jedoch explizit zur Aufgabe gemacht zu haben. Diese Akteure, für die an anderer Stelle der Begriff des ›nicht-intentionalen Mittlers‹ vorgeschlagen wurde (vgl. Colin/Umlauf 2013a: 69–80), ist vom Typus des ›ephemerem Mittlers‹ zu unterscheiden, d.h. von Personen, die als allgemeine Experten im transkulturellen Austausch kurz auftauchen und schnell wieder verschwinden und nur in seltenen Fällen nachhaltige Wirkungen entfalten können, wie Diplomaten oder entsandte kultureller oder politischer Stiftungen (wie z.B. des Goethe-Instituts oder der Konrad Adenauer Stiftung) bzw. Vereine oder auch Gastprofessoren im universitären Sektor.

Einen weiteren, zumeist ignorierten Typ bildet der moralisch oder politisch diskreditierte Mittler, wie beispielsweise die deutschen Besatzer oder durch den Nationalsozialismus in Verruf geratene Persönlichkeiten wie Ernst Jünger, Carl Schmitt, Arno Breker oder Leni Riefenstahl, deren Annäherung an die andere Kultur ausgehend von der Idee einer prinzipiellen deutschen Hegemonialposition erfolgte und deren kulturelle Transferleistungen nach 1945 aus guten Gründen überaus skeptisch betrachtet und zumeist nicht genauer analysiert wurden. Die Nichtbeachtung dieser ›diskreditierten Mittler‹ ist insofern problematisch, als Kulturtransfer in der Regel keinen (primären) moralisch-ethischen Ziele unterworfen ist – auch dann nicht, wenn sich das Interesse der Mittler am Anderen im Wunsch der Überwindung von (im biografischen Kontext negativ

1 | So werden Menschen, die zwischen zwei Kulturen stehen, insbesondere wenn sich dieser Umstand zufällig durch ihre Abstammung ergibt, in der Regel von der Außenwelt aufgrund ihrer ›Doppelidentität‹ argwöhnisch betrachtet – wenngleich diese ›marginalen‹ Existenzen letztlich, wie dies Everett Stonequist bereits in den 1930er Jahren feststellte, eines der wichtigsten Phänomene der Moderne darstellen (vgl. Stonequist 1937: XIVf.).

erlebten) Grenzen und Krisensituationen gründet. Die solcherart immer – und sei es in der Erinnerung – präsenten Konflikte, deren Überwindung in vielen (vielleicht sogar den meisten) Fällen nicht möglich ist, nehmen einen bedeutenden Einfluss auf die Beziehung selbst und schwelen sichtbar oder unsichtbar in zahlreichen Mittlerbiografien weiter. Die Beziehungen bleiben *Amours fragiles* (vgl. Colin/Umlauf 2013b), in denen sich die unbewältigten Konflikte in beleidigt anmutenden Reaktionen oder auch Provokationen zu erkennen geben, zuweilen aber auch in eine radikale Überhöhung der anderen Kultur umschlagen. Der solcherart ›ambivalente Mittler‹,² dessen Ansichten sich kurioser Weise nicht selten mit den schlimmsten Stereotypen der Nichtexperten decken, bildet einen weiteren, bisher weitgehend übersehenen bzw. nicht als Mittler definierten Typus, der insbesondere in der Essayistik und im Journalismus präsent ist.

Ausgehend von diesen Vorüberlegungen möchte ich vorschlagen, in Abgrenzung zu einer eingeschränkten Fokussierung auf das Engagement zivilgesellschaftlicher Akteure einen ›erweiterten Mittlerbegriff‹ zu etablieren, der (vorläufig) die beschriebenen sechs Bereiche umfasst, wenngleich diese Typen natürlich niemals in Reinform existieren und sich Motivation und Wirkung zahlreicher Akteure durchaus zwei oder mehreren Typen zuordnen lassen:³

- zivilgesellschaftliche Mittler,
- nicht-intentionale Mittler,
- ephemere Mittler,
- ökonomisch/machtpolitisch interessierte Mittler,
- diskreditierte Mittler,
- ambivalente Mittler.

Ausgehend von diesem erweiterten Mittlerspektrum soll im Folgenden der Mittler im Kunst-, Literatur- und Wissenschaftsfeld und seine nicht-intentionalen Transferleistungen näher betrachtet werden – auch im Blick auf möglicherweise inhärent vorhandenes Konfliktpotential. Als Fallbeispiel soll ein herausragender, aber bisher im toten Winkel des Versöhnungsgedankens übersehener Mittler des deutsch-französischen Kulturaustausches dienen: Jean Vilar.

JEAN VILAR – MITTLER WIDER WILLEN?

Das Kapitel Jean Vilar (1912–1971) und Deutschland muss noch geschrieben werden. Als 2012 in Frankreich der hundertste Geburtstag des Schauspielers, Regisseurs und Theatermakers und -politikers, der wie kein Zweiter die fran-

2 | Vgl. hierzu den Beitrag von Joachim Umlauf im vorliegenden Heft.

3 | Diese Auflistung versteht sich in diesem Sinne als erster Versuch einer Klassifizierung der Mittlertypen. Eine Erweiterung und weitere Ausdifferenzierung ist nicht nur möglich, sondern wünschenswert.

zösische Theaterlandschaft des 20. Jahrhunderts grundlegend verändert und zugleich nachhaltig geprägt hat, mit Ausstellungen und wissenschaftlichen Kolloquien gefeiert wurde, standen auch die internationalen Kontakte von Vilar auf dem Programm, insbesondere seine Tourneen durch die USA und die UDSSR; seine Beziehungen zu Deutschland fanden jedoch bestenfalls am Rande Erwähnung.⁴ Dies erscheint auf den ersten Blick auch durchaus verständlich, da Vilar kaum Kontakte nach Deutschland unterhielt. Seine südfranzösische Heimatstadt Sète hatte der aus einfachen Verhältnissen stammende Vilar bereits mit 20 Jahren verlassen, um nach Paris zu gehen und dort Theater zu machen. Sein erster und wichtigster Lehrmeister war Charles Dullin, der wiederum zu den bekanntesten französischen Theatermachern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zählt. 1947 gründete Vilar das *Festival d'Avignon*, das er bis zu seinem Tod 1971 leiten sollte; von 1951 bis 1963 war er zudem Direktor des im *Palais de Chaillot* in Paris beheimateten *Théâtre National Populaire* (TNP).

Vilar sprach kein Deutsch⁵ und obwohl er häufig mit seinen Theaterinszenierungen in Deutschland (wie in vielen anderen Ländern) gastierte, stand er seinen Nachbarn auf der anderen Seite des Rheins nach dem Zweiten Weltkrieg, wie aus seinen Tagebucheinträgen hervorgeht, deutlich distanziert gegenüber (vgl. Vilar 1981: 114). Umso erstaunlicher mutet an, dass Vilar nach 1945 begann, ausgerechnet Stücke von deutschen Dramatikern zu inszenieren, die bis zu diesem Zeitpunkt in Frankreich gänzlich unbekannt waren. So präsentierte er 1948 *Dantons Tod* von Georg Büchner, 1951 *Der Prinz von Homburg* von Heinrich von Kleist sowie Bertolt Brechts *Mutter Courage*, obwohl man deutschen Stücken damals prinzipiell kritisch gegenüberstand. Die wenigen Stücke von Brecht, die in den 1930er Jahren in Paris aufgeführt worden waren, hatten nur negative Reaktionen hervorgerufen; die Stücke der beiden deutschen Klassiker Büchner und Kleist waren zwar bereits übersetzt und auch einer (germanophonen oder zumindest germanophilen) Leserschaft bekannt, Interesse an einer Inszenierung hatte bis zu diesem Zeitpunkt jedoch noch kein französisches Theater gezeigt.

Aus diesem Grund überrascht es nicht, dass Vilars Inszenierung von Büchners *Dantons Tod* auf dem *Festival d'Avignon* (das damals noch als *Semaine d'Art* angekündigt wurde), nur knappe vier Jahre nach der *Libération* von vielen als regelrechte Provokation empfunden wurde – und zwar im doppelten Sinne: Musste zu einem so spezifisch nationalem Ereignis wie der Französischen Revolution die Interpretation eines ausländischen und dann auch noch ausgerechnet deutschen Autors herangezogen werden? Hinzu kam, dass Büchner in Frankreich, wie Jean Vilar in einem Brief an den Übersetzer Jean Paulhan bemerkte, »kaum bekannt« und bis zu diesem Zeitpunkt »übersehen, wenn

4 | Vgl. hierzu das Programm des Kolloquiums online unter: <http://theatretrudies.hypotheses.org/87> [Stand: 15.11.2013].

5 | Vgl. Jean Vilar: Brief an Jean Paulhan vom 2. April 1948. In: Bibliothèque Nationale de France, département Maison Vilar, Avignon, Fonds Jean Vilar, 4-JV-70,13. Im Folgenden wird nach dieser Quelle unter Angabe der Inventar-Nr. zitiert.

nicht offen verachtet« worden war.⁶ Büchner dem französischen Publikum nahe zu bringen sei, so Vilar weiter, daher eine ebenso schwierige Aufgabe wie zwei Jahrhunderte zuvor noch die Inszenierung der Stücke Shakespeares (Vilar 4–JV 87,1). Als Grund seines Interesses für *Dantons Tod* nennt Jean Vilar im Programmheft vor allem die Komplexität und historische Genauigkeit, mit der Büchner in diesem Text als einem Dokumentartheaterstück *avant la lettre* das Thema behandelt (Vilar 1948: 30), aber auch dessen letztlich unentschiedene Haltung:

Es ist schwierig in ein paar Sätzen zusammenzufassen, welche Aufgabe man sich angesichts eines Stückes stellt, das man bewundert. Vielleicht gelingt es mir meine Schwierigkeiten verständlich zu machen, indem ich [...] versichere: Die Zuschauer müssen begreifen, dass die Widersprüche, unter denen der Held des Stückes leidet, auch die ihren sind. (Vilar 1948: 30)

Vor allem die Kommunisten lehnten eine solch aporetische Sicht auf die Revolution ab und protestierten entsprechend heftig gegen die ungelösten Widersprüche auf der Bühne.

Die Ablehnung des Publikums gegenüber Büchner erscheint aus dieser Perspektive deutlich verständlicher als die unbedingte Bewunderung, die man Vilars Inszenierung von Kleists *Prinzen von Homburg* entgegenbrachte. Ohnehin mutet die Tatsache, dass Vilar nach dem Skandal, den er mit Büchners *Danton* ausgelöst hatte, 1951 nun auch noch den *Prinzen von Homburg* inszenierte, in vielfacher Hinsicht befremdlich an: So besitzt das von der französischen Presse als »patriotisch« bezeichnete Stück,⁷ wenngleich aus historisch verständlichen Gründen, deutlich frankophobe (oder zumindest anti-napoleonische) Züge (David 1969: 10); zudem galt *Der Prinz von Homburg*, der bereits im Kaiserreich als Lieblingsstück Wilhelm II. in eine nationalistische und militaristische Interpretation gedrängt worden war, infolge der hemmungslosen Instrumentalisierung durch die Nationalsozialisten zu Beginn der 1950er Jahre in Deutschland als quasi unspielbar.⁸

6 | Diese und alle weiteren Übersetzung stammen, wenn nicht anders gekennzeichnet, von der Verfasserin.

7 | »Le Prince de Hombourg de Heinrich von Kleist [...] est une pièce patriotique allemande. Ecrite pour réveiller le sentiment national contre l'oppression napoléonienne elle entraîne à la guerre de libération. [...] Joué à l'intersection du rêve et du réel, de la vie et l'amour, de la lâcheté et du courage, de l'honneur individuel et de l'honneur d'une »maison«, c'est la pièce romantique par excellence.« (N.N. 1956.)

8 | Vgl.: »Der »Homburg« galt seit 1945 als Wagnis, und keiner traute sich. Der Große Kurfürst, die Schlacht bei Fehrbellin und am Schluß der Aufbruch zum Endsieg – mußte das nicht Ärgernis geben?« (Lewalter 1953) Bereits 1951 mutmaßte die *ZEITUNG*: »Es war, als schäme man sich der Unbedingtheit Kleists, die das spielerische Element im Bühnenspiel mit so unheimlicher Lebensspannung auffüllt und es wie Gewitter zur Entladung treibt. Ja, es war, als sei in diesem Manne, der den unbändigen Willen zur Selbstverwirklichung und die innigste Vertrautheit mit dem Tode hatte, bereits die Ge-

Das sah man in Frankreich erstaunlicher Weise anders: Die Reaktionen auf die Inszenierung in der Presse waren enthusiastisch und die Figur des preußischen Prinzen avancierte, dargestellt von dem bekannten und umschwärmten Schauspieler Gérard Philipe (an seiner Seite: die junge Jeanne Moreau), zu einem französischen Mythos.⁹ Diese erstaunliche Transferleistung war sicherlich nicht unerheblich der Tatsache zu verdanken, dass Vilar den *Prinzen* (ebenso wie *Dantons Tod*) als romantisches Stück interpretierte, die militaristischen bzw. nationalistischen Aspekte abblendete und stattdessen die Bedeutung der Gefühle sowie die Traumstruktur des Stückes in den Mittelpunkt stellte. Auf diese Weise kam es, dass Vilar mit einem in Deutschland zum damaligen Zeitpunkt als NS-Stück verpönten deutschen Klassiker auf Tournee ging und der erste *Prinz von Homburg*, den das deutsche Publikum nach dem Zweiten Weltkrieg auf der Bühne zu sehen bekam, französisch sprach. Der Theaterkritiker Christian E. Lewalter stellte in der *ZEIT* entsprechend irritiert die Frage: »Mußte ein französischer Theatermann kommen, um den Deutschen Mut zu Kleist zu machen?«

Die paradoxe Wirkungsgeschichte der Inszenierung blieb merkwürdigerweise bis heute unentdeckt oder zumindest unkommentiert (vgl. Colin 2012). Wenngleich Vilars von deutscher wie französischer Seite kritisierte Romantisierung der Komplexität des Stückes sicherlich nicht gerecht wird (vgl. David 1969: 26), wirkte die französische Erstaufführung trotz oder vielleicht ja sogar *wegen* ihrer Fehlinterpretationen letztlich in mehrfacher Hinsicht befreiend für die Kleistrezeption – und zwar auf französischen *und* deutschen Bühnen. Kleist avancierte in der Folge zu einem der beliebtesten deutschsprachigen Theaterautoren in Frankreich überhaupt; zudem gab Vilars Interesse letztlich auch den Weg frei für die Entdeckung von zahlreichen anderen bis dahin unbekannten deutschsprachigen Dramatikern (vgl. Colin 2011). In Deutschland erlaubte Vilars ungewöhnlicher, womöglich sogar »falscher« oder zumindest von starken Interferenzen geprägter Zugang den Regisseuren wiederum eine andere, bis-

stalt des »heroischen Nihilisten« vorgezeichnet gewesen, die zwölf Jahre lang über dem deutschen Schicksal hing« (N.N. 1951).

9 | Es gab selbstverständlich Ausnahmen. So findet sich im Archiv Vilars der Brief eines französischen, in Thionville geborenen Zuschauers, Pierre Noël, der Vilar irritiert fragte, warum er ausgerechnet ein Stück »dieses ehrgeizigen und fanatischen von Kleist« inszenieren musste, eines Autors, »der die Franzosen hasste und sie als »Affen der Vernunft« bezeichnete«, »Paris für eine widerliche Stadt hielt [...]« und der noch »mehrere andere frankophobe Bücher geschrieben hat« (Vilar 4-JV 114,8). In seiner Antwort ging Vilar nicht direkt auf diese Vorwürfe ein, sondern erläuterte vielmehr seine Interpretation des Stückes und rekurrierte auf die deutsche Kleist-Rezeption im 19. Jahrhundert: »Kleist war ein unglücklicher Mensch. In jeder Hinsicht. Und die Preußen selbst haben sich geweigert, sich in dem jungen Offizier wiederzuerkennen. Ich habe das Stück 1950 nicht ohne Befürchtungen ausgewählt. [...] Ein großes romantisches Märchen, wie es nur die Deutschen erfinden können.« (Ebd.)

lang unbekannte Seite des vielschichtigen Werks Kleist' zu entdecken.¹⁰ Der westdeutsche Theaterbetrieb nahm das Stück nach der französischen Erstaufführung (nicht ohne weitere Kommentare) wieder in sein Repertoire auf,¹¹ in der DDR sollte es immerhin noch bis in die späten 1960er Jahre dauern, bis man sich wieder an den *Prinzen von Homburg* heranwagte.¹² Darüber hinaus führte der lang anhaltende Erfolg der Inszenierung, die Vilar bis zum frühen Tod von Gérard Philipe im Jahr 1959 immer wieder in den Spielplan aufnahm, aber auch zu einer symbolischen Aufladung des Stückes selbst, das zum Referenzstück wurde und immer wieder bekannten Regisseuren dazu diente, ihr Können unter Beweis zu stellen (vgl. Colin 2012). Während in Deutschland der Referenzrahmen inzwischen verloren gegangen ist, erfüllt das Stück in Frankreich und insbesondere in Avignon diese Funktion bis heute: So wird der neue Leiter des *Festival d'Avignon*, Olivier Py, das Festival 2014 mit einer Inszenierung des *Prinzen von Homburg* eröffnen, um symbolträchtig – wie Py selber meinte, verstanden als ein »historisches Augenzwinkern« – die neue künstlerische Ära des Festivals einzuläuten (vgl. Py 2013).

Im Blick auf den Autor Heinrich von Kleist selbst erscheint der Fall Jean Vilar nicht zuletzt auch darum so interessant, weil die Transferleistungen beider Akteure, verstanden als nicht-intentionale oder sogar unfreiwillige Mittler, spiegelbildlich gegeneinander gesetzt und interpretiert werden können. Trotz ihrer durch die historischen Ereignisse bedingten deutlich negativen bzw. distanzierenden Einstellung zum jeweiligen Nachbarland – wobei sich Kleist in seine Aversionen deutlich stärker hineinsteigert als Vilar (vgl. David 1969: 10) – wurden beide Künstler *malgré eux* zu wichtigen Akteuren des deutsch-französischen Kulturtransfers. Das Zusammenspiel zwischen Vilar und Kleist zeigt indes auch, dass die Nachhaltigkeit solcher Transferleistungen verschiedene Arten von Katalysatoren benötigt, die weit über den biografischen Hintergrund der Akteure hinausgeht.

Die konkreten Gründe für die kuriose Entscheidung Vilars, sechs Jahre nach dem Krieg dieses von den Nationalsozialisten instrumentalisierte Stück eines in Frankreich völlig unbekannten Autors zu inszenieren, sind nicht auszumachen;

10 | »Die Deutschen hatten nach diesem Kriege viel von französischen Autoren und Theaterleuten zu lernen. Nun auch noch dieses: wie man Kleists Aktualität entdeckt. Vilars *Homburg* ist zwar unnachahmlich im Detail, aber in der Gesinnung exemplarisch.« (Lewalter 1953)

11 | »Nach sechsjähriger ›Schonfrist‹ haben mehrere große deutsche Bühnen für den kommenden Winter den ›Prinzen von Homburg‹ auf ihren Spielplan gesetzt.« (N.N. 1951)

12 | »So bleibt die Vermutung, das Theater der DDR habe noch immer Schwierigkeiten mit einem – zu Unrecht – als chauvinistisch verrufenen Spiel, das mit dem (in Ostberlin nach all der Schreierei ziemlich leise, chorisch gesprochenen) Ruf endet: ›In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!‹ Bis vor einigen Jahren das Leipziger Theater einen ersten Versuch der Wiedergutmachung an diesem Stück wagte, galt für die DDR das Zerrbild von Brechts bösem Sonett über Kleists Titelfigur, die als ›Ausbund von Kriegerstolz und Knechtsverstand‹ geschmäht wird.« (Michaelis 1975)

bekannt ist wohl, dass es Arthur Adamov war, der Vilar auf das Stück aufmerksam gemacht hatte (vgl. Colin 2012). Vilar äußerte sich selbst nur sehr vage zu der Frage, warum er ausgerechnet dieses Stück auswählte, die problematische deutsche Rezeptionsgeschichte war ihm ganz offensichtlich nicht bekannt. Auf einer Postkarte an Robert Voisin vermerkte Vilar, verärgert über einige Fehler in dem von Voisin in seinem Verlag *L'Arche* herausgegebenen Buch *Georg Büchner dramaturge* von Jean Duvignaud:

*Ich war der erste, der in Frankreich einen Büchner inszeniert hat. Ich habe mich zu sehr dafür abgerackert! Ein ganzes Stück von Büchner. 1948 auf dem Festival d'Avignon. [...] Ich war auch der erste, der nach der libération ein deutsches Stück aufgeführt hat. Das nenne ich Freiheit!*¹³

SPURENSUCHE

Die Freiheit, die sich Jean Vilar nahm, hatte weitreichende Folgen, die allerdings leicht übersehen werden können, da sie sein Leben und Werk selbst kaum berührten. Als Fallbeispiel verstanden, zeigt die Transfergeschichte Vilars, dass sich die methodische Annäherung an nicht-intentionale Mittler zumeist schwierig gestaltet. So bietet sich die in der Mittlerforschung zumeist verfolgte biografische Herangehensweise (vgl. Kwaschik 2011) hier nicht an, da es ganz offensichtlich keine eindeutige lebensgeschichtliche Einbettung der vermittelnden Funktion, die Vilar eine gewisse Zeitlang erfüllte, gegeben hat. Eine Untersuchung der in der *Maison Jean Vilar* in Avignon archivierten Korrespondenz der 1950er und frühen 60er Jahre brachte zwar hinsichtlich der Beziehungen Vilars zu Deutschland einige kuriose und bisher unbekannte Einzelheiten zu Tage, Meinungen Vilars über Deutschland sind jedoch überaus selten und Auskünfte über eine konkret gewünschte oder faktisch erfolgte Annäherung nicht auffindbar. Gleiches gilt auch für Vilars *Memento*, seinen Tagebuchaufzeichnungen aus den 1950er Jahren (November 1952 bis September 1955), in denen er an einigen wenigen Stellen Eindrücke von seinen Tourneen durch Deutschland aufnahm, die insgesamt jedoch sehr unspezifisch wirken. Um die Wechselwirkungen auszuloten, die durch Vilars Arbeit in Deutschland und Frankreich unbeabsichtigt hervorgerufen wurden, erscheint aus diesen Gründen stattdessen eine feldtheoretische Netzwerkanalyse sinnvoll, in welcher biografische Einzelheiten durchaus Berücksichtigung erfahren können, aber nicht im Vordergrund stehen bzw. eher als Negativfolie dienen. Um das Spannungsfeld der vilarschen Mittlertätigkeit auszuloten, muss innerhalb dieser Analyse eine Strategie der Spurensuche erarbeitet werden, deren Umsetzung im vor-

13 | »J'ai été le premier à monter en France, un BUCHNER. Je me suis trop crevé pour cela. Une pièce de Buchner [sic] en son entier. En 1948 au cours du Festival d'Avignon. [...] J'ai été aussi le premier de jouer un allemand après la libération, c'est ce que j'appelle la Liberté!« (Vilar 4-JV 88,6)

liegenden Beitrag anhand einiger Beispiele allerdings nur angedeutet werden kann. Dabei wird, soweit als möglich, versucht, die wichtigsten französischen und deutschen Akteure, die an Vilars kulturellen Transferleistungen beteiligt waren, in die Analyse einzubeziehen.

»... UM DEM DEUTSCHEN THEATER, FÜR DAS SIE IN FRANKREICH SO VIEL GETAN HABEN, ZU ERLAUBEN, IHNEN SEINE DANKBARKEIT ZUM AUSDRUCK ZU BRINGEN«¹⁴

Grundlage für die beschriebenen Wechselwirkungen bildete zweifellos die Tatsache, dass sich nach fast zwölf Jahren Unterbrechung die Künstlernetzwerke wieder jenseits argwöhnischer kulturpolitischer Bespitzelung transnational ausdehnen konnten – zumindest was das westliche Europa anbelangte. In Richtung Osten blieb der Transfer über den Eisernen Vorhang hinweg noch lange Zeit schwierig und politisch aufgeladen. Jene neue »Freiheit« bzw. »Befreiung«, von der auch auf Vilars Postkarte die Rede ist, bringt eine quantitative und qualitative Veränderung des Austausches mit sich, die auf beiden Seiten des Rheins mit spürbarer Erleichterung aufgenommen wird und sich unter anderem auch in den an Vilar adressierten Briefen bekannter deutscher Theater- und Operndirektoren widerspiegelt, die sich an Vilar mit der Bitte um eine Gastinszenierung wenden.¹⁵ Einflüsse der politischen Großwetterlage auf den Briefverkehr lassen sich dabei nicht ausmachen. So steht beispielsweise die Tatsache, dass die Zahl der Anfragen zu Beginn des Jahres 1963 sprunghaft anstiegen, ganz offensichtlich in keinem Zusammenhang mit der Unterzeichnung des Élysée-Vertrages, sondern ist vielmehr auf Vilars Rücktritt als Direktor des TNP zurückzuführen.¹⁶ Vilar erreichten auch, wenngleich deutlich seltener, Einladungen aus der DDR, beispielsweise 1963 von Wolfgang Heinz, dem damaligen Intendanten

14 | »Nous serions tout particulièrement honorés, si vous voulez bien nous faire le plaisir de votre visite à Munich, et permettre ainsi au théâtre allemand, pour lequel vous avez déjà tant fait en France, de vous exprimer sa reconnaissance.« Brief von Eckhart Stein (Dramaturg am Münchener Residenztheater) im Auftrag von Helmut Heinrichs 1961 (vgl. Vilar 4–JV 87,1).

15 | Bereits 1951 erhielt Vilar eine Anfrage von Harry Buckwitz, dem Generalintendanten der Städtischen Bühnen Frankfurt; Rolf Liebermann, damals Intendant der Hamburger Staatsoper, schlug Vilar am Ende der 1950er Jahre eine Gastinszenierung vor (ebd.); Albert Bessler sowie Boleslaw Barlog baten 1959 und 1962 Vilar um Inszenierungen am Schillertheater in Berlin (vgl. Vilar 4–JV 87,1).

16 | So erfolgten u.a. Einladungen von Erwin Piscator (Freie Volksbühne West-Berlin), Arno Assmann (Köln), Paul Esser (Schauspielhaus Hansa Berlin); Arno Wüstenhöfer (Lübeck/Wuppertal) und Grischa Barfuss (Wuppertal/Düsseldorf) baten um Termine; Gustav Rudolf Sellner (Deutsche Oper West-Berlin) bekundet im Mai 1963 seine Freude über das von Vilar angenommene Angebot einer Inszenierung, die dieser letztlich jedoch absagte (vgl. Vilar 4–JV 87,1).

der Volksbühne. Als zweifellos interessantestes Dokument in diesem Kontext ist eine Nachricht von Helene Weigel zu bezeichnen, die am 3. September 1963 über den Verleger Robert Voisin eine Bestätigung an Vilar über eine geplante Inszenierung von ihm am Berliner Ensemble im Oktober 1963 schickte – zu der es freilich niemals kommen sollte.

Zumeist blieben die Kontakte ebenso distanziert wie die Absagen höflich, nur in einigen Fällen, wie bei Harry Buckwitz oder Rolf Liebermann, entwickelte sich eine lose Beziehung, die über einige Zeit aufrecht gehalten wurde.¹⁷ Die Frage, warum Vilar letztlich auf keines der Angebote einging, ist nicht eindeutig zu klären. Vielleicht waren es schlicht die mangelnden Sprachkenntnisse, die ihn vor einer Arbeit an einem deutschen Theater abschreckten. Vielleicht erzeugten aber auch die politischen bzw. moralischen Ressentiments, die der französische Theatermacher gegenüber Deutschland hegte, trotz gewisser freundschaftlicher privater Kontakte zu einigen Regisseuren und Theaterintendanten, eine unüberwindbare Distanz. Über die emotionalen Wechselbäder, die Vilar – einerseits begeistert und geschmeichelt vom Zuspruch der deutschen Zuschauer, andererseits misstrauisch und abgestoßen von deren unmittelbarer NS-Vergangenheit – während seiner Tournées in Deutschland erlebte, geben insbesondere seine Tagebucheinträge vom Oktober 1954 Auskunft. Anzu merken ist hier, dass sich die Gastspiele an eine Tournee durch Polen anschlossen, wo die Theatertruppe unter anderem kurz vor ihrer Abfahrt die Gedenkstätte des Konzentrationslagers Auschwitz besuchte: »Morgen also Deutschland«, notierte Vilar danach geradezu lakonisch: »Am 23. Stuttgart. Am 24. München, dann Freiburg, Bad Godesberg (nach Auschwitz!), Köln.« (Vilar 1981: 172) Zwei Tage später bemerkte er dann:

17 | Antoine Golea, der Giraudoux' *L'intermezzo* für den Theaterverlag Desch übersetzt hatte, fungierte als Mittler zwischen Vilar und Buckwitz. Aus seinem am 17. August 1951 an Vilar adressierten Brief geht hervor, dass Vilar offenbar zugesagt hatte, das Stück an den Kammerspielen in Frankfurt a.M. (geplante Premiere am 1. Februar 1952) uraufzuführen. Golea bat Vilar Harry Buckwitz eine definitive schriftliche Zusage zu schicken und bot sich selber gleichzeitig als Dolmetscher an. Vilar antwortete am 14. September 1951 mit einer Absage, danach scheint der Kontakt vorerst abgebrochen. Zwölf Jahre später, am 4. Juli 1963, meldete sich Buckwitz bei Vilar erneut, um sein Bedauern über das Ausscheiden Vilars am TNP zum Ausdruck zu bringen und anzufragen, ob Vilar in Frankfurt Ionescos *Le roi se meurt* inszenieren wolle. Am 22. Oktober schickte Buckwitz dann eine Einladung für den 14./15. Dezember 1963 zu einem persönlichen Gespräch nach Frankfurt a.M., die Vilar annahm; es folgen weitere Briefe, wobei aus der Bitte Buckwitz' vom 3. Januar 1964 um einen neuen Termin allerdings hervorgeht, dass Vilar (aufgrund von Probeverpflichtungen in Mailand) nicht zu dem vorgesehenen Treffen gekommen war. Rolf Liebermann von der Hamburger Staatsoper bat 1959 um eine Inszenierung der Uraufführung der Werner Henze-Oper *Der Prinz von Homburg* (Premiere am 22. Mai 1960), Vilar lehnte ab, sagte aber 1963 für eine andere Inszenierung zu und akzeptierte auch das Angebot (12 000 DM Gage plus Kosten); zur Inszenierung ist es aber auch hier nicht gekommen (vgl. Vilar 4–JV 87,1).

Es gelingt mir nicht, mich während der Pressekonferenz eines gewissen aggressiven Gefühls meinen Zuhörern gegenüber zu entledigen, gegenüber denjenigen, die mir in zuweilen heiterem und immer herzlichem Ton Fragen stellen. Es dauert eine Zeit, bis ich merke, wie eingebildet und dumm meine Reaktion ist. Seit unserem Aufenthalt in Polen, seit dieser Besichtigung des verlassenen Warschauer Viertels, aber ganz besonders seit unserer Reise nach Auschwitz habe ich keine Lust mehr, mit ›ihnen‹ zu scherzen. Es nützt nichts, mir zu sagen, dass unter diesen deutschen Männern und Frauen, die mir Fragen stellen, einige ihrerseits leiblich und seelisch unter eben diesem Verbrechen gelitten haben, aber ich schaffe es nicht mich zu beherrschen. Ich sage mir, dass ich kein Recht habe ihnen so zu antworten, wie ich es tue, dass ich selbst nicht unter diesen Konzentrationslager-Bestialitäten gelitten habe, dass weder mein Bruder noch meine Schwester, weder Mutter noch Vater die Erniedrigungen auf dieser grauen und düsteren Erde dort erlitten haben [...], dass ich sanfter sprechen sollte, aber nichts zu machen. Ich kürze das Gespräch ab. Und habe nur den einen Wunsch: nach Paris zurückzukehren. (Vilar 1981: 172f.)

Wenige Tage später ist der Ton indes wieder versöhnlich. Vilar erinnert sich an ein Gastspiel des *Prinzen von Homburg* in Köln, »ein oder zwei Jahre zuvor«, zu dem Bundespräsident Theodor Heuss gekommen war, mit dem er anschließend offenbar ein längeres informelles Gespräch in seiner Theaterloge geführt hatte:

Die Erinnerung an diesen alten pazifistischen Studenten mit seinem schelmischen Lächeln und seiner heiteren Miene befreit mich am Ende dieser deutsch-polnischen Tournee vollkommen von meinen hartnäckigen Ressentiments in München. (Vilar 1981: 174)¹⁸

DIE NACHHALTIGKEIT VON TRANSFERLEISTUNGEN

Die Tatsache, dass die kulturellen Transferleistungen Vilars als nicht-intentionalem Mittler nicht allein punktuelle Aufmerksamkeit erregten, sondern langfristig Wirkung entfalten konnten, ist einer ganzen Reihe von Entwicklungen im deutschen und französischen Theaterfeld der 1950er Jahre zu verdanken, die hier nur skizziert werden können. Dabei lassen sich in dem von Vilar aus zu konstruierenden Koordinatensystem insgesamt (mindestens) zwei entscheidende Perspektiven mit wiederum jeweils zwei Unterpunkten benennen:

1. Die kulturpolitische Grundlage des Transfers, d.h. (1.1) die Entwicklung der französischen Theaterlandschaft im Kontext der *Décentralisation culturelle* sowie (1.2) der Gastspiele deutscher Theater in Paris auf dem Festival *Théâtre des Nations*.

18 | Interessanterweise wird in dieser Bemerkung Vilars indirekt die Mittlerrolle deutlich, die Theodor Heuss im Kontext der bundesdeutschen Versöhnungspolitik nach 1945 eingenommen hat, auf die hier freilich nicht näher eingegangen werden kann.

2. Die (persönlichen) Verflechtungen, die einerseits (2.1) die Verbindungen Robert Voisins, des Gründers und Leiters des Verlags *L'Arche* sowie der Theaterzeitschrift *Théâtre Populaire*, nach Deutschland betreffen, andererseits (2.2) die französische Brecht-Rezeption und ihre Akteure.

Im Folgenden soll versucht werden, diese vier Aspekte zu beschreiben, um ihre wechselseitigen Verflechtungen deutlich zu machen, wobei sich insofern der Kreis schließt, als nun auch der dritte deutsche Autor, von dem zu Beginn die Rede war, ins Spiel kommt: Bertolt Brecht.¹⁹

1. Die kulturpolitische Grundlage des Transfers

1.1 Die Entwicklung der französischen Theaterlandschaft im Kontext der *Décentralisation culturelle*

Jean Vilar kann als einer der künstlerischen Hauptakteure der frühen *Décentralisation culturelle* bezeichnet werden: 1947 gründete er mit Unterstützung von Jeanne Laurent, der damaligen Kulturbeauftragten im Bildungsministerium, das *Festival d'Avignon*, 1952 ernannte ihn Laurent dann zum Direktor des *Théâtre National Populaire* (TNP) in Paris. Die beiden Ereignisse bilden zwei wichtige Eckpfeiler für die sich anschließenden kulturpolitischen Entwicklungen, auf deren Grundlage einerseits Vilars Inszenierungen (im hier verhandelten Kontext erscheinen vor allem seine Büchner-, Kleist- und Brechtinszenierungen bedeutsam) ihre Wirkung entfalten konnten, sich andererseits aber auch die von ihm angestoßene Rezeption der deutschen Dramatik insgesamt weiter vertiefte und ausbreitete. So entstanden im Kontext der *Décentralisation culturelle* in den 1950er und 60er Jahren eine große Anzahl staatlich oder kommunal geförderter Theaterstrukturen (*Centres dramatiques*), an deren Spitze zumeist linke Theatermacher wie Jean Vilar saßen, die sich insbesondere für politische und gesellschaftskritische Theaterstücke interessierten, die im französischen Repertoire jedoch eine Mangelware darstellen. Aus diesem Grund griffen die französischen Theatermacher gerne auf deutsche Texte zurück, die aber nicht nur durch Vilar, sondern auch durch die deutschen Gastspiele auf dem Festival *Théâtre des Nations* (und hier insbesondere durch Brecht) sowie den Verleger Robert Voisin bekannt wurden.

1.2 Die Gastspiele deutscher Theater in Paris

Die Gastspiele deutscher Theater in Paris auf dem Festival *Théâtre des Nations* stellten eine Gelegenheit dar, Unbekanntes zu entdecken, wenngleich große Teile des französischen Publikums wenige Jahre nach der Besatzungszeit kein Interesse an den in deutscher Sprache aufgeführten Theaterstücken hatten. Trotz dieser verständlichen Ablehnung wurde hier 1954 das Berliner Ensemble ent-

19 | Zu den genauen historischen Hintergründen und Belegen der folgenden Ausführungen vgl. Colin 2011: 199–282.

deckt, dessen Theatermodell für die nächsten Jahrzehnte zum Leitbild des sich im Rahmen der *Décentralisation culturelle* entwickelnden französischen Theaterfeldes avancierte. Die Entdeckung Brechts wurde dabei auch und vor allem von Robert Voisin bzw. seiner Zeitschrift *Théâtre Populaire* sowie deren Redakteuren Roland Barthes und Bernard Dort vorangetrieben.

2. Persönliche Verbindungen

2.1 Robert Voisin und Deutschland

Robert Voisin, Gründer und Leiter des Verlags *L'Arche* sowie der Theaterzeitschrift *Théâtre Populaire*, war überzeugter Kommunist und trat (spätestens) mit der ersten Brecht-Inszenierung Vilars in ein enges Verhältnis zu ihm. Der Name seiner 1953 gegründeten Theaterzeitschrift *Théâtre Populaire* orientierte sich zunächst vor allem an der Arbeit von Vilar im *Théâtre National Populaire*. Maßgeblich zur Bedeutung der Zeitschrift trugen die beiden Redakteure Roland Barthes und Bernard Dort bei, die insbesondere großen Einfluss auf die Brechtrezeption nahmen. Darüber hinaus konnte Voisin Bertolt Brecht davon überzeugen, ihm die Übersetzung, Veröffentlichung und rechtliche Vertretung seines gesamten dramatischen Werkes anzuvertrauen. Auf diesem Weg kam Voisin zum einen mit Helene Weigel in Kontakt und lernte zum anderen Peter Suhrkamp (sowie später dann Siegfried Unseld) kennen – und mit diesen auch das deutsche Theaterverlagssystem, in dem (anders als in Frankreich üblich) der Verlag gleichzeitig als Agent für seine Autoren tätig und an den Tantiemen beteiligt ist. Voisin kopierte dieses Prinzip und übernahm zudem viele erfolgreiche deutschsprachige Autoren des *Suhrkamp Verlages*, die er in den folgenden Jahrzehnten in dem sich im Zuge der *Décentralisation culturelle* neu strukturierenden französischen Theaterfeld positionierte.

2.2 Die Brecht-Rezeption in Frankreich

Nach ersten vergeblichen Versuchen in den 1930er Jahren die Stücke Bertolt Brechts dem französischen Publikum näherzubringen – so erlebte u.a. der bekannte Theatermacher Gaston Baty mit seiner französischen Erstaufführung der *Dreigroschenoper* in den 1930er Jahren einen der größten Misserfolge seiner Karriere –. war Vilar tatsächlich einer der ersten französischen Regisseure, die nach dem Zweiten Weltkrieg Brecht inszenierten – allerdings interessierten ihn nur seine Stücke, Brechts Theorie des epischen Theaters lehnte er hingegen ab. Aus diesem Grund wurde er letztlich dann auch – obwohl er seine *Mutter Courage*-Inszenierung im Verlauf der 1950er Jahre immer wieder spielte und 1960 gleich drei Brecht-Stücke in Paris und Avignon präsentierte²⁰ – mehr und

20 | Es handelte sich um die Wiederaufnahme von *Mutter Courage* auf dem *Festival d'Avignon*, eine Inszenierung von *Der gute Mensch von Sezuan* im Théâtre Récamier in Paris und die französische Erstaufführung von *Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui* am TNP (in Zusammenarbeit mit Georges Wilson).

mehr an den Rand der französischen Brecht-Rezeption gedrängt. In deren Mittelpunkt standen nach dem ersten Gastspiel des Berliner Ensembles 1954 nun Roland Barthes und Bernard Dort, die, sehr zum Ärger Vilars, in *Théâtre Populaire* geradezu dogmatisch über die ›richtige‹ und ›falsche‹ Brecht-Interpretation entschieden.²¹ Das allgemeine Interesse an Brecht führte aber auch zu Konflikten zwischen Vilar und Voisin, da Letzterer als Agent von Brecht bisweilen gegen Vilars Interessen handelte, wenn er anderen Regisseuren Brecht-Stücke vermittelte.

FAZIT

Der Versuch einer ›Entschlüsselung‹ des Falles Jean Vilar zeigt exemplarisch, welch bedeutsame Rolle die oft übersehenen nicht-intentionalen Mittler innerhalb der kulturellen Transfergeschichte einnehmen können; darüber hinaus erlaubt die Analyse aber auch methodische Einsichten in die Möglichkeiten sowie Schwierigkeiten und Grenzen einer zukünftigen, von einem erweiterten Mittlerbegriff ausgehenden Erforschung transnationaler Kulturfelder und der Dekodierung der zumeist sehr komplexen Hintergründe nachhaltiger Transferleistungen. Deutlich wurde nämlich auch, dass die lebensgeschichtlichen Kontakte von Vilar mit Deutschland in diesem Koordinatensystem eine nur sehr untergeordnete Rolle spielen und eine biografische Annäherung an seine Fallgeschichte daher schnell an ihre Grenzen stößt bzw. in Spekulationen mündet.

Wie gezeigt, gehört Vilar zu einer sehr speziellen Sorte von Mittlern, deren Werke letztlich nur in einem breit angelegten und aktiven Netzwerk von bestehenden kulturellen Beziehungen ihre Wirkung entfalten können (vgl. Colin/Umlauf 2013b). Es überrascht nicht, dass die nachhaltigen Einflüsse, die solche Mittler oft unbewusst oder sogar wider Willen auf die transkulturellen Kulturfelder nehmen, zumeist übersehen werden. Dies stellt aber die Mittlerforschung insofern vor weitreichende methodische Probleme, als sich Netzwerkanalysen (analog zur biografischen Mittlerforschung) üblicherweise auf eine *spezifische* Gruppe von Intellektuellen oder Experten richten, deren wichtigste Eigenschaft im Rahmen von Untersuchungen, die den deutsch-französischen Kulturtransfer betreffen, eben eine nachhaltige und in der Regel auch ›engagierte‹ Verbindung zum jeweiligen Nachbarland ist (vgl. Bock 2011: 202f.) Wie gezeigt, handelt es sich bei dem Netzwerk, das half, die Transferleistungen von Jean Vilar auf Dauer zu stellen, indes um eine mehrschichtige Verflechtung von Akteuren unterschiedlichster Provenienz, deren Ziele sich sehr heterogen gestalteten: Jeanne Laurent, Bertolt Brecht, Robert Voisin, Peter Suhrkamp, Roland Barthes und Bernard Dort, um nur die wichtigsten zu nennen, waren keine Deutsch-

21 | »Wiederaufnahme von *Mutter Courage* am 3. [Dezember 1954]. Jetzt protestiert niemand mehr gegen das Werk ›dieses Kommunisten‹. Dafür gehen mir die Brechtianer auf die Nerven. Diese sozialistischen Besserwisser sind leninistischer als Lenin.« (Vilar 1981: 175f.)

land- bzw. Frankreich-Experten und bildeten, selbst wenn sie sich untereinander teilweise sogar kannten, auch keine Form von *Réseau* (Sirinelli 1988, zit. n. Bock 2011: 204).

Die Analyse und Beurteilung von Transferleistungen solch nicht-intentionaler Mittler kann entsprechend nur auf der Grundlage des zum Teil sehr dicht gewobenen Beziehungsgeflechts der Sektoren (Literatur, Theater, Bildende Kunst, Wissenschaft etc.) erfolgen, was eine entsprechende Tiefenkenntnis des jeweiligen Bereichs erfordert – und zwar nicht allein transnational, sondern auch unabhängig für jedes Land. Wenngleich der hier angestellte Versuch, die sehr komplexen Hintergründe des vilarschen Mittlertums zu erhellen, eine erste, unvollständige Annäherung bleiben muss, ist in jedem Fall jedoch die nicht zu unterschätzende Bedeutung der von Vilar unbeabsichtigt initiierten *Histoire croisée* deutlich geworden, zu deren späten Früchten unter anderem die für 2014 geplante Inszenierung des *Prinzen von Homburg* von Georgio Barberio auf dem *Festival in Avignon* gezählt werden darf, dessen historische Dimension und Referenz sich paradoxerweise dem deutschen zeitgenössischen Betrachter in der Regel *nicht* erschließt.

LITERATUR

- Bock, Hans Manfred (2011): Netzwerke der Intellektuellen Forschung: Historiographische Metapher oder erkenntnisleitendes Konzept. In: Michel Grunewald u.a. (Hg.): France-Allemagne au XX^e siècle – La production de savoir sur l'Autre. Vol. 1: Questions méthodologiques et épistémologiques. Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert – Akademische Wissensproduktion über das andere Land. Bd. 1: Methodische und epistemologische Probleme. Bern u.a., S. 201–219.
- Colin, Nicole (2011): Deutsche Dramatik im französischen Theater. Künstlerisches Selbstverständnis im Kulturtransfer. Bielefeld.
- Dies. (2012): Eine *histoire croisée*? Kleist auf französischen Bühnen. In: *Études Germaniques* 67, S. 199–218.
- Dies./Umlauf, Joachim (2013a): Eine Frage des Selbstverständnisses: Akteure im deutsch-französischen *champ culturel*. Plädoyer für einen erweiterten Mittlerbegriff. In: Dies. u.a. (Hg.): Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945. Tübingen, S. 69–80.
- Dies. (2013b): *Amours fragiles*: Deutsch-französische Annäherungen in der Krise? In: *Frankreich-Jahrbuch* [im Druck].
- David, Claude (1969): Kleist und Frankreich. In: Walter Müller-Seidel (Hg.): Kleist und Frankreich. Berlin, S. 9–26.
- Defrance, Corinne (2013): Die Meistererzählungen von der deutsch-französischen »Versöhnung«. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage der zur Wochenzeitung »Das Parlament«* 63, H. 1–3 v. 31. Dezember 2012: Deutschland und Frankreich, S. 16–22; online unter: <http://www.bpb.de/apuz/152064/die-meistererzaehlung-von-der-versoehnung?p=1> [Stand:15.11.2013].
- Gardner Feldman, Lily (2012): *Germany's Foreign Policy of Reconciliation: From Enmity to Amity*. Lanham.

- Kwaschik, Anne (2011): Intellektuelle Identitätssemantiken und Rollenkonstruktionen. Der biographische Ansatz als Fallstudie in der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen. In: Michel Grunewald u.a. (Hg.): *France-Allemagne au XX^e siècle – La production de savoir sur l'autre*. Vol. 1: Questions méthodologiques et épistémologiques. Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert – Akademische Wissensproduktion über das andere Land. Bd. 1: Methodische und epistemologische Probleme. Bern u.a., S. 167–182.
- Lewalter, Christian E. (1953): Keine Furcht vor Kleist. In: *Die Zeit*, Nr. 25.
- Marmetschke, Katja (2011): Was ist ein Mittler? Überlegungen zu den Konstituierungs- und Wirkungsbedingungen deutsch-französischer Verständigungsakteure. In: Michel Grunewald u.a. (Hg.): *France-Allemagne au XX^e siècle – La production de savoir sur l'autre*. Vol. 1: Questions méthodologiques et épistémologiques. Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert – Akademische Wissensproduktion über das andere Land. Bd. 1: Methodische und epistemologische Probleme. Bern u.a., S. 183–199.
- Dies. (2012): Einleitung Dossier »Mittlerstudien«, hg. von Katja Marmetschke. In: *Le Monde*, Nr. 146/147.
- Michaelis, Rolf (1975): Kleist im vierten Gang. In: *Die Zeit* 22.
- N.N. (1951): Heinrich v. Kleist und die Feinde Brandenburgs. In: *Die Zeit* 35.
- N.N. (1956): Dans la Cour du Palais des Papes à Avignon: Le Prince de Hombourg et Gerard Philipe, prince du sommeil. In: *La Marseillaise* v. 19 Juli 1956.
- Py, Olivier (2013): »Je veux vraiment un renouvellement artistique«. Interview von Fabienne Arvers. In: *Les Inrockuptibles* v. 26. September; online unter: <https://www.lesinrocks.com/2013/09/26/arts-scenes/scenes/olivier-py-devoile-projet-festival-davignon-2014-vive-lemergence-11430043/> [Stand: 15.11.2013].
- Stonequist, Everest (1937): *The Marginal Man*. New York.
- Vilar, Jean (1948): Pourquoi j'ai monté »La Mort de Danton«. In: »La Mort de Danton«. Supplement *Le Monde Illustré Théâtral & Littéraire*, Nr. 35 (13. November).
- Ders. (1981): *Memento*. Paris.

Kulturelle Programmarbeit deutscher Kulturinstitute in Frankreich

Lebenslanges Lernen und interkultureller Dialog
im Dienst des Partners

GERRIT FISCHER

Abstract

This article first takes a look back to summarise the status of Franco-German cultural relations from the perspective of Franco-German mediators at the beginning of the twenty-first century. Secondly, the contribution situates these expert opinions in the context of the restructuring of German foreign cultural and educational policy (Konzeption 2000), which particularly in France called for a reconsideration of the strategic direction and positioning of German cultural institutions. Thirdly, leaders of German cultural institutions in France have their say as people who have significantly contributed to the cultural programming of German cultural institutions in the past decade. Experts point to new perspectives and fields of action, and there is an assessment of the results of cultural work that has already been performed. The focus of the remarks here are on intercultural dialogue with the partnering country.

Title: Cultural Programming by German Cultural Institutions in France: Life-long Learning and Intercultural Dialogue in Service to Partners

Keywords: foreign cultural policy; civil society; Goethe-institutes; cultural programs; intercultural dialogue

EINEN PLATZ FÜR DAS BILATERALE FINDEN

Unter dem Titel *Auswege aus der Routine* veröffentlichte die Zeitschrift für *Kulturaustausch* vor nunmehr über einem Jahrzehnt im letzten Quartal des Jahres 2000 eine Reihe von alarmierenden Stellungnahmen namhafter Mittlerpersönlichkeiten, welche sich damals in Schlüsselpositionen deutsch-französischer Institutionen für den Kulturtransfer engagierten.

Deren Kritik charakterisierte auf treffende Weise die Situation deutsch-französischer Kulturbeziehungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts.¹ Nach Ansicht

1 | Auf deutscher Seite zogen damals neben Joseph Jurt unter anderem Rudolf von Thadden, Koordinator für die deutsch-französische Zusammenarbeit im Auswärtigen Amt, Henrik Uterwedde, Leiter des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg, Joachim Umlauf, Leiter der *Maison Heinrich Heine* in Paris, und auf französischer Seite

Joseph Jurt, dem damaligen Vorsitzenden des Frankreichzentrums der Universität Freiburg und Mitglied des Deutsch-Französischen Kulturrats, waren beide Staaten bereits bald nach der Wiedervereinigung in eine längere Phase der Entfremdung eingetreten. Jurt zitierte in diesem Zusammenhang zum einen den ehemaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt, welcher auf diese Tendenz bereits in einem Artikel in der *ZEIT* hingewiesen hatte,² zum anderen den Kulturtheoretiker Wolf Lepenies, der von einer »verblässenden deutsch-französischen Freundschaft« (Jurt 2000: 29) gesprochen hatte. Jurt kam schließlich in seinem Artikel zu dem Schluss, dass in den deutsch-französischen Beziehungen zu Beginn des neuen Jahrtausends »sowohl im Alltag wie im politischen Bereich eine Ernüchterung, eine Banalisierung eingetreten [sei]« und dass man nun – so auch der Titel seiner Ausführungen – »einen Neuanfang wagen« (ebd.: 28) müsse. Kennzeichnend für diese Phase zu Beginn des Jahres 2000 sei nach Jurt vor allem die Tatsache, dass das Interesse für die Kultur des Nachbarlandes in beiden Ländern stark abgenommen habe. Eine Möglichkeit eines Neuanfangs des deutsch-französischen Dialogs sah Jurt vor allem in der Öffnung des »exklusiven Bilateralismus [...] in Richtung Europa« (ebd.: 31):

In der Tat lässt sich die Entfremdung [zwischen Deutschland und Frankreich] nur mit einem Projekt überwinden, das über den reinen Bilateralismus hinausführt. Ein solches Projekt kann zum Europa der Bürger werden [...]. Ohne Verankerung im Bewusstsein der Bürger wird aber das Projekt Europa nicht dauerhaft tragfähig werden. (Jurt 2000: 29)

Henrik Uterwedde warnte an gleicher Stelle ebenfalls vor einem »Verharren in nationalen Denkmustern.« (Uterwedde 2000: 67) In einer Zeit, wo die wirtschaftliche und finanzielle Integration Europas eine rasche Entwicklung vollzogen hätte, sei es laut Uterwedde »ungleich mühsamer, Brücken zwischen unterschiedlichen Kulturen und Traditionen zu bauen.« (ebd.) Die Idee Europas müsse allen voran von einem »Projekt der Eliten in eine europäische Bürgergesellschaft wachsen«, welche sich durch die Kompetenz einer »europäischen Dialogfähigkeit« (ebd.) auszeichne.

Diese kritischen Bewertungen der deutsch-französischen Beziehungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts wurden auch von einer Reihe französischer Mittlerpersönlichkeiten geteilt. So stellte auch Anne-Marie Le Gloannec, damalige stellvertretende Leiterin des *Centre Marc Bloch* in Berlin, ein »affadissement des relations [franco-allemandes]« fest (Le Gloannec 2000: 13). Sowohl für die politischen als auch für die kulturellen Beziehungen beider Länder gelte das Paradox: »L'Europe s'unifie – et paradoxalement les relations franco-allemandes

Frédéric Hartweg, Professor an der Universität Straßburg, Isabelle Bourgeois, Forscherin am CIRAC (*Centre d'Information et de Recherche sur L'Allemagne Contemporaine*) und Jean Paul Picaper, Deutschlandkorrespondent des *Figaro*, eine kritische Bilanz der deutsch-französischen Beziehungen.

2 | »So stellte Helmut Schmidt in einem Artikel [...] schon im August 1999 fest, Paris und Bonn seien seit 1989 langsam auseinander gedriftet.« (Jurt 2000: 28).

perdent en même temps en substance.« (Le Gloannec 2000: 14) Für Gloannec waren vor allem auch das schwindende Interesse an dem Erlernen der Partnersprache und an der anderen Kultur Ursachen dieser negativen Entwicklung: »L'intérêt pour la langue du voisin s'estompe [...]. Mais il semble aussi que l'intérêt pour le voisin, présumé connu, s'émousse.« (Ebd.) Abschließend forderte sie in ihrem Artikel, dass Deutschland und Frankreich in Zukunft vereint die Aufgaben einer europäischen Avantgarde übernehmen sollten, »une avant-garde à laquelle d'autres partenaires peuvent appartenir« (ebd.).

Vor dem Hintergrund der kulturellen Kluft, welche sich zwischen Deutschland und Frankreich in Bezug auf den europäischen Einigungsprozess und die wachsende Globalisierung zu Beginn der Jahrtausendwende aufgetan hatte, brachte der heutige Leiter des Goethe-Instituts Paris, Joachim Umlauf, die Herausforderung für deutsche Kulturinstitute in Frankreich auf den Punkt, indem er die Frage aufwarf: »Wohin also mit dem Bilateralen?« (Umlauf 2000: 74) In seinem gleichnamigen Artikel forderte er eine Neuausrichtung deutscher und französischer Kulturinstitute durch »inhaltliche und strukturelle Öffnungen« (ebd.), welche zum Ziel haben müssten, die Idee eines ›Kerneuropas‹ konsequenter umzusetzen. In diesem Zusammenhang bewertete Umlauf die Tendenz positiv, dass sich in Bezug auf die inhaltliche Programmgestaltung der deutschen Kulturinstitute der »Kulturbegriff zwar mehr und mehr erweitert habe«, im Gegensatz dazu jedoch die »kulturelle Repräsentanz als solche [...] stark in nationalen Mustern verhaftet geblieben« (ebd.) sei. Eine »Neube-sinnung«, wie sie Umlauf auch in der inhaltlichen Ausrichtung der Institute einforderte, hätte bisher – insbesondere aufgrund der Ereignisse infolge des Mauerfalls – noch nicht stattgefunden. Umlauf stellt in seinen Ausführungen die These auf, dass die Versöhnung zwischen Deutschen und Franzosen zu Beginn des 21. Jahrhunderts zwar »weitestgehend positiv bewältigt« worden sei, forderte aber auch, dass der »außergewöhnliche Erfolg dieses Prozesses« endlich nutzbar gemacht werden sollte, »um andere Versöhnungs- und Integrationsprozesse anzuschieben und zu festigen.« (Ebd.) Denkbar wären seiner Meinung nach im Rahmen der kulturellen Programmarbeit Maßnahmen im Hinblick auf »Demokratie und Menschenrechte«, zum anderen aber vor allem »multilaterale Veranstaltungen und Projekte.« (Ebd.) Umlauf zeigte auch mögliche Neuansätze deutsch-französischer Kulturarbeit im strukturellen Bereich auf. So müssten seiner Meinung nach »gemeinsame deutsch-französische Kulturhäuser entstehen, die zudem nichts Exklusives hätten, sondern sich gerne weiteren europäischen Staaten öffnen sollten.« (Ebd.: 73) Als positives Beispiel führte Umlauf an dieser Stelle die Erweiterung des *Centre Culturel Franco-Allemand* in Nantes zu einem *Centre Culturel Européen* an. Auch die Struktur der seit 1997 bestehenden Föderation deutsch-französischer Häuser würdigte Umlauf als innovative Alternative zum Netzwerk der Goethe-Institute:

Sie [die zur Föderation gehörenden Häuser] erfüllen alle Aufgaben der Goethe-Institute, mit denen sie eine Zusammenarbeit auf vielen Gebieten verbindet. [...] Die intensive Einbettung in ihre *lokale Struktur* ist eine ihrer Stärken. Der deutsch-französische

Dialog ist damit in die Struktur der Institution getragen, die Häuser erscheinen nicht nur als bundesdeutsche Kulturrepräsentanz auf französischem Boden, sondern als von der französischen Zivilgesellschaft gewollte und unterstützte Institutionen. (Ebd.: 74)

DER HISTORISCHE KONTEXT: PARADIGMENWECHSEL IN DER DEUTSCHEN AUSWÄRTIGEN KULTURPOLITIK DURCH DIE DIE *KONZEPTION 2000*

Mit der *Konzeption 2000* hatte kurz zuvor – am 1. Dezember 1999 – Bundesaußenminister Joschka Fischer dem zuständigen Ausschuss des Deutschen Bundestages das umfassendste Konzeptpapier dieser Epoche vorgelegt. Es gilt bis heute unter Experten als letzte grundlegende Auseinandersetzung einer Bundesregierung zu diesem Politikbereich. Im dritten und zugleich letzten Abschnitt seiner *Konzeption 2000* (»Strategie für eine unmittelbare Zukunft«) zeigte der damalige Bundesaußenminister konkrete Handlungsempfehlungen für die Verantwortlichen im Auswärtigen Amt, die im Ausland vertretenen Mittlerorganisationen und Kulturschaffenden auf, welche, so hieß es, »unmittelbar« umgesetzt werden sollten.

Vorwegnehmend kann in Bezug auf die *Konzeption 2000* festgehalten werden, dass Joschka Fischer mit diesem Konzeptpapier das Ziel verfolgte, Standorte und Strategien deutscher auswärtiger Kulturpolitik zehn Jahre nach dem Fall der Mauer im Ausland neu zu überprüfen und mit »weniger Geld, mehr Präsenz« (Fischer 2001) zu sichern.

Das Grundsatzpapier erinnert in vielen Passagen an die theoretischen Anregungen aus der deutschen Zivilgesellschaft, insbesondere an die Anregungen von Hans-Magnus Enzensberger der späten 1990er Jahre. In Anlehnung an Enzensberger, welcher in der deutschen auswärtigen Kulturpolitik vor allem die Aufgabe eines »Frühwarnsystems« (Enzensberger 1995) für internationale Konflikte gesehen und dazu aufgerufen hatte, durch einen interkulturellen Dialog internationale Lerngemeinschaften zu bilden, sah auch Fischer die zukünftige »zentrale Aufgabe [deutscher Auswärtiger Kulturpolitik] der kommenden Jahre.« Oberstes Ziel sei es, in Zukunft »Foren des Dialogs und globale Netzwerke aufzubauen«, um in solchen Lerngemeinschaften »Konflikten durch besseres Wissen voneinander und mehr Verständnis füreinander vorzubeugen (Pkt. III.1).« (Ebd.)

Einher mit diesem Primat ging eine Umorientierung deutscher auswärtiger Kulturpolitik in Bezug auf die ausgewählten Schwerpunktregionen: So forderte das Auswärtige Amt eine Verstärkung deutschen kulturellen Engagements »in den Nachbarstaaten in Mittel-, Ost- und Südosteuropa, in Schwellenländern und Wachstumsregionen außerhalb Europas, sowie in Staaten auf dem Weg zu Demokratisierung und Verwirklichung der Menschenrechte (Pkt. III.6). Explizit nennt die *Konzeption 2000* einige Länder, die von diesem Abbau vorrangig betroffen sein würden, nämlich insbesondere »westliche In-

dustrieländer [...]«, in denen »über Jahrzehnte ein dichtes Geflecht sowohl staatlicher als auch privater kultureller Beziehungen gewachsen ist.« (Ebd.) Auch wenn das Nachbarland Frankreich nicht genannt wird: Die Beschreibung der von den Kürzungen betroffenen Ländern trifft nur allzu gut auf Frankreich zu.

An gleicher Stelle, dem vierten Punkt des Strategiepapiers, wird zugleich auch richtungsweisend aufgezeigt, wie zukünftig die Verminderung der Subventionen für Struktur- und Projektkosten in diesen Ländern aufgefangen werden soll, nämlich »unter gleichzeitiger Verlagerung auf lokale, regionale und privatrechtliche Trägerstrukturen.« (Ebd.)

Im Rahmen der *Konzeption 2000* wurde vom Auswärtigen Amt auch die Struktur des Goethe-Instituts neu ausgerichtet, welches als Mittler von »strukturellen Einschnitten besonders betroffen« war (ebd.: Pkt. IV.1) Übergeordnete Ziele der Umstrukturierungen waren die Notwendigkeit einer »Effizienzsteigerung« und die »strukturelle Beweglichkeit«. Die angekündigten Maßnahmen lassen sich in vier Punkten zusammenfassen:

1. Schwerpunktsetzung der Institutspräsenz »auf bestimmte Bereiche und Standorte«
2. »Enge Kooperation auf vertraglicher Basis mit lokalen Trägern, z.B. bilateralen Kulturgesellschaften«
3. »Verstärkte Verbindungsarbeit durch Ausbau von Multiplikatorennetzen«
4. »Verstärkte Nutzung moderner Medien und Technologien« (ebd.: Pkt. IV.1.)

Intern und auch öffentlich wurden diese Umstrukturierungsmaßnahmen zum Teil scharf von einzelnen Institutsleitern kritisiert. Stellvertretend seien an dieser Stelle die Ausführungen des ehemaligen Leiters des Goethe-Instituts Paris, Dieter Strauss, zitiert, welcher vor allem die zunehmenden administrativen Zwänge (wie beispielsweise zusätzliche Konferenzen, Projektanträge oder Fragebögen) für die Leiter als unnötige Last empfand:

Aurait-on oublié les trois éléments dont on a vraiment besoin: du »nez, c'est à dire un feeling pour le pays d'accueil, de la chance et surtout du zèle! Lorsque ces éléments sont rassemblés, il est possible, aujourd'hui comme hier, d'aller contre vents et marées pour réaliser des projets passionnants. A moins que l'on ne soit occupé avec la comptabilité analytique imposée par la cour des comptes. (Strauss 2002: 165)

Strauss' Einstellung zu den vom Bundesaußenminister Fischer angekündigten Reformprozessen und vom Goethe-Institut umgesetzten Maßnahmen spiegelte grosso modo die allgemein sehr kritische Haltung der Deutschland- und Frankreich-Experten zum Thema wider. Im Jahre 2006 gipfelte die Kritik an der Politik des Goethe-Instituts und der offiziellen deutsch-französischen Kulturarbeit in einem kurzen, aber alarmierenden Aufsatz von Alfred Grosser mit dem Titel *Die deutsch-französische Kulturarbeit ist bedroht*. In diesem Artikel belegte Grosser das schwindende kulturelle Engagement Deutschlands

und Frankreichs im Nachbarland durch die Schließungen oder Umstrukturierungen von Goethe-Instituten und *Instituts français* der vergangenen Jahre:

Mehrere Goethe-Institute wurden, wie in Marseille, einfach geschlossen oder, wie in Lille, Toulouse und Bordeaux, in ihren Arbeitsmöglichkeiten erheblich eingeschränkt. Auch Nancy und Lyon sind inzwischen von Mittelkürzungen bedroht. (Grosser 2006: 36)

In Marseille hätten, so Grosser weiter, »weder die Stadt noch die Region den geringsten Versuch unternommen, das Goethe-Institut zu retten.« (Ebd.) Seine Kritik ging also in zwei Richtungen: Zum einen war sie an das Auswärtige Amt adressiert, welches durch seine zunehmenden Mittelkürzungen und die neue strategische Ausrichtung seiner Kulturarbeit in Richtung Osteuropa langfristig die Arbeit deutscher Kulturinstitute bedrohte, zum anderen jedoch versteckte sich in dem Verweis auf die »unterlassene Hilfeleistung« im Fall des Goethe-Instituts Marseille der Aufruf an die französische Zivilgesellschaft, die Zukunft deutscher Kulturarbeit in Frankreich mit den Partnern vor Ort selbst zu gestalten und stärker mit ihnen in Dialog zu treten. Grosser führte an gleicher Stelle auch Beispiele aus Deutschland an, wo »deutsche Gemeinden in die Bresche gesprungen« (ebd.) seien, um französische Institute in Tübingen oder Aachen zu retten. Auch Joseph Jurt war für die Notwendigkeit eingetreten, Bürokratie durch »Phantasie« zu ersetzen. Immer sei es die »schlechteste Lösung, ein Kulturinstitut nach vielen Jahren kultureller Ausstrahlung zu schließen, da mit einer Entscheidung sämtliche kontinuierliche Aufbauarbeit [...] zunichte gemacht« werde. Auch war er einer der ersten Experten, welche gerade in Zeiten knapper Kassen forderten: »In Zeiten des Sparzwangs muss Kulturarbeit als Versöhnungs-, Aufklärungs- und Informationsarbeit im Nachbarland weitergehen. Die Phantasie ist gefragt. Die Sache ist es wert.« (Jurt 1999)

In der Ära Steinmeier, deutscher Außenminister im Zeitraum von 2005–2009, wurden in Bezug auf die auswärtige Kulturpolitik und die unter Fischer vorgelegte *Konzeption 2000* keine grundlegenden Neuerungen eingeführt. Einige Ergänzungen sind dennoch in dem *Bericht der Bundesregierung zur Auswärtigen Kulturpolitik 2005/2006* (Bericht der Bundesregierung 2005)³ zu finden, die an dieser Stelle der Vollständigkeit halber kurz angeführt werden sollen. Die Bundesregierung orientierte in diesem Strategiepapier ihre Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik (AKBP) nach vier Zielen, wobei auffällig ist, dass neben der »Förderung von kultur- und bildungspolitischen Interessen«, der »Förderung des Integrationsprozesses« und der »Förderung der Konfliktprävention« erstmals der »Sympathiewerbung für Deutschland« ein besonders hoher Stellenwert eingeräumt wurde. Was die Arbeit des Goethe-Instituts als wichtiger Mittlerorganisation des Landes anging, verwies das Auswärtige Amt an dieser Stelle lediglich auf die zunehmende Bedeutung

3 | Alle folgenden Zitate in diesem Beitrag beziehen sich auf diese Quelle.

von Kooperationen des Goethe-Instituts mit anderen europäischen Instituten. Leider handelte es sich ausschließlich um Beispiele mit positiven Kooperationserfahrungen in anderen europäischen Ländern außerhalb des deutsch-französischen Kontextes.⁴

Ein letztes Konzept zur »Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik in Zeiten der Globalisierung« (Bericht der Bundesregierung 2011) mit dem Untertitel *Partner gewinnen, Werte vermitteln, Interessen vertreten* wurde unter Verantwortung von Bundesaußenminister Guido Westerwelle im September 2011 vorgelegt. Neben den bereits unter den Vorgängern Fischer und Steinmeier ausgegebenen Zielen der *Friedenssicherung* und der *Stärkung Europas* sollen die Mittler laut Konzeptpapier künftig »Alte Freundschaften pflegen, neue Partnerschaften gründen« (Bericht der Bundesregierung 2011). Frankreich, wie im Übrigen ganz Westeuropa und die USA, wird in diesem Strategiepapier explizit zu diesen »alten Freunden« gezählt. Wie man die Stärkung Europas erzielen will, darüber gibt gleichnamiger Abschnitt des Konzeptes ebenfalls Auskunft, nämlich durch das »Beheben von Ungleichgewichten« und die »Beseitigung von Schief lagen.« (Bericht der Bundesregierung 2011) Eine derartige Schief lage liege beispielsweise zwischen den Ländern Frankreich und Italien (mit je sieben Goethe-Instituten) auf der einen sowie Polen (zwei Institute) und der Tschechischen Republik (nur ein Institut) auf der anderen Seite vor. In Osteuropa bestünde demnach »Nachholbedarf«, dem entsprochen werden müsse, ohne jedoch »Bewährtes in Frage zu stellen.«

Weitere Hinweise zur künftigen Gestaltung der AKBP gibt der Abschnitt *Allgemeine Grundsätze der AKBP*, in welchem man sich nicht nur einem »weiten Kulturbegriff« verpflichtet, sondern auch den Ansatz einer »regierungsfernen« Auslandskulturarbeit vertritt, welche ihre staatliche Förderung im Ausland auf jene Regionen beschränkt, »wo Bedarf« besteht. Eine Neugestaltung zukünftiger Kulturarbeit im Ausland solle dabei folgende Gestalt annehmen:

Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik ist keine bürokratisierende Kulturförderung im Ausland. Sie soll dort erfolgen, wo der kulturelle Austausch aus eigener Kraft auf schwierige Bedingungen stößt. Wo immer der Umfang des kulturellen und zivilgesellschaftlichen Austauschs es zulässt, kann die staatliche Förderung zurücktreten. Generell streben wir eine starke Beteiligung des privaten Sektors (public-private-partnership, Sponsoring) an. (Bericht der Bundesregierung 2011)

Als neue Partner und Schwerpunktregionen werden in den Ausführungen des Auswärtigen Amtes Indien, Vietnam, Lateinamerika, Argentinien, die Türkei und Russland genannt. Für Frankreich und die weiteren Partnerländer in Westeuropa scheint es keine klar umrissene Strategie zu geben.

4 | In Stockholm öffnete im April 2005 das gemeinsam vom Instituto Cervantes und Goethe-Institut betriebene Kulturinstitut. Im Juni 2005 konnten das einjährige Bestehen der Zusammenlegung von *Alliance Française* und Goethe-Institut in Glasgow sowie die Einweihung des gemeinsam mit dem *British Council* genutzten Gebäudes in Kiew gefeiert werden.

POSITIONEN UND SICHTWEISEN DER KULTURMITTLER

Ein gutes Jahrzehnt nach der oben aufgezeigten kritischen Bilanz einzelner Frankreich-Experten und den durch das Auswärtige Amt eingeforderten Umstrukturierungsmaßnahmen ist es daher an dieser Stelle von besonderem Interesse, Bilanz zu ziehen, wie sich der Paradigmenwechsel auf die tägliche Kulturarbeit der deutschen Mittler in Frankreich ausgewirkt hat. Den theoretischen Rahmen dieser Untersuchungen bildet der methodische Ansatz des Kulturtransfers welcher von Michel Espagne und Michael Werner begründet wurde. So fordert Espagne in seinem Aufsatz *Die Rolle der Mittler im Kulturtransfer* den Mittler mehr in den Mittelpunkt der Untersuchungen zu interkulturellen Vermittlungsprozessen zu stellen. Hierzu formuliert auch Werner: »[D]ie Vermittler bringen in den Transferprozess immer auch etwas anderes ein, als von ihnen vorrangig zu erwarten war, und auf diesen semantischen Zusatz kommt es an.« (Werner 2007: 381)

Auch Michael Werner hebt in einer Untersuchung zur Bedeutung institutionellen und personenbezogenen Handelns das wissenschaftliche Interesse einer ›akteurzentrierten‹ Betrachtungsweise hervor:

Zeiteigenschaft vermittelt Primärerfahrungen, die später aus Quellen nur schwer oder gar nicht mehr zu erschließen sind. Von daher rührt auch die für den Gegenstand besondere Bedeutung von Interviews, von mündlicher Befragung der überlebenden Akteure. (Ebd.)

Mit dieser Zielsetzung wurden im Zeitraum von 2010 bis 2011 leitende Kulturmittler der Goethe-Institute und Verantwortliche der deutsch-französischen Häuser anhand eines Leitfadeninterviews⁵ von mir interviewt. *Teil 1* des Leitfadeninterviews beinhaltete grundlegende Fragen zur Rolle deutscher Kulturinstitute im Rahmen der deutschen Auswärtigen Kulturpolitik, allgemeine Fragen zur Kulturvermittlung und spezielle Fragen zur Positionierung deutscher Kulturinstitute in Frankreich. Ein zweiter Fragenkomplex verfolgte das Ziel, die Alleinstellungsmerkmale deutscher Kulturinstitute in Frankreich aus Sicht der Mittler herauszuarbeiten und zukünftige Schwerpunkte kultureller Programmarbeit aufzuzeigen.⁶

Die Zukunft der deutschen Häuser und Goethe-Institute hängt laut Experten in entscheidendem Maße davon ab, wie sich die Institute durch ihre Kulturveranstaltungen in Bezug auf ihr Umfeld positionieren. Um diese Thematik aufzugreifen, wurde im Leitfadeninterview den Mittlern bewusst die sehr provokative Frage gestellt, warum ihr jeweiliges Institut noch heute in der kulturellen Landschaft ihrer Region präsent sei.

5 | Vgl. Die Liste der Interviews am Ende dieses Beitrages.

6 | Die nun folgende Zusammenfassung basiert auf dem Interview-Material meiner Studie zu Programm und Programmatik deutscher Kulturinstitute in Frankreich zwischen 1945 und 2012; vgl. Fischer 2013.

Für Joachim Umlauf, Leiter des Goethe-Instituts Paris, ist die Frage nach den Erfolgsfaktoren und somit den Alleinstellungsmerkmalen deutscher Kulturinstitute in Frankreich zunächst mit der Grundsatzfrage verbunden, ob man seitens der Mittler auch in Zukunft unter der Prämisse der auferlegten Einsparungsmaßnahmen das Ziel verfolgen solle, ein »Allspartenhaus« (Interview Umlauf 2010) mit einer Vielzahl von unterschiedlichen Veranstaltungsformen zu betreiben, oder ob man sich nicht mehr auf einzelne Veranstaltungsformen konzentrieren solle:

Warum ist das so wichtig? Das ist deshalb so wichtig, weil Sie natürlich sagen können: alles zu machen, ist das Alleinstellungsmerkmal eines Kulturinstituts. Andere Kulturinstitutionen wie Kinos, Opernhäuser, Museen [...] machen z.B. auch Vorträge [...], aber sie konzentrieren sich eigentlich auf *eine* Form der Darbietung. (Interview Umlauf 2010)

Das zunächst vorrangige Alleinstellungsmerkmal eines deutschen Kulturinstituts, nämlich seinem Zielpublikum eine breite Palette unterschiedlichster Veranstaltungsformen anzubieten, ist dabei für Umlauf »Schwäche und Stärke« (ebd.) der deutschen Institute zugleich. Dabei denkt er vor allem an das Image und die Wahrnehmbarkeit der Institute durch sein Zielpublikum. Er stützt seine These, indem er ein konkretes Beispiel aus dem Bereich der Musikveranstaltungen (Konzerte) gibt. Seiner Meinung nach würde es dem Goethe-Institut in diesem Veranstaltungssegment kaum gelingen, »ein wirklich treues Fachpublikum aufzubauen«, weil das Goethe-Institut eben nicht der Ort sei, »wo so etwas in einer genügenden, regelmäßigen Art gespielt werden kann.« (Interview Umlauf 2010) Erst bei einer Frequenz von etwa zwei oder drei Konzerten pro Woche, so Umlauf, würde man als »Player« (ebd.) in diesem Segment überhaupt wahrgenommen werden. Auch Till Meyer, Präsident der Föderation deutsch-französischer Häuser, scheint diese Meinung zu teilen:

Wir können in vielen Bereichen als Kulturinstitut, weil es Kooperationen auf sehr hohem Niveau gibt, auch gar nicht mehr [qualitativ] mithalten, das ist im Theaterbereich so, das ist im Bereich der Museen so, das ist bei den Tanzfestivals so (Interview Meyer 2011).

So stellt sich für Meyer daher prinzipiell die Frage, ob man auch in Zukunft an diesem Alleinstellungsmerkmal festhalten solle und »durch die Bank alles präsentieren wolle« oder aber, ob man sich auf einzelne Veranstaltungsformen konzentrieren und spezialisieren solle. In diesem Sinne schlägt er vor, einen »Bauchladen« von verschiedenen Veranstaltungsformen zu haben, »in dem man verschiedene Sachen präsentiert.« (Interview Meyer 2011)

Neben diesem ersten grundlegenden Kriterium ist für Umlauf, wie auch für die überwiegende Mehrheit der Mittler, das wichtigste Alleinstellungsmerkmal

deutscher Kulturveranstaltungen in Frankreich der ›Wortbereich‹.⁷ Für Kurt Brenner, ehemaliger Leiter des Heidelberg-Hauses in Montpellier, ist dieses Veranstaltungssegment, was die Förderung der Spracharbeit durch Kulturveranstaltungen betrifft, der wichtigste Erfolgsfaktor für das weitere Fortbestehen deutscher Kulturinstitute im Nachbarland. Er betont, dass er sich in Bezug auf diese Schwerpunktbildung sogar wiederholt mit den Verantwortlichen des Auswärtigen Amtes kritisch auseinandergesetzt hat:

Wichtiger Teil unserer Arbeit – und ich habe ja immer darauf gedrängt – ist die Spracharbeit, die zum Institut dazu gehört. Ich hab einmal eine ganze Nacht lang mit dem damaligen Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes ein Streitgespräch geführt. Er hat gesagt, das macht doch nichts aus, um Geld zu sparen, geben wir die Sprachkurse ab in die Privatschulen und ich war ganz dagegen, [...] dass es ein Kulturinstitut gibt, ohne Spracharbeit. Dann sind wir eher ein Gesellschaftszentrum. Spracharbeit ist die Basis. (Interview Brenner 2010)

Dass Spracharbeit auch gewinnbringend mit dem Bereich der kulturellen Programmarbeit verknüpft werden kann, so Brenner, unterstreiche allein der Erfolg des im Jahre 2000, anlässlich des europäischen Jahrs der Sprachen von der Föderation deutsch-französischer Häuser ins Leben gerufene Projekt *DeutschMobil*: 2003 wurde es durch den *Adenauer-de Gaulle-Preis* und den *Initiativpreis Deutsche Sprache* ausgezeichnet. Auch Jean-Paul Barbe, Gründer des Deutsch-Französischen und Europäischen Kulturzentrums in Nantes, ist davon überzeugt, dass sein Zentrum noch heute in der Loire-Atlantique präsent ist, weil es bis in die heutige Gegenwart in Kooperation mit Lehrern der ganzen Akademie Nantes »dazu [beiträgt], dass Deutsch als Unterrichtsfach nicht ganz von der Bildfläche verschwindet.« (Interview Barbe 2010) Jérôme Vaillant, Professor für Deutschlandstudien an der Universität Lille 3, würdigt in diesem Sinne den Einsatz des Goethe-Instituts Lille für die Ausbildung der Deutschlehrer in Frankreich »nicht nur in Lille, sondern auch bis nach Caen und Rouen.« (Interview Vaillant 2011) In Bezug auf dieses Alleinstellungsmerkmal der Förderung der deutschen Sprache kristallisiert sich heraus, dass die einzelnen Institute neben gemeinsamen Projekten wie dem bereits erwähnten Projekt *DeutschMobil* auch unterschiedliche Strategien entwickeln. So wollen Brenner in Montpellier und Rothacker in Aix-en-Provence⁸ im Wortbereich in dieser Beziehung in Zukunft noch stärker »Kinder- und Jugendliche« (Interview Rothacker 2010) einbinden. Jan Rhein, Leiter des *Centre Culturel Franco-Allemand* in Nantes, zielt in der Stadt an der Loire mit diesem Veranstaltungssegment ebenfalls darauf ab, mit innovativen Projekten, wie z.B. *Poetry-Slams*, das traditionelle deutschlandbezogene Nanteser Publikum zu begeistern. Joachim Umlauf schließlich

7 | »Von dem, was wir machen, wo haben wir denn da Alleinstellung? Die Antwort fällt ja nun relativ einfach aus: Alleinstellung haben wir im Wortbereich.« (Interview Umlauf 2010)

8 | »Die Kinder von heute sind ja unsere Teilnehmer von morgen« (Interview Rothacker 2010).

setzt in der französischen Hauptstadt auf Vorträge, Kolloquien und *Tables rondes* zu aktuellen deutschen Themen, vor allem aber auf »regelmäßige Reihen mit Schriftstellerlesungen in der hauseigenen Bibliothek.« (Interview Umlauf 2010)

Das wichtigste Alleinstellungsmerkmal für die deutschen Kulturinstitute scheint heute jedoch der *Grad der lokalen Integration* der einzelnen Institute zu sein. Stellvertretend für alle Experten stellt Umlauf fest, dass der Kern der Kulturarbeit »immer das Feedback der Bedürfnisse der lokalen Institutionen vor Ort« (Interview Umlauf 2010) zu berücksichtigen habe. Dies würde jedoch *cum grano salis* eine Umkehr der Arbeitsrichtung des Goethe-Instituts bedeuten: Während man in der Zentrale des Goethe-Instituts München bemüht ist, strategische Leitlinien für eine abstrakte, globale Strategie deutscher auswärtiger Kulturpolitik zu entwerfen, welche anschließend durch die untergeordneten Institute auf spezielle, konkrete Kulturprojekte zugeschnitten werden sollen (>top down-Prozess<), geht der >bottom up<-Prozess in die genau umgekehrte Richtung: Er orientiert sich zunächst nach konkreten Bedürfnissen und Anregungen vor Ort und generiert erst in einem zweiten Schritt konzeptionelle Leitlinien. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich das Goethe-Institut in Bezug auf diese Arbeitsrichtung grundsätzlich von jener der deutsch-französischen Häuser unterscheidet, welche sich ja von Beginn an dem grundlegenden Prinzip der regionalen Integration und somit dem >bottom up-Prinzip< verschrieben haben. Joachim Rothacker sieht in diesem Grundprinzip das entscheidende Kriterium für die >Überlebensfähigkeit< der deutsch-französischen Häuser in Frankreich:

Wir sind ja praktisch zum Erfolg verdammt. [...] Bei uns ist es ja eine Mischfinanzierung, nur ein Teil wird finanziert von Deutschland. Wir müssen also auch für die Rathäuser und auch für die Départements und die Region vor Ort als attraktiv und wichtig für das kulturelle Leben wahrgenommen werden. (Interview Rothacker 2010)

Dieses neue Grundverständnis kommt einem Perspektivenwechsel gleich, der die Konzeption der kulturellen Programmarbeit entscheidend beeinflusst. Die deutsche Kulturarbeit wird zur >Dienstleistung< vor Ort, ein Begriff, der beispielsweise auch explizit auf der Webseite der *Maison de Rhénanie-Palatinat* verwendet wird: »Votre centre culturel allemand en Bourgogne est à votre service pour vos projets avec l'Allemagne et la Rhénanie-Palatinat.«⁹

Diesem Grundsatz folgend, nennen die einzelnen Mittler in den durchgeführten Interviews auch eine Reihe von Projekten unterschiedlichster Couleur, welche diesem Verständnis der >Kulturvermittlung als Dienstleistung< verpflichtet sind. Diese lassen sich vereinfachend in vier unterschiedliche Formen von Dienstleistungen unterteilen.

9 | Online unter: <http://www.maison-rhenanie-palatinat.org> [Stand: 15.11.2013].

1. Unterstützung historisch gewachsener deutsch-französischer Netzwerke der Zivilgesellschaft

So sieht beispielsweise das *Centre Culturel Franco-Allemand* in Nantes in der Unterstützung der Städtepartnerschaft zwischen Nantes und Saarbrücken eine seiner Hauptaufgaben. Zu diesem Zweck entwickelte man in Kooperation mit Verantwortlichen beider Stadtverwaltungen im Sinne einer »intensiven Weiterführung der Städtepartnerschaft« (Interview Barbe 2010) in den letzten Jahren u.a. kleinere Initiativen wie den gemeinsamen *Fotomarathon*, aber auch wissenschaftliche Projekte wie die *Deutsch-Französische Sommeruniversität* (seit 2001 in Kooperation u.a. mit dem Frankreichzentrum der Universität des Saarlandes), aber auch das *Deutsch-Französische Praktikantenbüro*, welches seit 2006 Studenten der Universitäten Nantes und Saarbrücken Praktika in der Partnerstadt vermittelt. Dieses Projekt wird unter anderem durch zwei »junge Botschafter« geleitet, welche durch das Programm *Arbeit beim Partner* des Deutsch-Französischen Jugendwerks gefördert werden. Marc Chateigner, heutiger Präsident des *Centre*, stellt in Bezug auf die Ausrichtung des Nanteser Instituts fest, dass man auf diese Weise zu einem wichtigen Bestandteil des Netzwerkes der internationalen Beziehungen der Stadt Nantes geworden sei. Durch das Projekt *Praktikantenbüro* gewinne man zudem auch ein ganz neues Publikum:

On est un des acteurs de la politique de la ville. L'autre type de soutien, c'est le bureau des stages. Ce soutien nous permet d'accéder à un public de jeunes nantais auquel nous n'avions pas accès auparavant: des jeunes des quartiers sensibles, des jeunes un petit peu moins intégrés. (Interview Chateigner 2010)

Das Projekt eines Deutsch-Französischen Praktikantenbüros wurde von Till Meyer, dem Leiter des *Rheinland-Pfalz-Hauses*, entwickelt. Meyer vermittelt seit über einem Jahrzehnt – in Kooperation mit dem Mainzer Institut *Maison de Bourgogne* – Praktikanten zwischen der Region Burgund und dem Land Rheinland-Pfalz.

2. Förderung der deutsch-französischen Regionalpartnerschaften

In der *Förderung der deutsch-französischen Regionalpartnerschaften* sehen die Experten eine zweite Arbeitsachse¹⁰ ihres kulturellen Engagements. Sicherlich hat so auch das deutsche Kulturinstitut in Dijon maßgeblich dazu beitragen, dass 40 Jahre nach Unterzeichnung des Partnerschaftsvertrages, im Jahre 2002, diese Art der Kooperation mit dem *Adenauer-de Gaulle-Preis* ausgezeichnet wurde. Schwerpunkte der Kulturarbeit in Dijon in Verbindung mit der Regionalpartnerschaft sind dabei neben den Kulturveranstaltungen vor allem die Bereiche

10 | »Man kann viel bewegen in der regionalen Kooperation. Nun ist in meinem Fall das einzige Bedauerliche, meine Region, Languedoc-Roussillon hat die meisten Partnerschaften mit Baden Württemberg, aber es gibt keine Regionalpartnerschaft.« (Interview Brenner 2010)

Wirtschaft und Tourismus. Zu der Konzeption der Arbeit seines Hauses stellt Meyer fest:

Das Deutschlandbild, das wir propagieren, ist sehr stark subsidiär gefärbt. Wir machen keine Staatskultur, sondern setzen den Fokus auf Regional- und Kommunkultur. Wir müssen etwas von unseren Herkunftsregionen und Kommunen erzählen. (Interview Meyer 2011)

Vaillant hat sogar die Vision, durch die Förderung von Regionalpartnerschaften ein durch Kulturveranstaltungen vernetztes Europa der Regionen im Sinne eines »regionalen Weimarer Dreiecks« (Interview Vaillant 2011) aufzubauen. Dem Goethe-Institut Lille kämen in dieser Hinsicht zwei Aufgaben zu: Zum einen die Aufgabe »als Schaufenster von Deutschland in Lille und Region« zu fungieren, zum anderen aber zugleich ein Institut »mit Ausstrahlung nach Kattowitz und Düsseldorf« (Interview Ulrich 2011) zu sein.

3. *Förderung institutioneller deutsch-französischer Netzwerke interregionaler Prägung*

Am häufigsten wurde von den befragten Mittlern in Bezug auf diesen Dienstleistungsgedanken die Unterstützung bestehender deutsch-französischer Universitätspartnerschaften genannt. Nachhaltige Kulturarbeit knüpft, laut Experten, an diese bereits bestehenden Kooperationen an und wirkt unterstützend auf diese ein. Brenner schlägt einen Bogen, indem er – auf die Entstehungsgeschichte und die Zukunft seines Hauses verweisend – das heutige *Heidelberg-Haus* gar als »universitäre Begegnungsstätte« und »deutsches Kulturinstitut partnerschaftlicher Prägung« bezeichnet:

Das Heidelberg-Haus war eine mutige Sache, am Anfang eigentlich der Zivilgesellschaft. Da haben die Uniprofessoren gesagt: Wir wollen ein Begegnungshaus für die Studenten der Deutschen und Franzosen in Montpellier. Dann hat sich die Universität eingeschaltet und so kam eigentlich das Haus als *universitäre Begegnungsstätte* zustande. [...] Das hat sich heute entwickelt zu einem *deutschen Kulturinstitut partnerschaftlicher Prägung*, in dem die städtischen Partner, Heidelberg-Montpellier und die universitären Partner präsent sind, indem sie auch tatsächlich das Haus unterstützen und nicht zu vergessen auch das Land Baden-Württemberg, das eingesprungen ist, weil die Uni eine Landeseinrichtung ist. (Interview Brenner 2010)

Auch andere Mittler, so vor allem Vaillant und Rhein, heben die herausragende strategische Bedeutung der Kooperation mit dem universitären Sektor explizit hervor. Als jüngstes Beispiel einer derartigen Mittlerfunktion im deutschen und französischen Hochschulbereich zitiert Meyer das erste vom Haus Rheinland-Pfalz im Oktober 2011 mitorganisierte »Colloque franco-allemand sur le management de la culture à Dijon« (Interview Meyer 2011), welches vor dem Hintergrund der finanziellen Krisensituation die Zukunftsperspektiven von

Kulturinstituten zum Thema hatte. Meyer verweist in seinem Interview darauf, dass man »noch mehr den pragmatischen und praktischen Nutzen der Einrichtungen in den Vordergrund stellen sollte« (ebd.), wenn man an einem langfristigen Erhalt der deutschen Einrichtungen in Frankreich interessiert sei.

Auch für diesen Dienstleistungsgedanken gilt: »rien n'est jamais acquis« – nichts währt für immer. Wie sensibel dieser Programmschwerpunkt in Bezug auf eine nachhaltige und kontinuierliche Weiterführung bereits bestehender institutioneller (und persönlicher) Kontakte reagiert, zeigt Umlauf auf, welcher bekennt, dass das Goethe-Institut Paris in der jüngsten Vergangenheit der 1990er Jahre durchaus Fehler begangen und die Zusammenarbeit mit den Universitäten und ihrem Lehrpersonal u.a. im Bereich der Germanistik vernachlässigt habe.

Schon in den 90er Jahren hat das Goethe-Institut hier angefangen, die alten Vertreter des Franco-Allemand zu schmähen oder einfach nicht mehr in ihre Arbeit einzubeziehen, also mit der Ansicht, die Versöhnungsgeneration habe ihre Arbeit erledigt, es gelte jetzt, neue Ufer, neue Leute zu gewinnen. Nicht immer mit denselben, Grosser, Ménudier und anderen zu arbeiten. Man hat diese Kreise bis zu einem gewissen Grade, einschließlich der Germanistik, vernachlässigt. Und das halte ich für einen Riesenfehler. [...] Wenn sie nicht die Sympathie und die Unterstützung derjenigen haben, die sich vor Ort professionell mit Deutschland beschäftigen, dann ist die Arbeit natürlich sehr schwer. Wenn Herr Grosser zehn Mal pro Jahr in die Maison Heine geht und kein einziges Mal ins Goethe-Institut, dann ist das natürlich von einer gewissen Symbolik. (Interview Umlauf 2010)

4. *Förderung und Vermittlung von Kooperation zwischen französischen Institutionen*

Nur durch einen engen und beständigen Kontakt mit diversen französischen Partnern vor Ort können Feinabstimmungen in Bezug auf die Ausrichtung eines Kulturprogramms vorgenommen werden. Besteht nach einer Vielzahl von Jahren kulturellen Engagements ein Vertrauensverhältnis zwischen dem deutschen Mittler und den regionalen Akteuren, kann man, so Dorothee Ulrich, Leiterin des Goethe-Instituts Lille, im interkulturellen Dialog mit dem Partner in ganz andere Dimensionen der Kulturvermittlung vordringen. Ulrich sieht deshalb heute das Goethe-Institut Lille als einen der »Akteure im kulturellen Netzwerk [...] vor Ort.« (Interview Ulrich 2011) Dies bedeutet für sie, dass sich ihre Vermittlerrolle nicht nur auf die Vermittlung deutscher Kultur beschränkt, sondern ihrem Institut insbesondere die Aufgabe zukommt, diejenigen französischen Kulturschaffenden und Institutionen zu vernetzen, die vielleicht nicht dazu tendiert hätten, »miteinander in Dialog zu treten«. (Ebd.)

Weil wir [das Goethe-Institut] nicht in lokalen Sparten denken oder in Zuständigkeitsbereichen. Da uns diese Zuständigkeitsbereiche sogar manchmal fremd sind oder wir diese mit einer gewissen Unschuld oder Naivität betrachten. (Ebd.)

Ulrich sieht gerade in der Funktion des neutralen, außen stehenden Mittlers »eine wunderbare neue Chance und Aufgabe, [...] Dinge in Bewegung zu bringen, die vielleicht ohne uns in der Form nicht so gelaufen wären.« (Ebd.) Auch Ulrich Sacker sieht sein Lyoner Institut in diesem Sinne in der Rolle des »Scouts« (Interview Sacker 2011) der jeweiligen Kulturszene vor Ort. Diese Funktion des Kulturvermittlers »im Dienste des Partners« wäre eine völlig neuartige Dimension deutscher auswärtiger Kulturpolitik. Das gegenseitige Geben und Nehmen wäre vor dem Hintergrund des interkulturellen Austausch neu definiert: Der Kulturaustausch würde so zu einer multikulturellen Lerngemeinschaft. So sagt Umlauf in Bezug auf das partnerschaftliche Arbeiten vor Ort:

Partnerbezogenes Arbeiten [...] hat einen Sekundäreffekt: Man betreibt selber ja auch lebenslanges Lernen, wenn man mit anderen zusammen arbeitet und so auch ein Stück seiner eigenen Kultur preisgibt, nämlich die Art, wie man arbeitet, wie man miteinander in Kontakt tritt und der andere hoffentlich auch. Also: interkulturellen Dialog betreiben. (Interview Umlauf 2010)

Auch Ulrich ist fest davon überzeugt, dass im interkulturellen Dialog mit Partnern vor Ort »neue Ideen generiert« werden und dass Deutschland durch diese Dialogbereitschaft ein wichtiges Zeichen setzt, »dass es sich für die Kultur des anderen interessiere.« (Interview Ulrich 2011) Ulrich geht sogar noch weiter, indem sie unterstreicht, dass allein die »physische Präsenz eines Kulturinstituts ein lebendiges Zeichen dafür sei, dass man diesen interkulturellen Dialog sucht.« (Ebd.)

Vor diesem Hintergrund bekommen die Schließung des *Maison de France* in Berlin und die für den 1. September 2013 geplante »administrative Zusammenlegung« der Französischen Kulturinstitute von Leipzig und Dresden eine neue Bedeutung. 50 Jahre nach Unterzeichnung des Élysée-Vertrages wird an diesen Orten sicherlich ein falsches kulturpolitisches Signal gesetzt.

LITERATUR

1. Interviews

(Name, Institution, Funktion zur Zeit des Interviews, Datum und Ort des Interviews)

Barbe, Jean-Paul: Centre Culturel Européen Nantes, Gründer (2. Oktober 2010 in Nantes).

Brenner, Kurt: Maison de Heidelberg, Montpellier, Leiter (8. Oktober 2010 in Frankfurt a.M.).

Chateigner, Marc: Centre Culturel Franco-Allemand, Nantes, Präsident (1. Oktober 2010 in Nantes).

Kuntz, Eva-Sabine: Deutsch-Französisches Jugendwerk, Generalsekretärin (26. August 2010 in Paris).

- Meyer, Till: Haus Rheinland-Pfalz, Dijon, Leiter, Präsident der Föderation deutsch-französischer Häuser (30. Oktober 2011 in Mainz).
- Neubert, Stefanie: Goethe-Institut Toulouse, Leiterin. (30. März 2011 in Paris)
- Rhein, Jan: Centre Culturel Franco-Allemand, Nantes, Leiter (1. Oktober 2010 in Nantes).
- Rothacker, Joachim: Centre Franco-Allemand de Provence, Aix-en-Provence, Leiter (17. September 2010 in Tübingen).
- Sacker, Ulrich: Goethe-Institut Lyon, Leiter (30. September 2011, Telefongespräch: Lyon-Saarbrücken).
- Schraut, Elisabeth: Goethe-Institut Nancy, Leiterin (24. August 2010 in Nancy).
- Ulrich, Dorothee: Goethe-Institut Lille, Leiterin (13. Juli 2011 in Lille).
- Umlauf, Joachim: Goethe-Institut Paris, Leiter (26. August 2010 in Paris)
- Vaillant, Jérôme, Professor für Deutschlandstudien an der Universität Lille 3 (13. Juli 2011 in Lille).

2. Forschung

- Bericht der Bundesregierung zur Auswärtigen Kulturpolitik 2005/2006. Online unter: http://www.ifa.de/pdf/aa/akbp_bericht2005.pdf [Stand: 15.11.2013].
- Enzensberger, Hans Magnus: Auswärts im Rückwärtsgang. In: Der Spiegel, Nr. 37 v. 11. September 1995, S. 215–216.
- Espagne, Michel (1997): Die Rolle der Mittler im Kulturtransfer. In: Hans-Jürgen Lüsebrink/Rolf Reichardt (Hg.): Kulturtransfer im Epochenbruch. Frankreich-Deutschland 1770 bis 1815. Leipzig, S 311–329.
- Fischer, Gerrit (2013): Von der ›Versöhnung‹ zur Internationalisierung: das Auseinanderklaffen von Programm und Programmatik. Deutsche Kulturinstitute in Frankreich (1945–2012). Saarbrücken.
- Fischer, Joschka (2001): Sensibel in der Form, fest in der Sache. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 51, H. 2, S 24–26; online unter: <http://www.ifa.de/pub/kulturaustausch/archiv/zfk-2001/mit-kultur-gegen-krisen/fischer0//type/98/> [Stand: 15.11.2013].
- Grosser, Alfred (2006): Die deutsch-französische Kulturarbeit ist bedroht. In: Dokumente: Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog 62, H. 4, S. 36–37.
- Jurt, Joseph (1999): Von den Franzosen lernen. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 49, H. 4, S. 6; online unter: <http://www.ifa.de/pub/kulturaustausch/archiv/zfk-1999/die-zukunft-der-erinnerung/deutsch-franzoesische-kulturbeziehungen-buerokratie-statt-phantasie/jurt0/> [Stand: 15.11.2013].
- Ders. (2000): Den Neuanfang wagen. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 50, H. 4, S. 29–31.
- Le Gloannec, Anne-Marie (2000): Pour une nouvelle avant-garde. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 50, H. 4, S. 12–13.
- Schneider, Wolfgang (Hg.; 2008): Auswärtige Kulturpolitik: Dialog als Auftrag – Partnerschaft als Prinzip. Essen.
- Strauss, Dieter (2002): Je me consacre corps et âme aux réformes – et rien que cela, à Propos du processus de réforme à l'Institut Goethe. In: Allemagne d'aujourd'hui, Nr. 162, S. 165–166.

- Umlauf, Joachim (2000): Wohin mit dem Bilateralen? In: Zeitschrift für Kulturaustausch 50, H. 4, S. 71–74.
- Uterwedde, Henrik (2000): Lasst Hundert Blumen blühen! In: Zeitschrift für Kulturaustausch 50, H. 4, S. 67f.
- Werner, Michael (2007): Im Zwischenfeld von Politik und Wissenschaft, in: Ulrich Pfeil (Hg): Deutsch-französische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert. Ein institutionengeschichtlicher Ansatz. München, S. 381–389.
- Zeitschrift für Kulturaustausch (2000): Themenheft *Auswege aus der Routine* 50, H. 4.

Deutsch-französische Aussöhnung als Affront

Die Unterzeichnung des Élysée-Vertrages aus niederländischer Perspektive

KATHARINA GARVERT-HUIJNEN

Abstract

Reactions to the Franco-German treaty of friendship were unusually negative in the Netherlands. Although the Dutch greeted Franco-German reconciliation in principle, they rejected the form and timing of the treaty. This attitude among the Dutch becomes understandable if we locate it in the larger context of the European process of integration in the 1950s and 1960s, which is the aim of this contribution. The author shows that there is a close relationship between the Dutch repudiation of the Franco-German treaty of friendship, the Dutch resistance against the European Political Union (EPU) proposed by de Gaulle and Adenauer, and the rejection of a Common Europe as well as independent French nuclear armament. This article describes the background of Dutch policy in international and European affairs to make it clear why Joseph Luns, the long-serving foreign minister of the Netherlands, pursued an extraordinarily harsh line against Charles de Gaulle's foreign policy that blocked the progress of the European integration process as much as possible throughout the 1960s.

Title: Franco-German Reconciliation as an Affront. The Signing of the Élysée Treaty from a Dutch Perspective

Keywords: Adenauer, Konrad (1876–1967); de Gaulle, Charles (1890–1970); European political union; Franco-German treaty of friendship; Luns, Joseph (1911–2002)

EINLEITUNG

Die Tinte unter dem deutsch-französischen Freundschaftsvertrag war noch nicht trocken, da regte sich in Den Haag erbitterter Widerstand gegen das als ausgrenzend empfundene binationale Abkommen. Das gesamte niederländische Parlament reagierte mit Ablehnung und es kam zu impulsiven Reaktionen. So schlug der Ständige Vertreter der Niederlande bei den Europäischen Gemeinschaften, Dirk Spiereburg vor, ein »Exempel zu statuieren« und

im selben Geist wie der deutsch-französische Freundschaftsvertrag zwischen dem Vereinigten Königreich, der Benelux und wenn möglich Italien eine Übereinkunft zu schließen, die eine vertiefte Zusammenarbeit auf politischem, militärischem, kulturellem

und wirtschaftlichem Gebiet und eine gegenseitige Konsultation im Vorfeld wichtiger Entscheidungen im Rahmen der EEG vorsieht.¹

Aus heutiger Perspektive löst die niederländische Reaktion in erster Linie Erstaunen aus. Man hat sich im Zusammenhang mit dem Prozess der deutsch-französischen Aussöhnung so daran gewöhnt, in positiven Zuschreibungsmustern zu denken, dass es nur noch schwer nachvollziehbar erscheint, dass es im Januar 1963 so etwas wie Opposition oder gar Ablehnung gegen die Unterzeichnung des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages gab. Bildet doch gerade der Élysée-Vertrag und der darauf folgende Prozess der deutsch-französischen Aussöhnung das Fundament für die mittlerweile beinahe 50 Jahre andauernde europäische Friedensperiode.

Das hier vorliegende Themenheft der *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* hat sich zur Aufgabe gemacht gerade diese festgefahrenen Betrachtungsweisen im Élysée-Jahr zu hinterfragen. Die niederländische Perspektive auf den Vertrag, die im Folgenden ausführlich beschrieben werden soll, eignet sich hierzu in besonderem Maße. Sie öffnet den Blick für die Tatsache, dass ein derart exklusives Versöhnungsmodell wie das deutsch-französische auch als ausgrenzend und die deutsch-französische Zusammenarbeit als dominant erfahren werden konnte und bis heute erfahren werden kann.

Die Erkenntnis, dass der Élysée-Vertrag zu seiner Zeit nicht unumstritten war, ist dabei nicht neu. Die historische Forschungsliteratur hat sich eingehend mit der Tatsache befasst, dass Adenauers Außenpolitik in den letzten Jahren seiner Kanzlerschaft in der Bundesrepublik stark umstritten war. Seine exklusive Ausrichtung auf Frankreich führte innerhalb der Regierung Adenauers zu großen Konflikten und trug nicht unwesentlich zum Verlust seiner Machtbasis in seiner eignen Partei, der CDU, bei. Viel weniger bekannt ist hingegen, dass sich in der niederländischen Haltung zum Élysée-Vertrag deutliche Parallelen zur Haltung der Adenauer-Kritiker in der Bundesrepublik feststellen lassen.²

Insgesamt ist über die niederländische Position im Zusammenhang mit dem Élysée-Vertrag bisher kaum geschrieben worden.³ Vor allem in der deutsch- und englischsprachigen Forschungsliteratur wird der Standpunkt der Niederlande im europäischen Integrationsprozess selten hinterfragt und wenn überhaupt nur mit einer recht knappen und häufig plakativen Analyse versehen. Häufig

1 | Nationaal Archief (Den Haag), 2.05.118, Buitenlandse Zaken, Blok 2, 1955–1964 inv.nr. 20686 (Übers. d. Verf.). – Bei dieser Quelle handelt es sich um eine Note Dirk Spierenburgs an die niederländische Regierung. In einem mehrseitigen Schreiben an den Staatssekretär im niederländischen Außenministerium Dr. H.R. van Houten schlägt Spierenburg der niederländischen Regierung vor, wie sie auf die französische Weigerung Großbritanniens in die Europäische Gemeinschaft aufzunehmen, reagieren soll.

2 | Den damaligen niederländischen Außenminister Joseph Luns verleitete diese Parallele zu der Aussage, dass Ludwig Erhard als wichtigster Adenauer-Kritiker auch »ein Niederländer hätte sein können« (Luns 1971: 310f.).

3 | Einen ersten Eindruck bietet Wielenga 2000: 101ff.

erscheinen die Niederlande auch nur im Zusammenhang mit ihren Benelux-Partnern. Als ob automatisch davon auszugehen wäre, dass die Interessen der kleineren Länder parallel zu fassen sind. Dabei war es vor allem die niederländische Außen- und Europapolitik, die gemeinsam mit der französischen den westeuropäischen Kontinent in den 1960er Jahren in ihrem Bann hielt.

Selbstverständlich hatte in den Niederlanden niemand prinzipiell etwas gegen eine Aussöhnung zwischen den beiden ehemaligen ›Erbfeinden‹. Es war vor allem die Form und der Zeitpunkt des Vertrages sowie die Angst vor einer französisch-deutschen Dominanz in Europa, die auf Ablehnung stießen. Nur wenige Tage vor der Unterzeichnung des Élysée-Vertrags hatte der französische Staatspräsident Charles de Gaulle sein Veto gegen einen britischen Beitritt zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) ausgesprochen und den Aufbau einer eigenen – von der NATO unabhängigen – französischen Nuklearstreitmacht, der sogenannten *Force de frappe*, erklärt.

Wie im Folgenden gezeigt werden soll, besteht ein enger Zusammenhang zwischen der niederländischen Zurückweisung des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages, dem niederländischen Widerstand gegen die von de Gaulle und Adenauer vorgeschlagene Europäische Politische Union (EPU) und der Ablehnung einer gemeinsamen europäischen wie auch einer selbstständigen nuklearen französischen Streitmacht (vgl. Kersten 2011: 225). Vor allem der langjährige niederländische Außenminister Joseph Luns wurde zur Symbolfigur eines außergewöhnlich harten Konfrontationskurses der niederländischen Regierung gegen die Außenpolitik Charles de Gaulles, der im Laufe der 1960er Jahre zwischen den sechs Ländern der Europäischen Gemeinschaften zu einer Pattsituation führte und das Fortschreiten des europäischen Integrationsprozesses weitestgehend blockierte.

Zankäpfel waren die von de Gaulle anvisierte Führungsrolle in Europa und der damit einhergehende Streit um die Beteiligung der Briten am europäischen Integrationsprozess sowie der Streit um die Frage der institutionellen Einrichtung der Zusammenarbeit. Während de Gaulle ein ›Europa der Nationalstaaten‹, also eine intergouvernementale Zusammenarbeit bevorzugte, war die niederländische Regierung ein starker Verfechter der Übertragung von Souveränitätsrechten an europäische Institutionen, also einer supranationalen Zusammenarbeit.

Die Niederlande hatten sich dem ›Europa der Sechs‹, das sich in den 1950er Jahren mit der Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) und der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und Euratom manifestierte und zunächst aus Frankreich, Italien, der neu gegründeten Bundesrepublik Deutschland und den Beneluxstaaten bestand, nur mit einigem Widerwillen angeschlossen. Ein wichtiger Grund hierfür war, dass die europäische Zusammenarbeit aus Sicht der niederländischen Regierung in erster Linie als ein Projekt gedacht war, dass der exportorientierten niederländischen Wirtschaft zu Gute kommen sollte.

Aus diesem Grund lehnte nicht nur Außenminister Luns, sondern auch der sozialdemokratische Ministerpräsident Willem Drees (*Partij van de Arbeid*

[PvdA]) und dessen Staatssekretär Ernst van der Beugel (PvdA) eine vertiefte wirtschaftliche europäische Zusammenarbeit ohne Großbritannien kategorisch ab. Alle drei ließen sich nur in der Hoffnung auf eine baldige Zusammenarbeit mit den Briten im Rahmen einer Europäischen Freihandelszone (FHZ) umstimmen. Im niederländischen Ministerrat sagte Drees hierzu:

Die Perspektive auf ein Zustandekommen dieser Freihandelszone hat dem Sprecher über seinen Widerstand gegenüber dem EWG-Vertrag⁴ hinweggeholfen. Mit der Unterzeichnung dieses Vertrages haben sich die Niederlande in eine protektionistische Kombination von relativ kleinem Umfang begeben. (Zit. n. Brouwer/Merriënboer 213: 63 [Übers. d. Verf.]).

Die Tatsache, dass der französische Staatspräsident Charles de Gaulle mit Unterstützung des deutschen Bundeskanzlers Konrad Adenauer die Verhandlungen zur Europäischen Freihandelszone endgültig für beendet erklärte und stattdessen 1960 die Gründung einer Europäischen Politischen Union (EPU) im Rahmen der ›Sechs‹ vorschlug, kam im politischen Den Haag dann auch denkbar schlecht an.

Bei der Gründung der EGKS und der EWG hatten – trotz aller vorhandenen Bedenken – in erster Linie wirtschaftliche Argumente den Ausschlag gegeben, sich zu beteiligen. Letztendlich war die Abhängigkeit der niederländischen Wirtschaft von den übrigen fünf Ländern und vor allem von Deutschland zu groß, um der neuen mächtigen kontinentaleuropäischen Gruppe fernzubleiben, wie der Wirtschaftshistoriker Richard Griffiths zu Recht feststellt (vgl. Griffiths 1990: 263f.).

Bei der EPU war dies jedoch nicht der Fall. Die niederländische Regierung hatte keinerlei Interesse an einer Ausweitung der politischen Zusammenarbeit im Rahmen der ›Sechs‹ und es gelang ihr erfolgreich, gemeinsam mit der belgischen Regierung die unerwünschte EPU ohne Großbritannien zu verhindern. Diesen Erfolg empfand man in Den Haag als wichtigen Sieg gegenüber den beiden großen europäischen Mächten. Der niederländische Historiker Anjo Harryvan wertet das Verhindern der EPU im Rückblick gar als einen der wichtigsten niederländischen Beiträge zum europäischen Integrationsprozess in den 1960er Jahren (vgl. Harryvan 2009: 147). Dass Konrad Adenauer und Charles de Gaulle die Fortsetzung der gescheiterten EPU nun im Rahmen des Élysée-Vertrages durchsetzten, musste man daher in den Niederlanden als Niederlage, ja gar als Affront seitens der beiden europäischen Partner empfinden.

Der vorliegende Beitrag hat zum Ziel, die – bereits angerissenen – Hintergründe der niederländischen Außen- und Europapolitik einer genaueren Ana-

4 | Beim EWG-Vertrag handelt es sich um den Vertrag zur Schaffung einer Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG). Er wurde am 25. März 1957 in Rom gemeinsam mit dem Vertrag zur Gründung einer Europäischen Atomgemeinschaft (EAG oder Euratom) unterzeichnet. Beide Verträge werden gemeinsam umgangssprachlich auch als Römische Verträge bezeichnet

lyse zu unterziehen. Dabei sollen auch an einigen Stellen die Parallelen zur Haltung der Adenauer-Kritiker in der Bundesrepublik aufgezeigt werden.

EVER CLOSER ATLANTIC UNION

Ganz im Gegensatz zu Frankreich, dessen Deutschlandpolitik nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges darauf abzielte, das Land für möglichst lange Zeit klein zu halten, befürworteten die niederländischen Nachkriegsregierungen schon relativ rasch eine Reintegration der Deutschen auf der Basis von Gleichberechtigung (vgl. Wielenga 2000: 51ff.). Das mag überraschen, da die Niederlande sich ja gerade erst von fünf Jahren deutscher Besatzung erholten, fand seine Ursache jedoch in erster Linie in der engen wirtschaftlichen Verflechtung mit dem deutschen Nachbarn⁵ und den Lehren, die man in Den Haag aus den fatalen Friedensschluss mit dem Deutschen Reich nach Ende des Ersten Weltkrieges gezogen hatte.

»Angesichts der Tatsache, dass man an der Mentalität der Deutschen nichts ändern kann, muss man dieses Land akzeptieren, wie es ist«, befand der Auswärtigen Ausschuss des Parlaments 1950 pragmatisch.⁶ Nach wie vor vertraute man den Deutschen nicht, aber alleine aufgrund seiner geografischen Lage und der zentralen Bedeutung des Landes als Exportmarkt für die niederländische Wirtschaft war aus niederländischer Perspektive eine Beteiligung Deutschlands am europäischen Wiederaufbau und in den sich entwickelnden Bündnisstrukturen des Westens unabdingbar. Dafür gab es trotz aller Zivilisationsbrüche, die die Deutschen während der Diktatur der Nationalsozialisten begangen hatten, für die niederländischen Parlamentarier des Auswärtigen Ausschusses nicht nur geopolitische oder wirtschaftliche, sondern auch kulturelle Gründe:

Die Erhaltung des Friedens und die Erhaltung der westlichen Kultur in Europa zwingen die westeuropäischen Länder mehr als je zur Vereinigung sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Diese Notwendigkeit ist, für sich betrachtet, bereits vorhanden. Sie wird durch die Bedrohung seitens des totalitären Rußlands einmal mehr gefordert. Und auch das muss hier gesagt werden: Deutschland muss zu Westeuropa gehören. Ohne Deutschland würde das Gebiet der Länder westlicher Kultur auf diesem Kontinent sich auf ein derart untiefes Randgebiet mit einer derart geringen Zahl Menschen beschränken, dass bereits im Voraus gesagt werden müsste, dass es sich politisch und militärisch und wahrscheinlich auch wirtschaftlich nicht würde halten

5 | Vgl. hierzu v.a. Kleman 1990 u. 2009, Lak 2009 u. 2011, Lademacher 1988 u. Hirschfeld 1998.

6 | Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Best.-Nr. B 11, Abteilung III: 5-18, Bericht des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten der 2. Kammer der Staten-Generaal an das Außenministerium Haag über die deutsche Frage, Sitzung 1949/50 (Bericht Nr. 3, deutsche Übersetzung Regierungsdirektor Frowein vom 21. Juli 1950).

können. Für die Verteidigung von Westeuropa – einschließlich Deutschland – sind die Deutschen nötig, sowohl in militärischer als auch in industrieller Hinsicht. (Ebd.)

Die französische Deutschlandpolitik, die in den ersten Nachkriegsjahren darauf abzielte, Deutschland, durch eine Abtrennung des Rheinlands und Herauslösung des Ruhrgebiets (vgl. Brunn 2004: 35) langfristig politisch und wirtschaftlich zu entmachten, entsprach dieser Politik auf keiner Weise. Die bereits 1943 entwickelte Idee des französischen Generals und Exilpolitikers Charles de Gaulle, gemeinsam mit den Benelux-Ländern nach Kriegsende eine gegen Deutschland gerichtete, westeuropäische Gruppierung unter französischer Führung zu gründen (vgl. Coolsaet 2003: 351), wurde von der niederländischen Regierung dann auch äußerst skeptisch beurteilt.

Zwar einigten sich die Beneluxländer und Frankreich im März 1945 tatsächlich auf ein Wirtschaftsabkommen, aber weder Belgien noch die Niederlande betrachteten dieses als Beginn einer intensiveren Zusammenarbeit. Im Gegenteil, bereits kurz nach der Unterzeichnung begann man die Vereinbarungen des Vertrages wieder zu torpedieren. Sowohl in den Niederlanden als auch in Belgien war bereits zu diesem Zeitpunkt deutlich, dass die nationale Deutschlandpolitik auf eine wirtschaftliche Erholung und Reintegration Deutschlands abzielte (vgl. ebd.). Darüber hinaus waren sich Belgier und Niederländer darin einig, dass Großbritannien und nicht Frankreich eine Führungsrolle in Europa zukommen sollte.

Zunächst sah es jedoch nicht so aus, als ob man schnell wieder wirtschaftliche Kontakte mit Deutschland würde aufnehmen können. Die Alliierten, die die Besatzungsmacht in Deutschland übernommen hatten, betrachteten das Land aus der politischen Perspektive und interessierten sich wenig für wirtschaftliche Fragen. »Their goal was to keep the German population alive at a minimum, limited cost and recovery of the German economy was, in those first post-war years, not their main priority«, stellt Martijn Lak fest (Lak 2011: 12). Erst als sich seit 1948 der Konflikt mit der Sowjetunion verschärfte und die Politik der atlantischen Mächte auf die Gründung eines westdeutschen Staates abzielte, gerieten auch wirtschaftliche Interessen wieder stärker in den Fokus der westlichen Alliierten. »At this point [...] renewed economic interdependency could be expected, as now economic interests became increasingly important and tentative steps were taken to renew economic ties between the Netherlands and Germany« (ebd.).

Die Gründung der Bundesrepublik war Teil einer neuen amerikanischen Europapolitik, die sich vor dem Hintergrund des Ost-West-Konfliktes entwickelte und vor allem im *European Recovery Program* (umgangssprachlich *Marshallplan*) ihren Niederschlag fand. Da sie den für die niederländische Wirtschaft so zentralen wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands ermöglichte, deckte sie sich aus der Perspektive der niederländischen Regierung viel stärker mit den Interessen ihres Landes als die des benachbarten Frankreichs. Hinzu kam, dass sich bereits im Verlauf des Zweiten Weltkrieges eine starke Überzeugung entwickelt hatte, dass nur die USA mit ihren konventionellen und nuklearen

Streitkräften die territoriale Integrität der Niederlande dauerhaft garantieren konnten (vgl. u.a. Harryvan 2009: 151).

Vor diesem Hintergrund entschlossen sich die Niederlande zur Akzeptanz der Marshallhilfe und wurden somit Mitglied der zur Verwaltung und Verteilung der amerikanischen Marshallhilfe gegründeten *Organization for European Economic Co-operation* (OEEC). Außerdem traten sie den militärischen Bündnispakten, zunächst dem Brüsseler Pakt, und später der NATO bei (vgl. Hellemma 2010: 148). Der wirtschaftliche wie auch der sicherheitspolitische Aspekt erleichterte dabei aus niederländischer Sicht die Akzeptanz einer Hegemonialstellung der USA in Europa auf der einen Seite und den Entschluss, sich endgültig von der traditionell abseitigen Außenpolitik zu verabschieden, auf der anderen. Möglicherweise mag auch »die jahrhundertlange Gewöhnung an den von England gebotenen Schutz die Hinnahme der Hegemonie einer anderen Überseemacht, der Vereinigten Staaten« dazu beigetragen haben, wie Jérôme Helderling bereits 1976 konstatierte (Helderling 1976: 676).

Der neue außenpolitische »Atlantizismus« der Niederlande entwickelte sich in den kommenden Jahren zur Staatsräson und erhielt beinahe einen mystischen Status (z.B. bei van Staden 1974). Das außenpolitische Wunschbild, das sich hieraus entwickelte, war das einer immer engeren, atlantischen Bündnisgemeinschaft, einer Art *Ever Closer Atlantic Union*, das sich weitestgehend als unrealistisch erwies. Mathieu Segers hat diese Politik kürzlich kritisch als »magischen Realismus« bezeichnet.

Während die Niederlande sich in der Realität fest in die westdeutsche Wirtschaft integrierten, fanden sie ihre Inspiration für das Außenpolitische weiterhin in einer hypothetischen Gemeinschaft »atlantischer Inseln«, die aus den USA, Kanada, Großbritannien und dem Rumpf Nordwesteuropas des Alten Kontinents bestand: das eigene Atlantis der Niederlande (Segers 2013: 69 [Übers. d. Verf.]).

EUROPAPOLITISCHE WEICHENSTELLUNG

Dass die Zielsetzung niederländischer und französischer Deutschlandpolitik in gänzlich unterschiedliche Richtungen ging, war mittlerweile deutlich geworden. Zu einer ersten größeren Konfrontation war es während der Verhandlungen um die Verteilung der amerikanischen Marshallhilfen 1947 gekommen. Die Forderungen des niederländischen Verhandlungsführers Hans Max Hirschfeld, die deutsche industrielle Produktionskapazität mit in die Schätzungen der gesamteuropäischen Produktionskapazität aufzunehmen, empfanden die Franzosen als »regelrechten Angriff auf ihre Europapolitik« (Fennema/Rhijnsburger 2007: 168), da sie eine Reintegration der deutschen Industrie in die gesamteuropäische suggerierten. Zu einer Einigung kam man nicht. Dazu waren die Ausgangspunkte zu unterschiedlich. Man einigte sich lediglich auf ein »*agreement to disagree*« (ebd.).

Es waren jedoch nicht nur die Niederlande, die Schwierigkeiten mit den Ausgangspunkten der französischen Deutschlandpolitik hatten. Folgenscher für die französische Deutschlandpolitik war, dass sie auch von Seiten der anderen beiden westlichen Alliierten immer weniger Unterstützung fand, da sie ganz und gar nicht den neuen Zielsetzungen entsprach. Der Druck auf die französische Regierung, zumindest »einer Aufhebung der Begrenzung der westdeutschen Stahlproduktion zuzustimmen«, nahm immer stärker zu (ebd.). Die Franzosen schienen sich mit ihrer Deutschlandpolitik in eine Sackgasse manövriert zu haben (vgl. Defrance/Pfeil 2011: 71).

Um nicht gänzlich »die Kontrolle über die politische und wirtschaftliche Entwicklung zu verlieren und die Grundlagen der französischen Außen- und Sicherheitspolitik zu garantieren« (ebd.: 72), war demnach ein echtes Umdenken erforderlich. Um dem französischen Sicherheitsbedürfnis mithilfe der fortbestehenden Kontrolle des Ruhrgebiets weiterhin Rechnung zu tragen und gleichzeitig dem Druck nachgeben zu können, wirtschaftliche Restriktionen für die Bundesrepublik aufzuheben, schlug der französische Außenminister Robert Schuman daher im Mai 1950 als Kompromiss vor, »die Gesamtheit der französisch-deutschen Kohlen- und Stahlproduktion unter eine oberste Aufsichtsbehörde zu stellen, welche die wechselseitige Kontrolle garantieren und auch anderen Staaten offenstehen sollte« (Defrance/Pfeil 2011: 70f.).

Dieser Vorschlag, den Schuman gemeinsam mit Jean Monnet entwickelt hatte, stellte eine wichtige Zäsur dar, da er sich deutlich von den traditionellen sicherheitspolitischen Konzepten Frankreichs absetzte. Er wurde dann auch von vielen als eine »für Europa völlig neue Friedensstrategie« und als eine für die damalige Zeit wahrlich »kühne Tat« empfunden (ebd.). In jedem Fall war der Schumanplan ein erster wichtiger Schritt hin zur Aussöhnung zwischen den beiden »Erbfeinden« Deutschland und Frankreich, da er auf der Basis von Freiwilligkeit und Gleichberechtigung geschlossen wurde. Bundeskanzler Adenauer stimmte ihm dann auch erleichtert zu. Für Adenauer bedeutete Schumans Initiative »das Ende einer langen Durststrecke« im Hinblick auf eine Lösung der Ruhrkohlenproblematik und ein wichtiger Schritt, um »auf dem Weg der gleichberechtigten Integration ein wesentliches Stück voranzukommen« (Loth 2004: 44).

Wie oben bereits angesprochen, betrachteten viele Mitglieder der niederländischen Regierung den Schumanplan kritischer. Zwar schloss man sich in einer ersten offiziellen Reaktion der allgemeinen Begeisterung an, in den sprichwörtlichen Haager Wandelgängen war die Meinung jedoch deutlich geteilter. Während Wirtschaftsminister Jan van den Brink und Landwirtschaftsminister Sicco Mansholt den Plan unterstützten, waren Ministerpräsident Willem Drees und Finanzminister Piet Liefstinck dagegen. Außenminister Dirk Stikker nahm eine Art Mittelposition ein.⁷

7 | Vgl. Brouwer/Merriënboer 2013: 40f.; Harryvan, van der Harst/van Voorst 2001: 268 und Segers 2013: 79f.

Der französische Plan kam für die niederländische Regierung und vor allem für Außenminister Dirk Stikker ungelegen. Sie hatten gehofft, dass sich eine wirtschaftliche Liberalisierung Europas im Rahmen der OEEC und unter Einbeziehung Großbritanniens umsetzen lassen würde. Der liberale niederländische Außenminister hatte selbst die Initiative ergriffen und den Teilnehmern am Marshallplan eine sektorenweise wirtschaftliche Integration bestimmter Industriezweige auf der Basis der intergouvernementalen Zusammenarbeit im Rahmen der OEEC vorgeschlagen (vgl. u.a. Asbeek Brusse 1990).

Unterschiedliche nationale Interessen und Ordnungsvorstellungen sowie tief verwurzelte protektionistische Mentalitäten trugen jedoch dazu bei, dass man im Rahmen der OEEC auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Zusammenarbeit nicht über Absichtserklärungen hinauskam (vgl. Brunn 2004: 45). Vor allem die Briten hatte sich in der OEEC allen Bindungen verweigert, die über eine bloße Kooperation unabhängiger Partner hinausging. Das Land empfand sich nicht als »Küsteninsel von Europa«, sondern vielmehr als

das Haupt eines Commonwealth, mit dem es durch Pflichten und Verwandtschaft verbunden sei, und in jeder Hinsicht, mit Ausnahme der Entfernung, seien die Engländer ihren Vettern auf der anderen Seite des Kontinents, den Australiern und Neuseeländern, näher als Europa (zit. n. Brunn 2004: 74),

so hielt es zumindest eine Broschüre der Labourpartei 1950 fest.

Die vorläufige Weigerung Großbritanniens, sich an einer institutionalisierten europäischen Zusammenarbeit zu beteiligen, brachte die niederländische Regierung in einen schwierigen Spagat. Auf der einen Seite hatte man in Den Haag ähnliche Bedenken gegen die von Schuman vorgeschlagene supranationale EGKS wie die Briten und auch die Skandinavier, denen man sich geistesverwandt fühlte: Man hatte Angst vor einer französisch-deutschen Dominanz, vor der Übertragung von Souveränitätsrechten und vor der Harmonisierung der Sozialpolitik (vgl. Segers 2013:84). Außerdem war die Ablehnung einer Beteiligung an jedweder Art von Blockformung in der außenpolitischen Tradition der Niederlande tief verwurzelt. Eine supranationale europäische Gemeinschaft unter französisch-deutscher Führung, die neben den beiden Großmächten lediglich Italien und die Beneluxländer umfasste und sowohl von Frankreich als auch von Deutschland bereits als Kern einer politischen Föderation gedacht war, löste daher ein großes Unbehagen im politischen Den Haag aus. Ein wichtiger Grund hierfür war die Befürchtung, dass diese Gemeinschaft »weltpolitisch als dritte Kraft ein Eigengewicht entwickeln könnte« (Schwabe 2007: 25, zit. n. De-france/Pfeil 2011: 73).

Auf der anderen Seite sprachen sowohl außen- wie sicherheitspolitische Gründe dafür, sich an der EGKS zu beteiligen. Vor allem die oben bereits angesprochene enge wirtschaftliche Verflechtung, die sich seit dem 19. Jahrhundert zwischen den Niederlanden und Deutschland entwickelt hatte, spielte hier eine zentrale Rolle. Es lag im vitalen niederländischen Interesse die neu gegründete Bundesrepublik so schnell wie möglich in eine europäische wirtschaftliche und

politische Zusammenarbeit einzubinden. Darüber hinaus hätte eine Nicht-Beteiligung für eine „vollständige Abhängigkeit von England« (Brouwer/Merriënboer 2013: 45 [Übers. d. Verf.]) gesorgt, wie die Abgeordnete Marga Klompé (PvDA) in der parlamentarischen Debatte zum Schumanplan feststellte.

Da die Keimzelle des europäischen Integrationsprojektes nun doch aus einer kontinentaleuropäischen Kerngruppe bestand, in die die Niederländer mit fünf europäischen Partnern eingebunden war, blieb der niederländischen Regierung nichts anderes übrig, als ihre Außen- und Europapolitik an die neuen Realitäten anzupassen. Drei europapolitische Zielsetzungen kristallisierten sich dabei besonders deutlich heraus.

Zum einen war das die oben bereits beschriebene, sicherheitspolitische Ausrichtung auf die Vereinigten Staaten. Diese führte zu einer deutlichen Hierarchie zwischen dem weiteren Ausbau der europäischen Integration und der Zusammenarbeit in der NATO: »European options threatening to damage NATO credibility and affectivity and possibly the Dutch-American understanding, were discarded for that very reason« (Harryvan 2009: 151). In der Praxis bedeutete dies, dass man eine wirtschaftliche Zusammenarbeit im Rahmen einer vertieften europäischen Integration befürwortete, eine politische Zusammenarbeit, die die Arbeit oder Kompetenzen der NATO tangieren könnte, jedoch kategorisch ablehnte.

Zum zweiten entwickelten sich die Niederländer zum größten Befürworter einer Beteiligung Großbritanniens am europäischen Integrationsprojekt. Das sogenannte *Préable anglais* wurde zum absoluten Dogma niederländischer Europapolitik und nahm manchmal beinahe bizarre Züge an, da Großbritannien bis in die 1960er Jahre selbst gar kein Interesse hatte, sich am europäischen Integrationsprozess zu beteiligen. »But The Hague went on hoping that the division that had opened up between Britain and the Six would be temporary«, stellt Piers Ludlow dann auch zu Recht fest (Ludlow 2001: 223).

Zum dritten europapolitischen Dogma wurde, seit der Amtsübernahme Johan Willem Beyens als Außenministers im Jahre 1952, die Befürwortung einer supranationalen Zusammenarbeit innerhalb der Europäischen Gemeinschaften. Im Zuge der Gründung der EGKS waren als gemeinschaftliche Organe die Hohe Behörde (die spätere Europäische Kommission), die gemeinsame Versammlung (aus der das Europäische Parlament hervorging) und der Gerichtshof eingesetzt worden. Diesen Organen hatten die Mitglieder der EGKS Hoheitsrechte übertragen, damit diese im Hinblick auf die Kohle- und Stahlproduktion gemeinsame Regelungen für alle Mitglieder treffen konnten.

Bei den EGKS-Verhandlungen 1950/51 waren die Niederlande zunächst noch resolut gegen die Übertragung von nationalen Hoheitsrechten an eine supranationale Behörde gewesen. Vor allem Ministerpräsident Drees und Minister Lief tinck befürchteten, dass eine Hohe Behörde die nationale Wirtschaftspolitik in Gefahr bringen könnte. Erst als sich die Verhandlungsführer auf Drängen der Beneluxstaaten darauf einigten, den supranationalen Organen auch einen Ministerrat an die Seite zu stellen, stimmten die Niederländer dem Vertrag zu (vgl. u.a. Salzmann 1999: 239ff.). Nachdem man sich in der Realität des »Europa

der Sechs« wiedergefunden hatte, entwickelten sich jedoch gerade eben jene Organe aus der Perspektive vieler niederländischer Politiker zum wichtigsten Garanten für eine Gleichwertigkeit der sechs EWG-Staaten, da sie eine Marginalisierung der kleineren Mitgliedsstaaten verhinderten.

Alle drei Hauptzielsetzungen niederländischer Europapolitik, die sich im Laufe der 1950er Jahre entwickelt hatten, wurden gegen Ende des Jahrzehnts mit der erneuten Machtübernahme Charles des Gaulles in Frankreich bedroht: der supranationale Charakter der Europäischen Gemeinschaft, der im Zuge der *Römischen Verträge* zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft weiter ausgebaut worden war, die Mitgliedschaft Großbritanniens sowie eine starke NATO unter amerikanischer Führung (vgl. Harryvan 2009: 151). Es mag daher nicht verwundern, dass Frankreich und die Niederlande sich im Laufe der 1960er Jahre zu Gegenspielern auf dem europäischen Parkett entwickelten.

Dass Bundeskanzler Adenauer die gaullistische Außenpolitik mittrug, dass er de Gaulles Vision einer europäischen politischen Zusammenarbeit teilte und seine französisch-deutsche Vormachtstellung im »Europa der Sechs« als Selbstverständlichkeit betrachtete, machte auch die Bundesrepublik in den 1960er Jahren zum schwierigen Partner für die Niederlande. Umgekehrt galt selbstverständlich das Gleiche. So sagte Adenauer im Sommer 1964 zu de Gaulle, dass das Europa von heute geradezu lächerlich sei. »Nur weil es Herr Luns nicht gefällt, stehen alle Räder still« (zit. n. Wielenga 2000: 101). Es gelang dem niederländischen Außenminister tatsächlich im Laufe der 1960er Jahre den beiden großen Staatsmännern den Schweiß auf die Stirn zu treiben.

KONFRONTATION MIT DE GAULLE UND ADENAUER

Bereits kurz nachdem General Charles de Gaulle am 1. Juli 1958 im Zuge des Algerienkrieges und der damit verbundenen Verfassungskrise erneut die politische Macht in Frankreich übernommen hatte, begann man sich in den Niederlanden Sorgen um den zukünftigen außenpolitischen Kurs der Franzosen zu machen. Gerade erst hatte man sich gemeinsam und auf der Ebene der Ebenbürtigkeit zur Unterzeichnung der *Römischen Verträge* dazu durchgerungen, eine enge und weitreichende institutionelle Partnerschaft einzugehen. Vor allem die Aussicht auf die Schaffung der Europäischen Freihandelszone unter Beteiligung Großbritanniens hatte den Ausschlag gegeben, sich der kontinentaleuropäischen EWG anzuschließen. Nun drohte die gaullistische Wende der französischen Außenpolitik, das bisher Erreichte wieder in Frage zu stellen.

Die ideologische Grundlage von de Gaulles außenpolitischem Konzept, seine »*certaine idée de la France*« (de Gaulle 1954: 7; zit. n. Kramer 2003: 35) und die damit verbundene feste Überzeugung der *Grandeur* Frankreichs, sah für sein Land eine natürliche Führungsrolle auf dem Kontinent vor. Schon mit dem ideologischen Konzept konnte man in den Niederlanden nur sehr wenig anfangen. Außenminister Luns hält hierzu in seinen Memoiren fest:

Für die meisten Franzosen ist ›la gloire‹ ein viel lebendigerer Begriff als für die meisten Niederländer. [...] In den Niederlanden und Belgien spricht der Verlust an Einfluss und Macht deutlich weniger an als in Ländern wie Frankreich oder England, wo als Folge des Verlustes des Imperiums und des Einbüßens militärischer Macht auf dem Globus ein bestimmter Komplex entstanden ist (Luns 1971: 142; Übers. d. Verf.).

Aus der Überzeugung der eigenen *Grandeur* folgte für de Gaulle das Primat der Unabhängigkeit Frankreichs, das bei niederländischen Politikern den Angstschweiß ausbrechen ließ, da es weitreichende Konsequenzen für die eigene Außen- und Sicherheitspolitik hatte. Das Ziel de Gaulles, die dominante Stellung Amerikas in Europa, die sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit entwickelt hatte, unter anderem mit Hilfe einer Reform der Atlantischen Allianz und dem Aufbau der *Force de frappe* zu reduzieren, tangierte unmittelbar die sicherheitspolitische Ausrichtung der Niederlande auf die USA.

Die zweite unmittelbare Konsequenz, die sich für de Gaulle aus dem Primat der Unabhängigkeit Frankreichs ableitete, war die Ablehnung der supranationalen Strukturen der europäischen Organisationen, auf die man sich bei der Gründung der EWG und Euratom geeinigt hatte und die die Handlungsfreiheit der französischen Regierung einschränkten. Zwar akzeptierte de Gaulle die *Römischen Verträge* aufgrund ihrer Wichtigkeit für die französische Wirtschaft, er betonte jedoch stets, dass er der *Europäischen Kommission*, dem *Parlament* und dem *Gerichtshof* lediglich technischen Wert zumaß. Damit war das zweite Primat niederländischer Außenpolitik, nämlich das supranationale Prinzip der europäischen Zusammenarbeit, tangiert.

Aus der Perspektive vieler niederländischer Politiker waren es gerade diese europäischen Organe, die eine Marginalisierung der kleineren Mitgliedsstaaten verhindern und die Basis für eine Gleichwertigkeit der sechs EWG-Staaten herstellen sollten. Im niederländischen Parlament argumentierte Außenminister Luns, dass gerade das »in den Verträgen sorgfältig verhandelte« Prinzip der Supranationalität die beste Garantie gegen unerwünschte, gegen die Niederlande und die niederländischen Interessen gerichtete, Blockformung wäre.

Dort [in den europäischen Organen] kann folglich nicht die Situation entstehen, dass einer oder mehrere mächtige Staaten die Schwächeren in eine Position manövrieren können, in der diese entweder einschnenken müssen oder isoliert werden. Das ist die Gefahr einer intergouvernementalen Zusammenarbeit

erklärte Luns dem niederländischen Parlament (zit. n. Brouwer/van Merriënboer 2013: 66; Übers. d. Verf.).

Nicht nur in den Niederlanden, auch in der Bundesrepublik betrachtet man den Amtsantritt de Gaulles und den Übergang zur V. Republik mit ihrer auf den General zugeschnittenen Präsidialverfassung mit einiger Skepsis. Vor allem die oppositionelle SPD ließ ihre Ressentiments gegenüber de Gaulle deutlich erkennen. Fritz Erler fühlte sich bei der Regierungsübernahme des ehemaligen Generals an den Kapp-Putsch erinnert, Erich Ollenhauer fürchtete, das franzö-

sische Beispiel könnte auch in der Bundesrepublik zum Erstarken autoritärer Tendenzen führen und Herbert Wehner zufolge schuf de Gaulle in Frankreich »eine innenpolitische Wüste« (Geiger 2008: 79). Aber auch in den regierenden Unionsparteien war man skeptisch. Außenminister Heinrich von Brentano befürchtete, »dass die neue französische Regierung unter Umständen die gesamte europäische Politik zerstört«, und auch Konrad Adenauer beklagte sich, dass de Gaulle der Bundesrepublik »völlig ablehnend« gegenüberstehe. »Sein einziges Ziel sei die Hegemonialstellung Frankreichs in Europa« (zit. n. ebd.: 78).

Tatsächlich galt de Gaulle den meisten Europäern vor allem als Nationalist, der den Deutschen und dem europäischen Integrationsprojekt skeptisch gegenüberstand. Seine gaullistische Partei hatte die Europäische Verteidigungsgemeinschaft mit zu Fall gebracht und auch gegen die Römischen Verträge gestimmt (vgl. ebd.). De Gaulles ablehnende Haltung gegenüber einer supranationalen europäischen Integration stand dann auch ganz im Gegensatz zur Europapolitik der Bundesregierung, die ebenso wie die Europäische Kommission und ihr Präsident Walter Hallstein die Auffassung vertrat, dass die europäischen Institutionen so angelegt waren, dass sie eines Tages »Exekutive, Legislative und Judikative einer europäischen Föderation bilden könnten« (Haftendorn 2001: 72).

Darüber hinaus gab es in der Bundesregierung, ähnlich wie in den Niederlanden, einen starken Flügel, der sich bereits in den Verhandlungen zur EWG nur mit Widerwillen dem »Europa der Sechs« angeschlossen hatte. Vor allem Wirtschaftsminister Ludwig Erhard (CDU) bevorzugte das britische Modell einer alle OEEC-Staaten umfassenden Europäischen Freihandelszone und erklärte sich nur mit der Perspektive auf die Realisierung der FHZ mit der »kleineuropäischen Inzucht« der EWG einverstanden (zit. n. Geiger 2008: 84). Frankreich stand der FHZ jedoch von Anfang an ablehnend gegenüber, da die Freihandelszone landwirtschaftliche Produkte ausschloss. Das machte sie für Frankreich mehr als unattraktiv, da das Land über eine starke exportorientierte Landwirtschaft verfügte. In der FHZ wäre französischen Agrarprodukten der britische Markt versperrt gewesen, während britische Industrieprodukte als zusätzliche Konkurrenz auf den französischen Markt gespült worden wären.

Dennoch befand sich die Bundesrepublik in ihrem Verhältnis zu Frankreich in einer ganz anderen Position als die Niederlande. Weitsichtig stellte der Geschäftsträger der deutschen Botschaft in Paris, Josef Jansen, dann auch bereits 1958 in einem Brief an das Auswärtige Amt fest:

[D]ie Bundesrepublik habe keine Alternative zu einer um Frankreich bemühten Politik, und de Gaulle sei nicht *a priori* antideutsch. Wir müssen versuchen, ihn klug und nachsichtig – was oft schwer sein wird – noch stärker an uns zu binden und ihn damit fest im westlichen Bündnis zu verankern (zit. n. Geiger 2008: 79).

Diese Politik wurde tatsächlich zum Kurs, den die Bundesrepublik in den nächsten Jahren verfolgte. Sie war jedoch alles andere als konfliktfrei, da sie der Bundesrepublik einen beinahe unmöglichen außenpolitischen Spagat zwischen der Politik der ehemaligen Besatzungsmächte abverlangte und innenpo-

litisch große Kontroversen auslöste. Zu jedem Zeitpunkt war man sich in der Bundesrepublik der Tatsache bewusst war, dass die Sicherheit der Bundesrepublik in erster Linie von den Vereinigten Staaten abhing.

Adenauer hatte seine persönliche Meinung zu de Gaulle schon beim ersten Treffen im September 1958 in Colombey-les-deux-Églises geändert. Diese erste Kontaktaufnahme erwies sich als grundsätzlich und stellte den Beginn einer engen Konsultation zwischen den beiden Regierungschefs dar (vgl. Defrance/Pfeil 2011: 99). Die Frage, warum Adenauer und de Gaulle, trotz anfänglichen Misstrauens und vieler Widerstände zu einer so tiefen und vertrauten Form der Zusammenarbeit gefunden haben, ist in der Forschungsliteratur immer wieder unterschiedlich beantwortet worden.

Häufig wird auf lebensgeschichtliche Parallelen und persönliche Gemeinsamkeiten hingewiesen. Neben diesen ›weichen Faktoren‹ werden in der Regel konsensuell jedoch machtpolitische Faktoren als ausschlaggebend betrachtet.⁸ Ein wichtiger Schlüsselmoment in der persönlichen Beziehung zwischen Adenauer und de Gaulle war sicherlich die im November 1958 beginnende Berlinkrise. Im Gegensatz zu den USA und Großbritannien profilierte sich der französische Staatspräsident in der Krise erfolgreich als Fürsprecher (westdeutscher) Interessen, indem er die Bonner Position in der Wiedervereinigungsfrage und den *Status quo* in Berlin unterstützte.⁹

Das »uneingeschränkte, beinahe kindliche deutsche Vertrauen in die USA« (Geiger 2008: 106f.) wurde hingegen durch den Bau der Berliner Mauer, den die USA nicht verhindert hatten, dauerhaft erschüttert. Auch der sicherheitspolitische Kurswechsel des neuen amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy (1961–1963), weg vom geltenden Prinzip der Abschreckung und hin zu einer Politik der ›flexible response‹, entsprach ganz und gar nicht den Vorstellungen Adenauers, sondern schürte bei ihm die Angst, dass die USA sich längerfristig endgültig aus ihrer Verantwortung für die Sicherheit Europas zurückziehen könnten.

Trotz aller vorhandenen Differenzen ergaben sich im kurz- und mittelfristigen Bereich weitgehende Übereinstimmungen in Adenauers und de Gaulles Europakonzeptionen: »[B]eide waren entschlossen, die europäische Einigung auf der Basis enger deutsch-französischer Kooperation voranzutreiben [...]« und beide »erstrebten größere europäische Eigenständigkeit gegenüber dem transatlantischen Verbündeten, um so mehr Einfluss auf die westliche Politik insgesamt zu erzielen.« (Vgl. ebd.: 88). Vor diesem Hintergrund lässt sich bes-

8 | Z.B. bei Defrance/Pfeil 2011: 101ff.; Geiger 2008: 65ff.; Haftendorn 2001: 76ff., Köhler 1994: 1183ff.

9 | Corinne Defrance und Ulrich Pfeil haben zu Recht darauf hingewiesen, dass de Gaulle diese Entscheidung dadurch erleichtert wurde, »dass die Vereinigung der beiden deutschen Staaten während der Berlinkrise außerhalb jeder Vorstellung lag« und »die Sanktionierung der deutschen Zweistaatlichkeit den Interessen des französischen Staatspräsidenten viel eher entsprach«. Dennoch war das Ergebnis, dass sich die deutsch-französische Beziehung als Folge der Berlinkrise durch eine »besondere Solidarität« auszeichnete (Defrance/Pfeil 2011: 101).

ser verstehen, warum Adenauer bereit war – zum Entsetzen auch vieler seiner Parteigenossen – de Gaulles Vorschlag zur Gründung einer intergouvernementalen politischen Union mitzutragen und sich auch nicht gegen das endgültige französische Veto gegen die Europäische Freihandelszone auszusprechen.

Während eines weiteren Treffens der beiden in Rambouillet am 29. und 30. Juli 1960 erklärte Adenauer sich weitestgehend mit den Plänen de Gaulles einverstanden, »eine organisierte Zusammenarbeit der Staaten [...] ausgehend von Frankreich und Deutschland« zu gründen, »an der zunächst Italien, die Niederlande, Belgien und Luxemburg teilnehmen sollten« (zit. n. Defrance/Pfeil 2011: 105). Wie schwierig es ist, diese Entscheidung Adenauers wirklich nachzuvollziehen, zeigt jedoch die breite Spanne möglicher Erklärungen, die die Forschungsliteratur bisher anbietet. Außenminister Brentano lehnte die – aus de Gaulles Plänen resultierende – Aushöhlung der *Römischen Verträge* und eine Brückierung der amerikanischen Schutzmacht in jedem Fall entschieden ab (Geiger 2008: 91).

Auch Wirtschaftsminister Erhard setzte alles daran, die Freihandelszone zu retten. Mächtige deutsche Wirtschaftsorganisationen wie der Deutsche Industrie- und Handelstag, der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) und der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) unterstützten Erhards Forderung nach Wiederaufnahme der Verhandlungen. Ein von der oppositionellen SPD eingebrachter Antrag, die Bundesregierung möge sich »mit aller Entschiedenheit« (ebd.: 86) für die Verwirklichung der FHZ einsetzen, fand die Unterstützung aller Bundestagsparteien inklusive der Unionsparteien. Schnell wurde deutlich, dass der außenpolitischen Kurs Adenauers auf eine starke Gegnerschaft auch innerhalb seiner Regierung und seiner Partei stieß, die seine ohnehin labiler werdende Machtposition in der Bundesrepublik weiter untergrub.

Erwartungsgemäß reagierte man auch in den Niederlanden ablehnend auf die Einladung der französischen Regierung an die Ministerpräsidenten und Außenminister der ›Sechs‹, sich am 10. und 11. Februar 1961 auf einer Konferenz in Paris zum Thema »une début d'organisation politique entre le Six« auszutauschen. Baron Samuel John van Tuyll van Seerooskerken, Generalsekretär im Außenministerium, legte dem Ministerrat unmittelbar seine Einschätzung der Lage vor:

In den von General de Gaulle entwickelten Plänen bezüglich der Reorganisation der politischen Zusammenarbeit der ›Sechs‹ spielen französische nationale Motive eine wichtige Rolle. Faktisch kann man sich nur schwer dem Eindruck entziehen, dass die politische Organisation der ›Sechs‹, die der französische Präsident vor Augen hat, nicht zuletzt dem Ziel dient, Frankreich die Möglichkeit zu bieten, als Leiter West-Europas, neben den Vereinigten Staaten, dem Vereinigten Königreich und der Sowjetunion eine Position als Weltmacht zu erwerben.¹⁰

10 | Mitteilung von S.J. Baron van Tuyll van Seerooskerken an den niederländischen Ministerrat bezüglich der Konferenz der Staats- und Regierungschefs der Europäischen Gemeinschaften und ihrer Außenminister am 10. Februar 1961 in Paris (Nationaal Archief [Den Haag], 2.02.05.02 (Arch. MR), NA inv. Nr. 639; Übers. d. Verf.).

Dieses gaullistische Konzept steht, so macht es Baron van Tuyll van Seerooskerken den Mitgliedern des Ministerrats weiterhin deutlich:

im direkten Gegensatz [...] zu den Grundsätzen der durch die niederländische Regierung seit vielen Jahren entwickelten Integrationspolitik [...]. Resümierend muss festgehalten werden, dass weder den Belangen der Nordatlantischen Allianz, noch die der integrierten Zusammenarbeit in Europa mit dem oben gezeigten französischen Konzept gedient wird. [...] Dies führt in der Summe dazu, dass Frankreich auf der einen Seite des Farbspektrums steht und die Niederlande auf der anderen. Dazwischen sind die vier übrigen Partner der ›Sechs‹ in unterschiedlichen Nuancierungen sichtbar. (Ebd.; Übers. d. Verf.)

Auch Außenminister Luns reagierte unmittelbar nach dem Gespräch zwischen Adenauer und de Gaulle in Rambouillet ablehnend auf die politische Union. Noch am 5. August 1960 teilte er im Ministerrat mit, dass er erwarte, dass Adenauer und Macmillan sich beide ebenfalls gegen das Hegemonialstreben Frankreichs aussprechen würden (NA 2.02.05.02 [Arch. MR], inv.nr. 619). Im Falle Adenauers wurden die Hoffnung Luns jedoch enttäuscht. Adenauer blieb an der Seite de Gaulles und trieb gemeinsam mit ihm das Projekt einer politischen Union voran.

Die niederländische Antwort hierauf war eine harte Konfrontationspolitik, die vor allem von Außenminister Luns getragen wurde. Auf dem Pariser Gipfel im Februar 1961 gelang es ihm zunächst eine Entscheidung zu vertragen und stattdessen einen Untersuchungsausschuss einsetzen zu lassen. Da alle anderen Partner die EPU jedoch zunächst unterstützten, befanden sich die Niederlande in einer isolierten Position. Auf dem folgenden Gipfel in Bonn musste die niederländische Verhandlungsdelegation dann auch ein Stück weit von ihrer Position abrücken.

Erst als die Regierung unter Premierminister Edward Heath am 31. Juli 1961 einen Beitrittsantrag zur EWG stellte, wandte sich das Blatt für die niederländischen Verhandlungsführer. Im Zuge der nun folgenden Beitrittsverhandlungen überschlugen sich die Mitglieder der neuen Regierung unter Ministerpräsident Victor Marijen, allen voran Wirtschaftsminister Jan de Pous und Außenminister Luns, die Briten auf jede erdenkliche Weise bei ihrem Beitrittsgesuch zu unterstützen (vgl. Ludlow 2001: 225). Für die niederländische Regierung war klar, dass auch die Verhandlungen zur EPU nur noch gemeinsam mit den Briten geführt werden könnten.

Die gemeinsame Weigerung von Luns und dem belgischen Außenminister Paul Henry Spaak, ohne die Briten weiter zu verhandeln, führte dann auch am 17. April 1962 zum endgültigen Scheitern der EPU-Pläne. Dies veranlasste wiederum die Franzosen, sich im Folgenden in den Beitrittsverhandlungen mit Großbritannien querzustellen und die Aussöhnung mit Deutschland im Rahmen eines bilateralen deutsch-französischen Vertrages voranzutreiben. Am 14. Januar 1963 sprach de Gaulle sein Veto gegen eine weitere Fortsetzung der Beitrittsverhandlungen mit Großbritannien aus und ein paar Tage später, am 22.

Januar, unterschrieben Adenauer und de Gaulle den Élysée-Vertrag. Die Reaktionen darauf sind am Anfang dieses Beitrages ausführlich beschrieben worden.

Einen Blick vorauswerfend, lässt sich sagen, dass sich die Positionen bis zum Ende der 1960er nicht annäherten. Die Problematik ›Politische Zusammenarbeit versus ›Britischer Beitritt‹ und der niederländisch-französische Gegensatz sollten die Europäischen Gemeinschaften bis Ende der 1960er Jahre in ihrem Bann halten. Für Adenauers Amtsnachfolger Ludwig Erhard und Kurt-Georg Kiesinger war diese Verhärtung der Fronten ein schwieriges Erbe. Sie nahmen im Laufe der 1960er Jahre auf der europäischen Bühne eine Art Mittlerposition ein, um das im Zuge des europäischen Integrationsprozesses bisher Erreichte nicht in Gefahr zu bringen. Erst nach dem Rücktritt de Gaulles in Frankreich gelang es auf dem Europäischen Gipfel in Den Haag 1969 die Fronten zu klären. In Europa hatte die »Zweite Generation« (Knipping/Schönwald 2004) das Ruder übernommen.

LITERATUR

- Asbeek Brusse, Wendy (1990): The Stikker Plan. In: Richard T. Griffiths (Hg.): The Netherlands and the Integration of Europe 1945–1957. Amsterdam, S. 69–92.
- Brouwer, Jan Willem/Merriënboer, Johan van (2013): Hoofdstuk 1 en 2. In: Anjo Harryvan/Jan van der Harst (Hg.): Verloren consensus. Europa in het Nederlandse parlementair-politieke debat 1945–2013. Amsterdam, S. 23–101.
- Brunn, Gerhard (2004): Die Europäische Einigung von 1945 bis heute. Bonn.
- Coolsaet, Rik (2003): België en zijn buitenlandse politiek: 1830–2000. Löwen.
- Defrance, Corine/Pfeil, Ulrich (2011): Deutsch-Französische Geschichte. Bd. 10: Eine Nachkriegsgeschichte in Europa 1945 bis 1963. Darmstadt.
- Fennema, Meinert/Rhijnsburger, John (2007): Dr. Hans Max Hirschfeld: man van het grote geld. Amsterdam.
- Geiger, Tim (2008): Atlantiker gegen Gaullisten. Außenpolitischer Konflikt und innerparteilicher Machtkampf in der CDU/CSU 1958–1969. München.
- Griffiths, Richard T. (1990): Die Benelux-Staaten und die Schumanplan-Verhandlungen. In: Ludolf Herbst/Werner Bührer/Hanno Sowade (Hg.): Vom Marshallplan zur EWG. Die Eingliederung der Bundesrepublik in die westliche Welt. München, S. 263–278.
- Haftendorn, Helga (2001): Deutsche Außenpolitik zwischen Selbstbeschränkung und Selbstbehauptung. Stuttgart/München.
- Harryvan, Anjo G. (2009): In Pursuit of Influence. The Netherlands' European Policy during the Formative Years of the European Union, 1952–1973. Brüssel.
- Ders./Harst, Jan van der/Voorst, Sandra van (2001; Hg.): Voor Nederland en Europa. Politici en ambtenaren over het Nederlandse Europabeleid en de Europese integratie, 1945–1975. Amsterdam.
- Heldring, Jérôme (1976): Die innenpolitischen Hintergründe der niederländischen Außenpolitik. In: Europa-Archiv 31, 21. Folge, S. 637–680.
- Hellema, Duco (2010): Nederland in de wereld. Buitenlandse politiek van Nederland. 4. Aufl. Houten.
- Hirschfeld, Gerhard (1998): Hans Max Hirschfeld und die deutsch-niederländischen Wirtschaftsbeziehungen, 1931–1945. In: Walter Mühlhausen u.a. (Hg.): Grenzgan-

- ger. Persönlichkeiten des deutsch-niederländischen Verhältnisses. Horst Lademacher zum 65. Geburtstag. Münster, S. 189–213.
- Kersten, Albert (2011): Luns. Een politieke biografie. Amsterdam.
- Klemann, Hein (1990): Tussen Reich en Empire. De economische betrekkingen van Nederland met zijn belangrijkste handelspartners, Duitsland, Groot Brittannië en België en de Nederlandse handelspolitiek, 1929–1936. Amsterdam.
- Ders. (2009): Wirtschaftliche Verflechtung im Schatten zweier Weltkriege, 1914–1940. In: Hein Klemann/Friso Wielenga (Hg.): Deutschland und die Niederlande. Wirtschaftsbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. Münster, S. 19–44.
- Knippling, Franz/Schönwald, Matthias (Hg.; 2004): Aufbruch zum Europa der zweiten Generation. Die europäische Einigung 1969–1984. Trier.
- Köhler, Henning (1994): Adenauer. Eine politische Biographie. Frankfurt a.M. u.a.
- Kramer, Esther (2003): Europäisches oder atlantisches Europa? Kontinuität und Wandel in den Verhandlungen über eine politische Union 1958–1970. Baden-Baden.
- Lak, Martijn (2009): „Eine Angelegenheit von fundamentaler Bedeutung“. Die Wechselwirkungen der ökonomischen und politischen Beziehungen zwischen den Niederlanden und Deutschland 1945–1949. In: Hein Klemann/Friso Wielenga (Hg.): Deutschland und die Niederlande. Wirtschaftsbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. Münster, S. 45–85.
- Ders. (2011): Because We Need Them...: German-Dutch Relations After the Occupation: Economic Inevitability and Political Acceptance 1945–1957. Unpublished PhD thesis, Erasmus Universität Rotterdam.
- Lademacher, Horst (1988): Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Niederlanden in den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts. In: Jürgen C. Hess/Hanna Schissler (Hg.): Nachbarn zwischen Nähe und Distanz. Deutschland und die Niederlande. Frankfurt a.M.
- Loth, Wilfried (2004): Konrad Adenauer und die europäische Einigung. In: Mareike König/Matthias Schulz (Hg.): Die Bundesrepublik Deutschland und die europäische Einigung 1949–2000. Politische Akteure, gesellschaftliche Kräfte und internationale Erfahrungen. Stuttgart.
- Ludlow, Piers (2001): Too Close a Friend? The Netherlands and the First British Application to the EEC, 1961–1963. In: Nigel Ashton/Duco Hellema (Hg.): Unspoken Allies. Anglo-Dutch Relations since 1780. Amsterdam, S. 179–202.
- Luns, Joseph (1971): Ludwig Erhard – der Bundeskanzler, der ein Niederländer hätte sein können. In: Gerhard Schröder u.a. (Hg.): Ludwig Erhard. Beiträge zu seiner politischen Biographie. Festschrift zum fünfundsiebzigsten Geburtstag. Frankfurt a.M. u.a., S. 310–314.
- Salzmann, Walter H. (1999): Herstel, wederopbouw en Europese samenwerking. D.P. Spierenburg en de buitenlandse betrekkingen van Nederland 1945–1952. Den Haag.
- Segers, Mathieu (2013): Reis naar het continent. Nederland en de Europese integratie, 1950 tot heden. Amsterdam.
- Staden, Alfred van (1974): Een trouwe bondgenoot. Nederland en het Atlantisch Bondgenootschap (1960–1971). Baarn.
- Wielenga, Friso (2000): Vom Feind zum Partner. Die Niederlande und Deutschland seit 1945. Münster.

Beiträge zur Kulturtheorie und Theorie der Interkulturalität

Title: Culture and Belonging

Keywords: multiculturalism; diversity; sociology; difference; organization

Kultur und Zugehörigkeit

ANDREAS LANGENHOHL

EINLEITUNG

In diesem Aufsatz thematisiere ich begriffliche Strategien, Kulturbegriffe mit Konzepten sozialer Zugehörigkeit in Verbindung zu bringen, und beziehe dies auf Möglichkeiten eines an Zugehörigkeit orientierten Begriffs von Kultur. Der Kulturbegriff selbst wurde in der Kulturtheorie nicht oft dazu genutzt, die Frage nach Zugehörigkeit explizit zu stellen. Es ging eher um Identität oder, im Gegenteil, Differenz als Wesen des Kulturellen. Das lag erstens daran, dass essentialistische Verständnisse von Kultur die Frage nach den Regeln von Zugehörigkeit selbst zu einem *Knockout*-Kriterium selbiger machten. Ein identitäres *Je me souviens* (Québec – aber woran?) oder *Mir san mir* (Bayern – aber wer/was?) mag Zugehörigkeit ins Werk setzen, stellt sich jedoch stur, wenn es um Fragen konkreter Teilhabe geht. Verwundern kann dies den phänomenologisch aufgeklärten Beobachter nicht: Wie bereits Alfred Schütz (1944) feststellte, gehört es zum Wesen der sozialen Zugehörigkeit zur »in-group«, zu deren kulturellen Wesen keine Fragen aufzuwerfen und auf der Grundlage genau dieser Tugend die Widersprüche des Kulturellen auszuhandeln, um nicht zu sagen auszusitzen. Konstruktivistische Zugänge mühten sich, zweitens und umgekehrt, damit ab, jene Aporien und Paradoxa in den Regeln der Zugehörigkeit einzig auf die Frage nach dem (Nicht-)Wesen der Kultur zu projizieren, d.h. sie behandelten Zugehörigkeit als Residualkategorie, deren *soziale* Regeln nicht wirklich empirisch interessierten, gerade weil man wie selbstverständlich davon ausging, dass sie *kulturelle* Regeln durcheinanderbrächten.¹ Diese der Gesellschaftswissenschaft auf den ersten Blick schmeichelnde, aber empirisch meist eher uninformierte Anrufung des Sozialen, um das Kulturelle zu irritieren, genügte großen Teilen des identitäts- und kulturkonstruktivistischen Programms.

1 | Dies trifft beispielsweise auf die früheren Arbeiten von Judith Butler (1991) zu, in denen sie die binäre Geschlechterkultur in ihrer Hergestelltheit und Kontingenz mit Verweis auf parodistische Praktiken angreift, die den Binarismus unterliefen, aber zu den Praktiken selbst und den Bedingungen, unter denen man sie legitimerweise ausüben kann, so gut wie nichts sagt. Denn auch ›subversive‹ Kulturen haben Zugehörigkeitsstrukturen. Garfinkels (1967) noch frühere Studien über Interaktionsstrategien, die dazu führen, dass eine Person als zu einer Geschlechterkategorie gehörig angesehen wird, machen dies zum Thema.

Im vorliegenden Aufsatz steht hingegen eine Diskussion darüber an, wie sich Konzepte von Kultur mit solchen sozialer Zugehörigkeit verbinden (lassen). Damit wird keineswegs Neuland betreten, wie ein Rückblick auf einige der bekanntesten diesbezüglichen Versuche in der Soziologie zeigt. Ein Beispiel hierfür bildet Talcott Parsons' (1966) Konzept der *Societal community* als eines normativ relativ eindeutig geregelten Sets von Erwartungen an legitime Mitglieder einer Gemeinschaft, die Pflichten wie Rechte umfassen. ›Kultur‹ hingegen fungierte bei Parsons als ein Sektor des Handlungssystems, der aus sich selbst heraus keinerlei Mitgliedschaftsregeln zu generieren imstande war, gerade weil er sich auf Sinnbestände bezog, die nicht durch soziale Normen, sondern durch eine semantische Binnenstrukturierung integriert wurden, paradigmatisch im Bereich der Religion, der Wissenschaft und der Kunst (Parsons 1951). Wohl aber gibt es Parsons zufolge Institutionen, die die abstrakten Wertverallgemeinerungen der Kultur in Normen – und das heißt, in Zugehörigkeitsregeln – übersetzen. Kultur dient hier also nicht als Generator von Mitgliedschaft, sondern als Generator von Sinn (Parsons/Platt 1973). Dem entsprechend lautet die Unterscheidung in der berühmt gewordenen Übereinkunft zwischen Talcott Parsons und Alfred Kroeber zur Arbeitsteilung zwischen Soziologie und Anthropologie, dass der Referenzbegriff ersterer die ›Gesellschaft‹ und der der letzteren ›Kultur‹ sei, wobei Kultur sich größtenteils auf die semantische Organisation von Symbolsystemen beziehen sollte (Kroeber/Parsons 1958). Einen solchen Kulturbegriff konnte Parsons in sein Modell der differenzierten Gesellschaft einordnen, dem zufolge Kultur aus einem Set von ›latenten Mustern‹ besteht, dessen Pflege bestimmten Institutionen und Professionen obliegt und das die Gesellschaft mit Letztbegründungen (»ultimate reality«) versorgt, die der moralischen Aufladung und Verankerung von Normsystemen dient, welche wiederum Zugehörigkeit organisieren (Parsons 1966).

Parsons bildet dabei nur ein besonders ausgearbeitetes Exempel für eine allgemeinere Tendenz der Soziologie, die Unabweislichkeit eines Begriffs von Sinn, und damit Kultur, einzugestehen und dies zugleich in die Frage nach den sozialen Strukturierungseffekten dieses Sinns bzw. seinen sozialstrukturellen Manifestationen zu überführen. Bei Max Weber etwa findet sich diese doppelte Schwerpunktsetzung in der Religionssoziologie und gerade auch in ihrer Ouvertüre der »Protestantischen Ethik« (Weber 1988a) – allerdings nur dann, wenn man nicht nur diesen Aufsatz, sondern auch (zumindest) denjenigen über die protestantischen Sekten in Nordamerika liest (1988b). Denn dann zeigt sich, dass das zumeist mit der »Ethik« verbundene Argument – nämlich dass bestimmte Glaubenssätze sich in eine ›Lebensführung‹ übersetzten, die bestimmte Wirtschaftspraktiken zwingend nahelegten und auf lange Sicht zu einer Ausbreitung des Profitkapitalismus führten – nur die halbe Miete zahlt. Denn man muss, wie Weber es tut, mit berücksichtigen, dass jene Ethik erst in Verbindung mit bestimmten Praktiken sozialer Öffnung und Schließung – vertrauensvolle wirtschaftliche Öffnung gegenüber Glaubensgeschwistern, ökonomische Abschottung gegenüber Andersgläubigen – sich zu einer systemischen Aufstufung kapitalistischer Zirkulation steigern konnte. Mit anderen Worten:

Kultur lieferte die Letztbegründungen der Profitwirtschaft, aber damit diese schließlich zu einer Weltkultur werden konnte, musste Kultur mit Kodierungen sozialer Zugehörigkeit kurzgeschlossen werden, damit sich Zellen des Kapitalismus in Form der protestantischen Sekten und ihrer strikten Inklusions- und Exklusionspraktiken überhaupt entwickeln und schließlich systemische Wirkung entfalten konnten.

Parsons' Strukturfunktionalismus wie auch Webers Einbettung der Soziologie in eine ›Kulturwissenschaft‹ (Weber 1988c: 180) bildeten somit Versuche, die konzeptionelle Beziehung zwischen einerseits dem Kulturbegriff und seiner Betonung des Eigenlebens von Sinnsystemen und andererseits dem Gesellschaftsbegriff und seiner Herausstellung der Dimension sozialer Bindungen einer Klärung zuzuführen. Indes wurde in diesen Versuchen der Kulturbegriff zumindest implizit als ein selbstidentischer aufgefasst. Weber wie Parsons interessierte vor allem die Kohärenz, Stringenz, Systemhaftigkeit und inhaltliche Logik von Kultur – ein Interesse, das dann ab den 1950er Jahren den Strukturalismus auch gerade in der Ethnologie groß werden ließ. Die heutigen Debatten operieren hingegen, wie man weiß, mit Kulturbegriffen, die *Differenz* in den Mittelpunkt rücken. Dem soziologischen ›Kultur-Interessierten‹ heute stellt sich somit die Frage, auf welche Weise die Verknüpfung von Kulturkonzepten mit Zugehörigkeitsmodi unter Berücksichtigung des Umstands erfolgen kann, dass für Kultur mittlerweile eher Differenz als Identität einsteht.

Um das Rad nicht neu zu erfinden, erscheint es dabei sinnvoll, die Verbindung zwischen Konzepten von kultureller Differenz und solchen von Zugehörigkeit zunächst wissenschaftssoziologisch dort zu beobachten, wo es sie bereits gibt, und dann zu sehen, was sich daraus ergibt. Im folgenden Abschnitt versuche ich mich daher an einer Einordnung zweier Konzepte nebst zugehörigen Auseinandersetzungen, die diese Verbindung zuwege brachten: der Debatte über Multikulturalismus und der über *Diversity*. Beide Debatten rücken Differenz als Zentralachse von Kultur in den Mittelpunkt und adressieren zugleich Problematiken der Zugehörigkeit. Nach diesem Ausflug in das wissenschaftliche, soziale und politische Leben des Differenzbegriffs komme ich dann zum Kernanliegen der ZiG-Rubrik zurück, in der der vorliegende Text erscheint, nämlich: Was ergibt sich aus diesen Erörterungen für eine Konzeption von ›Kultur‹?

KULTURELLE DIFFERENZ UND ZUGEHÖRIGKEIT: DIE BEISPIELE ›MULTIKULTURALISMUS‹ UND ›DIVERSITÄT‹

Dass die Frage nach der Weise, wie sich Idiome des Kulturellen – einerlei ob als Identität oder Differenz verhandelt – mit Regeln oder Modi von Zugehörigkeiten verbinden, kann gut anhand einer Diskussion dargestellt werden, die zwei verschiedene Idiome kultureller Identität und Differenz einander gegenüberstellt: Multikulturalismus und *Diversity*. Der Begriff des ›Idioms‹ wird hier in

dem Sinne gebraucht, dass er eine im Voranalytischen angesiedelte Verbindung zwischen dem Analyseinstrumentarium und dem Ort, an dem sich die Analyse artikuliert und zur Analyse wird, umschreibt (vgl. Langenohl 2012). Konkret wird es darum gehen nachzuzeichnen, wie »Multikulturalität« und »Diversity« ihre spezifischen Blicke auf kulturelle Identität und Differenz anhand einer je spezifischen Gebrauchsweise gewannen, welche sie in Verbindung mit unterschiedlichen Modi sozialer Zugehörigkeit brachte. Beides sind Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Differenz, und beide operieren vor dem gesetzten Hintergrund differenzierter Gesellschaften mit formalen Mitgliedschaftsregeln – aber sie entfalten unterschiedliche Paradigmata von Zugehörigkeit. Deren Gegenüberstellung gilt, den fraglosen Querverbindungen zwischen den beiden Begriffen zum Trotz, hier das Interesse.

Der Vergleich der beiden Debatten erfolgt auf folgenden Ebenen. Während im Zentrum und daher am Ende die Frage nach dem jeweils angezielten Paradigma von sozialer Zugehörigkeit steht, das durch die beiden Konzepte von Multikulturalismus und Diversität jeweils aufgerufen wird, beruhen die beiden Konzeptionen samt ihrer Zugehörigkeitsparadigmata auf unterschiedlichen inhaltlichen Ausprägungen entlang vierer Dimensionen:

1. Sowohl »Multikulturalismus« wie »Diversität« rekurren auf Debatten, die sich nicht einzig mit sozialwissenschaftlichen, sondern auch mit gesellschaftlich wirksamen Kategorien befassen, die als solche normative Fluchtpunkte artikulieren oder aufrufen. Dies geschieht teils explizit, teils indirekt durch Kontextualisierung in normativ markierten performativen Umfeldern der Begriffe.
2. Die Konzepte artikulieren unterschiedliche Schauplätze kultureller Differenz, d.h. sie richten die Aufmerksamkeit auf verschiedene Bühnen, auf denen sich kulturelle Andersartigkeit zur Schau stellt (oder zur Schau gestellt wird).
3. Als normativ aufgeladene Konzepte sind Multikulturalismus und Diversität mit Vorstellungen von Bewährungsproben verbunden. Das bedeutet, sie formulieren implizit oder explizit Vorstellungen, woran man einen gelungenen oder gelingenden Umgang mit kultureller Differenz erkennt, die sich voneinander unterscheiden.
4. Schließlich platzieren Multikulturalismus und Diversität Individuen in ihrer Beziehung zu Kultur und Differenz an unterschiedliche Konzeptstellen.

NORMATIVE FLUCHTPUNKTE

Die Debatten über Multikulturalismus und Diversität entspannen sich in gesellschaftlichen und politischen Kontexten und waren insofern Teil von Krisenbeschreibungen. Die Multikulturalismus-Debatte, die ihren Ursprung auf dem nordamerikanischen Kontinent und insbesondere in Kanada hatte, wurde zwar in erster Linie von Sozialphilosophen und politischen Theoretikern geführt (vgl.

die Beiträge in Gutman 1994), hatte aber ein sehr unmittelbares gesellschafts-politisches Korrelat, nämlich die Frage, ob und unter welchen Umständen den Mitgliedern einzelner, als ›kulturell‹ bestimmter Gruppen innerhalb der kanadischen Gesellschaft besondere Rechte, die über die allgemeinen Bürgerrechte hinausgingen, zugestanden werden sollten. Die Befürworter – am prominentesten Charles Taylor (in Gutman 1994) – argumentierten, dass dies unter der Bedingung nicht nur möglich, sondern geboten sei, dass sich eine Kultur am Rande der Auflösung oder Zerstörung befände. Multikulturalistische Politiken sollten demnach dazu dienen, die Pluralität von Kulturen innerhalb einer Gesellschaft aufrechtzuerhalten und zu stärken. Das paradigmatische Beispiel Taylors waren dabei nicht etwa indigene Gruppen, sondern die französischsprachigen Kanadier vor allem in Québec, was deutlich machte, dass Taylor faktisch ›Kulturen‹ mit ›Nationalitäten‹ gleichsetzte. Zum normativen Fluchtpunkt eines gelingenden Multikulturalismus als Umgang mit kultureller Differenz wurde somit die Anerkennung partikularer kollektiver Rechte auf der Grundlage und zum Schutz kultureller Besonderheiten, welche in Kanada seit dem *Canadian Multiculturalism Act* von 1988 auch politisch-institutionell verankert ist.

Die Gegner dieses Ansatzes argumentierten hingegen liberal-individualistisch, beispielsweise Jürgen Habermas (in Gutman 1994), demzufolge die Vergabe von Rechten nicht an Gruppen, sondern an Individuen erfolge und es auch Individuen und nicht Gruppen als solche seien, die Rechte ausübten. Ergo dürfe die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, rechtsphilosophisch gesehen, keinen Grund zur Gewährung und Ausübung von Sonderrechten darstellen. Andere Kritiker des Ansatzes hoben hervor, dass Multikulturalismus zwingend in eine *identity politics* einmünden müsse, d.h. einen politischen Auseinandersetzungsstil, in dem das Beharren auf unverhandelbaren kulturellen Wesenheiten der eigenen Gruppe politisch gratifiziert werde. Multikulturalismus erzeuge somit unabwendbar ein Interesse an der Essenzialisierung von Kultur (vgl. die Zusammenfassung der Debatte bei Scott 1992).

Indes markiert diese Kritik, die sich durchaus mit einem poststrukturalistisch und postkolonial belehrten Konstruktivismus trifft (vgl. Brah 1996), weniger den Untergang des Multikulturalismus als eher den Formationsort eines Schaltpunktes, der die Verhandlung kultureller Differenz vom multikulturalistischen in das *Diversity*-Idiom überwechseln ließ. Denn eine mögliche Reaktion auf Habermas' Argument war es ja, dass, wenn die Zugehörigkeit zu einer bestimmten, etwa als minderheitlich markierten, kulturellen Gruppe keinen Anlass zur Gewährung und Ausübung von Rechten bieten könne, sie auch keinen Anlass zur Ausübung oder Rechtfertigung von rechtlichen oder sonstigen *Diskriminierungen* darstellen dürfe. Dieses Argument ließ sich relativ umstandslos mit bereits früher formierten Positionen innerhalb der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung vereinen, denen zufolge die gesellschaftlich zugeschriebene Angehörigkeit zu einer Gruppe – etwa den Schwarzen – einem Individuum nicht zum Nachteil gereichen dürfe (vgl. Vedder 2006, Schür 2013: 87–95), bewirkte allerdings zugleich dessen Transformation. Denn nun, nach der liberal-individualistischen und poststrukturalistischen Kritik des Multikulturalis-

mus, konnte es nicht mehr darum gehen, auf gruppenspezifische Diskriminierung mit gruppenspezifischer Vorteilsbehandlung wie *Affirmative action* oder kulturellen Sonderrechten zu reagieren (auch wenn diese politisch in einigen Staaten wie etwa Kanada fortleben), sondern mittels einer Verschiebung des Ortes kultureller Differenz von der Gruppe auf das Individuum. Anders gesagt: War für die Bürgerrechtsbewegung der 1960er und 70er Jahre das Problem die inhaltliche Zuschreibung negativer Merkmale auf bestimmte gesellschaftliche und kulturelle Gruppen, der man sich durch eine inhaltliche Aufwertung und Auszeichnung zu erwehren versuchte, legte unterhalb dieser Ebene von Fremd- und Selbstzuschreibung die Kritik des Multikulturalismus die strukturelle und epistemologische Problematik der Eingemeindung des Individuums in das kulturell bestimmte Kollektiv frei.

Das Konzept der *Diversity* stellte daher, als Resultat von Lernprozessen aus Entwicklungen der Bürgerrechtsbewegungen wie auch der Kritik des Multikulturalismus, nicht die Gewährung und Ausübung kollektiver, kulturell begründeter Rechte ins Zentrum, sondern gerade im Gegenteil die Anerkennung der Nichtreduzierbarkeit des Individuums auf nur eine Differenzachse. Individuen gelten daher – eigentlich ganz im Sinne Simmels (1992) – als einzigartig, insofern sie »Schnittpunkte sozialer Kreise« bzw. von Differenzen darstellen. Sie impliziert eine konstruktivistische Perspektive, insofern »Diversität das Resultat von Differenzierungen, von Differenzhandlungen« ist (Fuchs 2007: 17).

SCHAUPLÄTZE KULTURELLER DIFFERENZ

Damit ist bereits angesprochen, worin sich die Schauplätze kultureller Differenz gemäß Multikulturalismus und *Diversity* unterscheiden. Die Schauplätze des Multikulturalismus sind öffentliche. Man kennt sie auch heute noch in ihrem Fortleben jenseits der weitgehenden Verabschiedung des Konzepts als solchen: Stadtteilstefte, Prozessionen und Umzüge, Tage Offener Türen, interkulturelle Begegnungsabende etc. Die Subjektivität, die sich bei diesen Gelegenheiten formiert, ist stets im Plural, ist eine des ›Wir‹. Darin unterscheiden sich diese öffentlichen Manifestationen auch von Zirkusveranstaltungen, die zwar ebenfalls öffentlich sind, jedoch auf die Einzigartigkeit und Unnachahmlichkeit der Darbietenden abzielen – und darin dem Konzept der *Diversity* näher stehen. Allerdings nicht so nahe, dass dadurch übersehen werden könnte, dass die Schauplätze von kultureller Differenz, verstanden als *Diversity*, nicht-öffentliche sind. Diversität bringt sich eher unauffällig und gleichsam nebenbei zur Geltung. Gerade weil sich gemäß dem Konzept der Diversität Differenz nicht auf eine einzige Achse festlegen lässt, kann eine solche Achse auch nicht theatralisiert und inszeniert werden. Differenz im Sinne von Diversität versteht sich immer als ein *Add-on*, niemals als Hauptsache. Daher auch verträgt sich das Konzept hervorragend mit Mitgliedschaften in Organisationen: Niemandem wird allein aufgrund seiner kulturellen Besonderheiten Zugang zu einer Organisation gewährt, aber immer mehr Organisationen wissen es zu schätzen, wenn ein

Quentchen Diversität mit von der Partie ist. Der Diversitätsbegriff kommt insofern einer Kulturalisierung im Sinne von Konstruktionseinsicht (vgl. Kleeberg/Langenohl 2011), von Differenz *per se* gleich, als er davon ausgeht, dass Differenzen von den Individuen in konkreten sozialen Situationen aktualisierbar und gestaltbar sind, so dass auch solche Unterschiede, die man in der Soziologie als klassisch sozialstrukturelle interpretieren würde wie etwa Schichtzugehörigkeit, in erster Linie in Bezug darauf interessieren, ob und wie sie in ihren jeweiligen partikularen Mischungen mit anderen Differenzen zur Geltung gebracht werden (können). Unter solchen Bedingungen eines ›Differenzvoluntarismus‹ besteht allerdings, so Kritiker, auch die Gefahr, dass alle Differenzen – etwa bezüglich Ethnizität, Gender, sexueller Orientierung, körperlicher, psychischer und mentaler Herausforderungslagen, sozialer Schichtung – über einen Kamm geschoren werden und unkenntlich wird, dass eine Differenzachse die anderen überdeterminieren kann; und grundlegender, dass Individuen, je nach Situation, bei der Aufrufung ›ihrer‹ Differenzkombinationen nicht immer selbst die Zügel in der Hand haben (MacCall 2005).

BEWÄHRUNGSPROBEN

Dies leitet zu der Frage über, unter welchen Bedingungen Multikulturalismus und Diversität als gelungene Bearbeitungsformen von Differenz in der Gesellschaft gelten. Für den originären Multikulturalismus, dies wurde bereits erwähnt, besteht ein gelingender Umgang mit kultureller Differenz in der Anerkennung gruppenspezifischer, aus kulturellen Besonderheiten hergeleiteter kollektiver Rechte. Deswegen lag ein besonderes Augenmerk auf der Authentizität kultureller Differenz; dies erklärt die Zähigkeit der Debatte darüber, welche Kulturen als Kulturen im Sinne des Multikulturalismus, also als *schützenswert*, zu gelten hätten. Allerdings ist das nicht alles. Denn die Multikulturalismus-Debatte war in ihrem Entstehungs- und Wirkungskontext zugleich auf den Erhalt gesellschaftlicher Kohäsion und zuletzt staatlicher Integration bezogen. Die Frage nach der Gangbarkeit kulturell begründeter Gruppenrechte wurde vor dem Hintergrund eines Szenarios gestellt, das die Integrität des kanadischen Staates auf politisch sehr durchdringende Weise in Frage stellte: nämlich einerseits die in den 1980er und 90er Jahren fortdauernden Debatten über einen Austritt Québecs aus dem kanadischen Bundesstaat, andererseits die lauter werdenden Forderungen nach Anerkennung auf Seiten derjenigen Gruppen, die in dem Gegensatz zwischen britischen und französischen Wurzeln nicht vorkamen. Der Multikulturalismus-Debatte lag somit eine epistemologisch-politische Konstellation zugrunde, in der über gesellschaftlichen und staatlichen Zusammenhalt und Zerfall auf verfassungs- und bürgerrechtlicher Ebene in einem Idiom kultureller Differenz gesprochen wurde.

Dies machte den Multikulturalismus überaus angreifbar, und zwar nicht so sehr, weil Desintegrationstendenzen, einerlei ob tatsächliche oder behauptete, in stringenter und nachprüfbarer Weise auf ein Scheitern multikultura-

listischer Politiken zurückzuführen gewesen wären, sondern grundlegender, weil sich der Multikulturalismus auf eine Augenhöhe mit der Frage gesamtgesellschaftlicher Integration begeben hatte. Dies setzte ihn selbst dort massiver Kritik aus, wo es ihn nur in Ansätzen gegeben hatte, wie etwa in Deutschland oder (abgeschwächter) in Großbritannien (vgl. Vertovec/Wessendorf 2010). Das Verdienst der multikulturalistischen Debatte, nämlich ›Kultur‹ als Bestandteil der Rechtsverfassung von Staat und Gesellschaft in die Explizität geholt und zu einer Generalfrage gemacht zu haben, besiegelte zugleich ihr Schicksal (außerhalb Kanadas). In einer Lage, in der gesellschaftliche, politische und internationale Konflikte primär auf kulturelle (zunehmend religiöse) Impulse zugeschrieben werden, wie es seit den 1990er Jahren zunehmend der Fall gewesen ist, bestätigte sich zwar das *epistemologische* Grundanliegen des Multikulturalismus, dass Kultur eine Größe von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung sei; sein *politisches* Anliegen, dass es ein Recht auf kollektiv-kulturelle Differenz gebe, das verteidigt werden müsse, wurde hingegen zur Hauptursache aller *Culture troubles* erklärt. Über Bord ging damit auch die Bewährungsprobe kultureller Authentizität, ja sie verkehrte sich ins Gegenteil: Wo kulturelle Differenz aus minderheitlicher Perspektive mit großer Überzeugung formuliert wurde, war nun nicht länger die multikulturalistische Gesellschaft verheißen – vielmehr drohte die ›Parallelgesellschaft‹. Authentizität geriet so in den Ruch des Fundamentalismus, während kulturelle Reflexivität und Selbstdistanz zu schützenswerten Gütern (und ganz nebenbei zu Errungenschaften der ›westlichen Moderne‹) proklamiert wurden.

Die Bewährungsproben von *Diversity* sind gänzlich anderer Art, zumindest heutzutage. Betrachtet man den Ursprung des Konzepts, würde es naheliegen anzunehmen, dass die zentrale Bewährungsprobe eines gelingenden Umgangs mit kultureller Differenz aus Sicht des *Diversity*-Konzepts in einer Verhinderung von Diskriminierung bestehe, die aus Fremdfestschreibungen von Individuen auf Gruppen und deren kulturelle und sonstige Besonderheiten resultiert. So will es etwa das *Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz* in Deutschland. Die Zielformulierung der Antidiskriminierung ist auch das normative Programm von Studien, die mit dem Begriff der Intersektionalität arbeiten, welcher, in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung vorformuliert, Individuen als Schnittpunkte unterschiedlicher, und unterschiedlich wirkungsvoller, hierarchischer Unterscheidungslinien entwirft (MacCall 2005, Knapp 2005). Es handelt sich dabei um einen ungleichheitstheoretischen Ansatz, der nach den je spezifischen Effekten unterschiedlicher Hierarchisierungsachsen fragt – klassisch *Race*, *Class* und *Gender*, neuerdings aber auch *Sexuality* im Sinne sexueller Orientierung, *Age* sowie *Disability*. Mit Blick auf die Gebrauchsweisen des Konzepts der *Diversity* ist jedoch, und im Gegensatz zu intersektionalistischen Ansätzen zu beobachten, dass gelingende Differenzbearbeitung nicht so sehr als Vermeidung von Diskriminierung, sondern eher als eine effektive Selbstaktualisierung und ›Einbringung‹ von Individuen in soziale Situationen und Organisationen formuliert wird. Dies gilt zuallererst für Managementdiskurse, denn »[i]n Mode gekommen – allerdings auch zugleich ins Gerede – ist Diversity [...] erst durch

Diversity Management« (Krell u.a. 2007: 9). So heißt es in der *Charta der Vielfalt*, einer Initiative deutscher Unternehmen:

Wir können wirtschaftlich nur erfolgreich sein, wenn wir die vorhandene Vielfalt erkennen und nutzen. Das betrifft die Vielfalt in unserer Belegschaft und die vielfältigen Bedürfnisse unserer Kundinnen und Kunden sowie unserer Geschäftspartner. [...] Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen Wertschätzung erfahren – unabhängig von Geschlecht, Nationalität, ethnischer Herkunft, Religion oder Weltanschauung, Behinderung, Alter, sexueller Orientierung und Identität. Die Anerkennung und Förderung dieser vielfältigen Potenziale schafft wirtschaftliche Vorteile für unsere Organisation.²

Individuen sollen durch geeignete institutionelle Arrangements in die Lage versetzt werden, ihre aus unterschiedlichen Differenzkonstellationen erwachsenden je einzigartigen Erfahrungen, Perspektiven und Herangehensweisen zur Geltung und mit anderen Perspektiven in Dialog zu bringen.

Der entscheidende Unterschied zur Multikulturalismus-Debatte ergibt sich also aus den im letzten Abschnitt diskutierten Strukturmerkmalen der Bühne, auf der *Diversity* in Anschlag gebracht wird, denn es geht hier weniger um makrosoziale Öffentlichkeiten der Massenmedien, der Festivals oder der Straße, in denen Forderungen nach Anerkennung eines Rechts auf kulturelle Differenz gestellt werden, sondern zuallererst um mikrosoziale Kontexte (typischerweise Unternehmen, vgl. kritisch hierzu Schönwälder 2007), in denen Differenz in kulturellen Praktiken durch die Individuen produktiv und anschlussfähig gemacht werden muss. Es geht, mit anderen Worten, bei Diversität nicht um kulturelle Differenz *sans phrase*, sondern um die kulturelle *Bearbeitbarkeit* je spezifischer Differenzen. Nicht die Differenz an sich ist von Wert und zu hegen, sondern das, was Individuen aus ihr ›machen‹, d.h., wie sie sie kommunizieren, inszenieren und zur kollektiven Verfügung stellen.

Das ›Kulturelle‹ der *Diversity*-relevanten Differenzen beschließt sich somit auch nicht in ihrer Einlagerung in traditionsreiche Sinn- und Wertsysteme, sondern in ihrem performativen Charakter. Hieraus entsteht wiederum eine konzeptionelle Nähe zu den erwähnten intersektionalistischen Studien, welche ebenfalls durch einen performativen Kulturbegriff gekennzeichnet sind, indem sie argumentieren, dass hierarchisch organisierte Differenzlinien in Bezug auf *race*, *class*, *gender* etc. nicht aufgrund essenzieller Unterschiede Wirkmächtigkeit entfalten, sondern durch Zuschreibungs-, Visibilisierungs- und Dramatisierungsstrategien zustandekommen, deren Natur eine performative ist (s. hierfür exemplarisch Dören 2007). Auf diese Weise machen sich Intersektionalitätsstudien gegenüber poststrukturalistischen Einwänden bezüglich einer drohenden Essenzialisierung von Differenz wesentlich weniger angreifbar als der Multikulturalismus, denn ihnen ist eine konstruktivistische Lesart, die ›Kultur‹ als Ontologiezuschreibung verneint und sie demgegenüber als Performativität kultureller Praktiken der Dif-

2 | Vgl. <http://www.charta-der-vielfalt.de/charta-der-vielfalt/die-charta-im-wortlaut.html> [Stand: 15.11.2013].

ferenzaktualisierung auffasst, von Beginn an eingeschrieben. Und hiervon profitiert auch das Konzept der *Diversity*, auch wenn sein performativer Kulturbegriff weniger auf die Beseitigung gesellschaftlicher Diskriminierungen als auf die Aktualisierung individueller Potenziale abzielt. Es handelt sich hierbei somit um ein Beispiel für einen Vorgang, in dem kulturtheoretische und durchaus auch kritisch intendierte Erwägungen unter die Leute kommen und Effekte zeitigen, die von der Kulturtheorie so nicht intendiert waren.

Dass also der poststrukturalistischen Kritik durch die performative Wende des Kulturbegriffs weitgehend die Spitze genommen wird, bedeutet nicht, dass Differenz *à la Diversity* gesellschaftlich, politisch und epistemologisch unproblematisch wäre; es bedeutet lediglich, dass Kritik, so man sie beabsichtigt, an einem anderen Punkt als dem der Essenzialisierung anzusetzen hätte.

INDIVIDUUM UND KULTUR

In den bisherigen Erörterungen ist bereits angeklungen, dass Multikulturalismus und *Diversity* aus idealtypischer Sicht, und ungeachtet ihrer Kreuzungs- und Schaltpunkte, sehr unterschiedliche Entwürfe des Verhältnisses zwischen Individuum und kulturell bestimmter Gruppe vorlegen. Diese Entwürfe sind nicht nur inhaltlich sehr verschieden, sondern bewegen sich auch innerhalb unterschiedlicher Ontologien des Kulturellen. Denn während der Multikulturalismus von Kultur ›mit großem K‹ und Differenz ›mit großem D‹ ausgeht und damit die Debatte über den Kultur-Differenz-Essenzialismus und die *Identity politics* auf den Plan ruft, residiert im Falle des Konzepts der *Diversity* das Kulturelle in Praktiken der Differenzaktualisierung, und zwar insbesondere in Kontexten, die Gegenwartsgesellschaften für besonders wichtig halten, nämlich organisationalen (siehe hierzu den nächsten Abschnitt). Dies bedingt auch unterschiedliche Konzeptionen des Verhältnisses zwischen Individuum und Kultur. Im Multikulturalismus wird das Individuum mehr oder weniger als Exemplar ›seiner‹ Kultur angesehen. Dies geht zwingend aus dem Argument kollektiver, kulturell begründeter Rechte hervor. Individuen fungieren somit als Authentifikatoren oder Indikatoren von Kultur, indem sie beispielsweise ›ihre‹ Kultur auf öffentlichen Veranstaltungen, aber auch in der alltäglichen Öffentlichkeit, etwa der Bekleidungswahl, zur Schau stellen. Im Falle von *Diversity* hingegen, wie bereits angeklungen, fungiert das Individuum eher als Schnittpunkt unterschiedlichster Differenzlinien, die ›kulturell‹ darin sind, als sie erst durch kulturelle Praktiken aktualisiert, in Kommunikation überführt und damit als bedeutsam gesetzt werden. Dies impliziert eine gegenüber dem Multikulturalismus verschiedene konstitutionslogische Anordnung von Kultur und Individuum. Während im Multikulturalismus die kulturelle Spezifik dem Individuum vorgängig ist und es somit in entscheidenden Aspekten seiner Identität prägt (eigentlich ein durkheimisches Argument), bleibt sie gemäß dem *Diversity*-Konzept solange in der Latenz und Virtualität, wie sie unangerufen bleibt (das entspricht eher einer garfinkelschen oder goffmanschen Soziologie).

Differenz ist gemäß dieser Auffassung somit eine Frage von (Selbst-)Adressierung, über die letztlich situativ, nicht ontologisch, entschieden wird. Anders gesagt: Während im Multikulturalismus ›Kultur‹ zu einer situationsübergreifenden Größe wird, die ja gerade spezifizieren soll, welche besonderen Rechte und Pflichten kulturell definierte Individuen über Situationsgrenzen hinweg haben, ist es im Falle der *Diversity* die Situation, die darüber entscheidet, inwieweit Differenz durch kulturelle Praktiken aufgerufen werden darf, sollte oder muss. Differenz und Spezifik, einerlei um welche es sich dabei handelt, kann so in der einen Situation als wichtig erscheinen, etwa wenn es darum geht, spezifische Zielgruppen gezielt über deren Differenz anzusprechen, und in einer anderen Situation vollkommen ausgeblendet werden. Polizisten, die einer ethnischen Minderheit angehören, fahren Streife in ethnischen Stadtvierteln, und Ikea stellt gezielt Verkäufer ein, die minderheitliche Sprachen sprechen; aber diese ethnisch kodierten Differenzmarker enden in ihrer Bedeutsamkeit an der Grenze der jeweiligen Situationen, beispielsweise am Übergang zum Besprechungs- oder Pausenraum.

MULTIKULTURALISMUS UND *DIVERSITY*: UNTERSCHIEDLICHE PARADIGMATA VON ZUGEHÖRIGKEIT

Aus dem bisher Gesagten kann nun eine Generalisierung hinsichtlich der unterschiedlichen Paradigmata von Zugehörigkeit der Diskurse des Multikulturalismus und der *Diversity* erfolgen. Der Multikulturalismus bewegt sich innerhalb des Paradigmas von *Citizenship*, d.h. er fordert gruppenspezifische, kulturell begründete Rechte auf der Grundlage der formalen, und vorgängigen, Angehörigkeit zu einem politischen Gemeinwesen. Multikulturelle Politiken sollen so gleichsam die abstrakte Staatsangehörigkeit und die damit einhergehenden Rechte kulturell differenzieren und spezifizieren (und meist erweitern). Im Gegensatz dazu ist das Zugehörigkeitsparadigma von *Diversity* das der Mitgliedschaft in einer Organisation, innerhalb der bestimmte Organisationsrollen erfüllt werden müssen, mit Blick auf welche es zuweilen, jedoch nicht immer, sinnvoll erscheinen mag, Differenzen in kulturell spezifischen Praktiken zu aktualisieren. Wenngleich es zuerst Unternehmen waren, die *Diversity* als Aspekt der Personalsteuerung für sich nutzbar machten, entdecken zunehmend auch öffentliche Verwaltungen, Bildungseinrichtungen und Vereine, die mit Unternehmen das Kriterium formaler Mitgliedschaft aufgrund einer inhaltlich definierten Mitgliedschaftsrolle gemein haben, *Diversity* als steuerungsrelevante Kategorie.³

3 | Dies ist nicht zu verwechseln mit der Einrichtung von Gleichstellungs- und Schwerbehindertenbeauftragten oder *Equal Opportunities Commitees*, welche zum Ziel haben, Diskriminierungen in Organisationen abzubauen (wenngleich auch diese von den Organisationen strategisch genutzt werden können, um ihre gesellschaftliche Legiti-

Aus diesen Unterschieden ergibt sich allerdings auch eine Gemeinsamkeit hinsichtlich des Verhältnisses zwischen kultureller Differenz und Zugehörigkeit. Denn kulturelle Differenz hat in beiden Diskursen die Qualität von etwas Hinzutretendem, das das jeweilige Inklusions- und Exklusionsparadigma zwar modifiziert, aber grundsätzlich unangetastet lässt. Im Falle des Multikulturalismus ist es die Zugehörigkeit zu einem politischen Gemeinwesen, die gegeben sein muss, um gruppenspezifische kulturelle Rechte einzuklagen. Dies gilt auch unter Bedingungen von mittlerweile hochdifferenzierten Zugehörigkeitsabstufungen, die qua ›Aufenthaltsstatus‹ definiert sind und, am Beispiel Deutschlands, von voller Staatsangehörigkeit bis hin zur Duldung reichen, denn je valider und permanenter ein Aufenthaltsstatus ist, desto gewichtiger erscheint die Forderung nach rechtlicher Anerkennung kulturell spezifischer Rechte und desto eher gelangen Individuen in den Genuss bereits gewährter gruppenspezifischer Rechte. Im Falle von *Diversity* gewähren, wie bereits bemerkt, noch so einzigartige Differenzüberkreuzungen nicht aus sich selbst heraus Mitgliedschaft in Organisationen, was damit zu tun hat, dass formale Organisationen über auf das Organisationsziel inhaltlich bezogene Mitgliedschaftsrollen definiert sind. Diversität ist also nur dann eine Ressource bei der Erlangung von Mitgliedschaft, wenn die Organisation sie zuvor als ihre Ziele befördernd definiert hat, beispielsweise als eine wichtige ›Kompetenz‹, die einen Vorteil gegenüber Mitbewerbern darstellt.

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen den Zugehörigkeitsparadigmen von Multikulturalismus und *Diversity* besteht somit darin, dass beide ihre Virulenz in formalen Kontexten sozialer In- und Exklusion entwickeln. Zugehörigkeit zu einem politischen Gemeinwesen wie Organisationsmitgliedschaft sind eminent formale Angelegenheiten, die strikten administrativen Regeln und Prozeduren unterliegen. Außerhalb solcher formaler Kontexte, d.h. in Bezug auf nichtformalisierte soziale Gebilde wie etwa Familien oder Freundeskreise,⁴ finden beide Konzepte daher auch nur selten Gebrauch. Ausdrücke wie ›multikulturelle Familien‹ oder ›Freundeskreise mit hoher Diversität‹ sind ausgesprochen rar und muten seltsam an. Stattdessen – und dies bringt mich auf die Zielgerade dieses Artikels – ist häufiger von ›interkulturellen Familien‹ und ›interkulturellen Freundschaften‹ die Rede. Dies kann, im Umkehrschluss, als ein indirekter Hinweis darauf angesehen werden, dass Interkulturalität (und damit Kultur) bislang wenig oder gar nicht in Begriffen formeller Zugehörigkeit, oder gar von

mität zu erhöhen), denn diese Einrichtungen basieren auf einer *juristischen* Idee, nämlich der des Rechts auf gleiche Behandlung ohne Ansehung von Unterschieden.

4 | Der Gegensatz zwischen nichtformalisiert und formalisiert, wie er hier verwendet wird, basiert auf der soziologischen Unterscheidung zwischen primären und sekundären Rollen bzw. Zugehörigkeiten: Während letztere Zugehörigkeit und Status an die Erfüllung bestimmter definierter Ziele binden (etwa Leistungsziele in Organisationen und Loyalitätsziele beim Erwerb von Staatsbürgerschaft), die das Individuum erreichen muss, erteilen erstere beides ohne eine explizite Zielvorgabe sowie auf der Grundlage von Zuschreibungstechniken, auf die die Leistungen des Individuums wenig bis keinen Einfluss haben, etwa Verwandtschaft oder Neigung.

Zugehörigkeit überhaupt, gedacht wurde. Daraus ergeben sich zwei Anschlussfragen: Was kann die Kategorie der Kultur aus Diskursen wie denjenigen zu Multikulturalismus und Diversität lernen, in denen sie, wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise, mit der Kategorie der Zugehörigkeit verschaltet wurde? Und anders gewendet: Besteht die Chance, den Nexus von Kultur und Zugehörigkeit auch auf dem Gebiet *informaler* Zugehörigkeit zu thematisieren und dabei vielleicht die Schwierigkeiten zu umgehen, die die Konzepte des Multikulturalismus und der *Diversity* im Bereich formaler Mitgliedschaft, nämlich *citizenship* und Organisationsmitgliedschaft, jeweils mit sich gebracht haben?

ZUGEHÖRIGKEIT: KONSEQUENZEN FÜR KULTUR

Als Szene der folgenden Darstellung dient mir die Schule als Organisation und das Klassenzimmer als der Ort, in dem die Organisationsziele erreicht werden sollen. Dies geschieht aus mehreren Gründen. Erstens ist die Schule in den letzten Jahren immer wieder Gegenstand kulturessenzialistischer Deutungen kultureller Differenz gewesen, von denen die sogenannte Sarrazin-Debatte nur ein besonders penetrantes Beispiel war. Dies wiederum hängt, zweitens, damit zusammen, dass Schulen als ein neuralgischer Punkt gesellschaftspolitischer Integrationsbemühungen – und damit auch der Differenzbearbeitung – zu sehen sind, da hier maßgebliche Weichen für die Erlangung von Lebenschancen gestellt werden. Drittens – und dies ist aus konzeptioneller Sicht der wichtigste Punkt – ist die Schule, und wiederum insbesondere das Klassenzimmer, aus soziologischer Sicht ein Ort ausgesprochen hybrider und einander widersprechender Zugehörigkeitsstrukturen, was wiederum auf dem Gebiet des Umgangs mit kultureller Differenz wichtige Konsequenzen zeitigt.

Die Hybridität der Zugehörigkeitsstrukturen des Klassenzimmers hat damit zu tun, dass die in ihm Versammelten sich nicht alle aus denselben Gründen dort wiederfinden.⁵ Während das Lehrpersonal auf freiwilliger Grundlage in die Schule eingetreten (man müsste eigentlich sagen: zurückgekehrt) ist, werden Schüler per Gesetz gezwungen, die Schule zu besuchen (zumindest in den ersten neun Jahren). Daraus erwachsen unterschiedliche Rollenstrukturen. Lehrer sind Angehörige von Organisationen und damit auf die Ziele der Organisation verpflichtet, was im Extremfall von Nichterfüllung ihrer Rolle dazu führen kann, dass sie aus der Schule ausgeschlossen, d.h. vom Dienst suspendiert werden. Schüler hingegen sind ›Insassen‹ (»inmates«) im Sinne Erving Goffmans (1971), d.h. sie sind zwangsinstitutionalisiert. Daraus resultiert, nur scheinbar paradoxerweise, auf Seiten der Schüler ein niedrigerer Grad an Verpflichtung auf die Organisationsziele. Wenn Schüler nicht an der Erreichung des Organisationsziels mitarbeiten, d.h. an ihrer eigenen Weiterqualifizierung, werden sie nicht etwa aus der Organisation ausgeschlossen, sondern schlecht benotet. Mit anderen Worten: Schülern steht im Vergleich zu Lehrern ein weitaus grö-

5 | Vgl. zu den folgenden Ausführungen Langenohl (2008).

ßerer Spielraum bei der Nichterfüllung der für sie entworfenen Rollen zur Verfügung, gerade weil es sich nicht um *Organisationsrollen* handelt, die freiwillig eingegangen worden wären, sondern um Anstaltsrollen. Zugespitzt formuliert, verläuft die Grenze zwischen der Organisation Schule und der Anstalt Schule mitten durchs Klassenzimmer.

Die ungleiche Weise, wie im Klassenzimmer Rollen formiert und Zugehörigkeiten installiert werden, wirkt sich auch auf die Interaktion zwischen Lehrenden und Beschulten, d.h. ihre jeweilige Inklusion in die Unterrichtssituation aus. Die Professionssoziologie hat darauf aufmerksam gemacht, dass die pädagogisch-didaktische Beziehung zwischen Lehrenden und Beschulten nicht nur, wie immer wieder kritisiert, asymmetrisch ist, weil die Zensurmacht beim Lehrer liegt, sondern dilemmatisch strukturiert, weil der Lehrer beim Lernenden eine Rolle voraussetzen muss, die der Lernende aufgrund der Spezifik seiner Anstaltsrolle nicht zwingend einzunehmen hat (vgl. Schmidt 2008). Konkret: Während der Lehrer den Schüler aus Sicht seiner eigenen Professionalität als ›Klienten‹ behandeln müsste, d.h. als einen Akteur, der ein Handlungsproblem hat, das er selbst nicht lösen kann und daher motiviert ist, mit einem Experten (dem Lehrer) zusammenzuarbeiten, herrscht bei Schülern zumeist die Einstellung vor, sie bekämen ihre Probleme erst im Klassenzimmer, also genau in derjenigen Situation, die aus professionstheoretischer Sicht eigentlich das Problem lösen sollte. Dementsprechend mangelt es häufig an Bereitschaft zur Kooperation. Zudem nehmen Beschulte ihre Position im Klassenzimmer nicht nur in Bezug auf den Lehrer, sondern auch in Bezug auf die Mitbeschulten wahr – und diese Beziehungen folgen dem Muster von Freundschaft und Feindschaft, nicht dem individueller Zielerreichung.

Was hat dies nun mit Kultur zu tun? Versuchen wir zunächst, die Situation im Klassenzimmer innerhalb der diskursiven Logiken von Multikulturalismus und *Diversity* zu rekonstruieren, um darauf aufbauend dann die mögliche Spezifik eines alternativen Zugangs zu jener hybriden und in sich widersprüchlichen Zugehörigkeitsstruktur herauszuarbeiten.

Der Multikulturalismus-Diskurs würde die Schule vermutlich als eine öffentliche Arena begreifen, in der kulturelle Besonderheiten und Abweichungen vom Mainstream artikuliert und darauf aufbauende besondere Rechte eingefordert werden. In dieser Hinsicht gibt es ›Multikulturalismus‹ – darauf haben Vertovec und Wessendorf (2010) hingewiesen – durchaus auf lokaler Ebene, d.h. in Organisationen und unterhalb des Rechts- und *Citizenship*-Diskurses. Man mag hier etwa an Befreiungen vom Leibesübungsunterricht für muslimische Schülerinnen oder an die Befreiung vom Biologieunterricht für Schüler aus Familien mit fundamentalistisch-protestantischer Konfession denken. Es ergibt sich so der Eindruck, dass multikulturalistische Weisen der Differenzbearbeitung in der Schule weniger auf der Ebene des Klassenzimmers ansetzen als eher auf der Ebene der Schulleitung bzw. -verwaltung – und in der Regel dazu führen, dass Beschulte von bestimmten Lehrprogrammen, und damit von einem Teil ihrer rechtlich verankerten Schulpflicht, entbunden werden. Umgekehrt ist der Multikulturalismus daher für die komplexen Dynamiken im Klassenzimmer –

und vermutlich generell auf der situativen Ebene – unempfänglich, weil seine Hauptintervention darin besteht, bestimmte Situationen zu *verhindern*. Das oben für den Multikulturalismus festgehaltene, typische Anordnungsverhältnis von vorgängiger Kultur und nachgeordnetem Individuum zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die Differenzbearbeitung dazu führt, dass Individuen aus Situationen, die als mit ›ihrer‹ Kultur unvereinbar gehalten werden, *verschwinden*.

Dies ist beim *Diversity*-Paradigma gerade umgekehrt. Wie oben ausgeführt, beruht es darauf, Individuen in ihrer Verschiedenartigkeit zum *Erscheinen* zu bringen, d.h. sie zu kulturellen Praktiken zu veranlassen, die ihre je spezifische Differenzkonstellation kommunikativ anschließbar und zu einer kollektiv verfügbaren Ressource machen. Vieles von dem, was derzeit in der Erziehungswissenschaft unter ›interkulturelle Pädagogik‹ firmiert, folgt offensichtlich diesem Ansatz (vgl. Müller 2012). Es geht hier darum, im Unterricht die je spezifischen Differenzfigurationen von Schülern zur Anschauung zu bringen, und zwar gerade auch durch sie selbst. Dies entspricht einem allgemeineren, derzeit prominenten pädagogisch-didaktischen Prinzip, nämlich dem der ›Differenzierung‹, demzufolge die Schüler einer Lerngruppe keine uniforme Masse darstellen, sondern mit je spezifischen Herausforderungslagen konfrontiert sind, die fallspezifisch angegangen werden müssen. Die (Selbst-)Aktualisierung als ›verschieden‹ seitens der Beschulten soll hierzu beitragen. Allerdings wird hierdurch noch nicht das vorausliegende Problem der ungleichen Rollenstrukturen (Organisations- versus Anstaltsrolle) im Klassenzimmer gelöst. Denn das *Diversity*-Paradigma geht ja davon aus, dass (kulturelle) Differenz nur dann aktualisiert wird, wenn es den Organisationszielen dienlich ist. Auf diese aber sind, wie oben festgestellt, Beschulte *qua* Zwangszugehörigkeit in weitaus geringerem Maße verpflichtet als Lehrende. ›Interkultureller‹ Unterricht dieser Art ist also ebenso in Gefahr des Scheiterns wie andere Ansätze, die bei der pädagogisch-didaktischen Aktivierung von Zwangsbeschulten ansetzen, deren Macht zum Boykott gerade dadurch steigt, dass sie mitarbeiten sollen.⁶

Festzuhalten bleibt somit, dass sowohl multikulturalistische wie *Diversity*-orientierte Bearbeitungsweisen kultureller Differenz die hybride Zugehörigkeitssituation im Klassenzimmer auf je spezifische Art verfehlen: der Multikulturalismus, weil er situative Konstellationen nur als Bühnen des Kulturellen begreift und damit nicht in Rechnung stellt, dass sie komplexe Interaktionsstrukturen bilden, in denen sich kulturelle Differenz und Zugehörigkeit verästeln; *Diversity*, weil dieses Konzept von einer voluntaristischen und zugleich instrumentalistischen Konzeption situativer Spezifik ausgeht, die die kulturelle Aktualisierung von Differenz stets einem Organisationsziel unterordnet und

6 | Die Frustration mit ›interkulturellem‹, tatsächlich allerdings *Diversity*-orientierten Unterricht auf diese Fundament schulischer Zugehörigkeitsstrukturen zurückzuführen, bewahrt einen übrigens vor einer Haltung, die die Unwilligkeit zur Kooperation auf die ›Kultur‹ der Beschulten zuschreibt, der man ja doch entgegengekommen sei und die sich dennoch so renitent zeige. Es besteht eine gefährliche Nähe zwischen *Diversity*-Ansätzen und Kulturessenzialismus dann, wenn die Kooperation scheitert.

daher nicht darauf vorbereitet ist, dass es Situationen und Zugehörigkeitsstrukturen gibt, in denen Akteure weder den Wunsch haben noch den Druck verspüren, auf jenes Ziel hinarbeiten. Es bleibt also zu ergründen, ob es zu diesen Konzeptionen, die an der Komplexität situativer Zugehörigkeitsstrukturen scheitern, eine Alternative geben könnte – und ob eine solche Alternative darüber hinaus auch unser Verständnis von Kultur *grosso modo* informieren könnte. Wenn ich also beim Beispiel des Klassenzimmers bleibe, geschieht dies nicht aus pädagogischem Anspruch, sondern weil diese Situation in der Widersprüchlichkeit der sie prägenden Zugehörigkeitsstrukturen einen exzellenten Demonstrationsfall für die Widersprüche und Ambivalenzen der Verschränkung von Zugehörigkeit und kultureller Differenz bildet.⁷ Es geht also darum, ›interkulturellen‹ Unterricht in seiner Situations- und Zugehörigkeitsspezifika soziologisch zu rekonstruieren und dann nach Generalisierbarkeit Ausschau zu halten.

Interkulturalität als Merkmal einer Situation stellt zunächst nicht mehr dar als eine Adressierungsweise, die kulturelle Differenzen zum Thema macht mit dem Ziel, sie miteinander ins Verhältnis zu setzen. Schon hier ist zu sehen, dass die Entscheidung, Differenz – auch: kulturelle Differenz – in die situative Bearbeitung von Differenz einzubeziehen, genau das darstellt: eine Entscheidung, oder anders gesagt, eine Kontingenz. Dieser Sachverhalt ist nur scheinbar trivial. Kürzliche Überlegungen zur Kategorie der Ähnlichkeit weisen darauf hin, dass Differenzbearbeitung nicht zwingend auf eine Anrufung von Differenz abzielen muss, sondern im Gegenteil auch Similaritäten zum Ausgangspunkt der Differenzbearbeitung machen können (Bhatti 2010). Damit ist weniger gemeint, das Gemeinsame (scheinbar) differenter Lebens- und Deutungszusammenhänge zu thematisieren, sondern eher, diese (scheinbaren) Differenzen in ihren wechselseitigen Kontiguitäten und Kontinuitäten zu verorten und genau dadurch – also eher an ihren Rändern als in ihrem Wesenskern – bearbeitbar zu machen. Das Konzept der Ähnlichkeit verweist somit darauf, dass Differenzbearbeitung nicht mit Differenzaktualisierung identisch ist. Interkulturalität als Situationsmerkmal ist somit in erster Linie kontingent, unwahrscheinlich und voraussetzungsvoll.

Dies wiederum bringt es mit sich, dass Interkulturalität niemals Merkmal der Situation als solcher ist, sondern stets ein Kommunikationsangebot darstellt, welches angenommen oder zurückgewiesen werden kann. Die Zugehörigkeitsstruktur der Schulklasse stellt dies überdeutlich aus: So wie hier, streng betrachtet, seitens der Schüler überhaupt kein Kommunikationsangebot angenommen werden muss, so gilt dies auch für ein solches, das kulturelle Differenz thematisiert und Differenzen miteinander in Verbindung bringen möchte. Aber selbst wenn interkulturelle Situativität hergestellt wird, d.h. wenn die Beteiligten darin übereinstimmen, dass es hier und jetzt (auch) um kulturelle Unterschiede geht, entscheidet dies noch nicht über den Ausgang, bzw. den ›Er-

7 | Für einen nicht minder exzellenten Demonstrationsfall, nämlich die Deutsche Islam Konferenz, verweise ich auf Tezcan 2012.

folg«, einer solchen Interaktion, die allzu leicht ins Essenzialistische abgleiten kann – vor allem dann, wie die situative Kooperation scheitert und ihr Scheitern zirkulär auf eben jene ›kulturelle Differenz‹ zugeschrieben wird, die doch dem Erfolg hatte dienen sollen.

Ein solches Szenario wird auch dadurch wahrscheinlich, dass interkulturelle Kommunikation gerade nicht, wie zuweilen behauptet, eine holistische und den ganzen Menschen in seiner kulturellen Bedingtheit ansprechende Kommunikationsform ist, sondern, wie gesagt, eine Entscheidung für ein bestimmtes Idiom der Differenzbearbeitung darstellt und daher immer vereinseitigt, besonders dann, wenn spezifische Differenzen gleichsam herauspräpariert werden. Dies ist der Fall etwa bei Versuchen, im Unterricht die ›Herkunftskultur‹ der Beschulten zum Thema zu machen – und sie damit, eigentlich in multikulturalistischer Weise, zu Exemplaren ›ihrer‹ Kultur. Die normative Herausforderung besteht dann darin, im Rahmen der Aktualisierung der spezifischen Differenz die Möglichkeit der Aktualisierung anderer Differenzen offenzuhalten, also gleichsam einen *intersektionalen* Horizont auch in einer *interkulturellen* Kommunikation mitlaufen zu lassen, und daher auch darauf zu achten, dass die interkulturelle Kommunikation andere Differenzen, wie etwa die entlang der *Gender*- oder der *Sexuality*-Achse, nicht überdeterminiert (vgl. Müller 2012).⁸

Schließlich ist zu bedenken, dass sich die Bedeutung von Interkulturalität als Adressierung kultureller Differenz je mit der Situation ändern kann. Beschulte machen diese Erfahrung etwa dadurch, dass Interkulturalität in manchen Unterrichtsstunden eine Rolle spielt, in anderen hingegen überhaupt nicht – zum Beispiel nicht in Sportstunden, die durch multikulturalistische Politiken von vornherein kulturell vereinheitlicht wurden. Dies macht auf ein allgemeineres Merkmal von Interkulturalität aufmerksam: Sie kann gesellschaftlich, also situationsübergreifend, nicht überall gleichermaßen präsent sein, schon allein deshalb nicht, weil es nach wie vor zahllose soziale Kontexte gibt, die weitgehend monokulturell sind: Man denke hier an Vereine, Kirchengemeinden, aber auch Arbeitsplätze und nicht zuletzt Freundes- und Familienkreise. In solchen Kontexten wäre ein interkulturelles Kommunikationsangebot bezugslos.

Interkulturalität würde also eine genuin kulturelle Weise der Herstellung von Zugehörigkeit bezeichnen, d.h. eine solche, in der kulturelle Aspekte durch gesellschaftliche und situative Institutionalisierung zu dominanten Verhandlungsmitteln von Zugehörigkeit werden. Interkulturalität bezöge sich somit nicht ontologisch auf eine Kontaktfläche ›zwischen Kulturen‹, sondern auf einen Modus der Aushandlung sozialer Zugehörigkeit (Öffnung bzw. Schließung), der kulturelle Gesichtspunkte privilegiert, dessen Gangbarkeit weitestgehend von der jeweiligen Situation abhängt und der schließlich auf Wechselseitigkeit beruht, insofern er angenommen oder zurückgewiesen werden kann.

8 | Im Falle der Diskussion über den Islam als ›Kultur‹ zeigt sich dies etwa im mehrheitsgesellschaftlichen Kurzschluss von muslimischer Männlichkeit und Homophobie einerseits und muslimischer Weiblichkeit und Servilität andererseits (s. kritisch hierzu Yilmaz-Günay 2010).

Der dem zugrunde liegende Kulturbegriff wäre von einem multikulturalistischen Verständnis kultureller Differenz dadurch abgegrenzt, dass er die situationsspezifische Thematisierung kultureller Differenz überhaupt erst zuließe und die Individuen nicht hinter ›ihrer‹ Kultur zum Verschwinden brächte; von einer *Diversity*-Perspektive wäre er dadurch unterschieden, dass er die Möglichkeit seines Scheiterns (die von der Abweisung der kulturellen Adressierung bis zu einer Verfestigung kultureller Stereotype reichen kann) mit einkalkuliert. Kultur wäre, aus dieser Perspektive, also kein Ausgangspunkt zur Lösung gesellschaftlicher Probleme (der Integration, der Zugehörigkeit, der Anerkennung etc.), sondern, vorgelagert, die sehr voraussetzungsreiche Entscheidung, Probleme von Zugehörigkeit, die mit der Differenzierung von Zugehörigkeitsstrukturen zusammenhängen, aus einer Perspektive anzugehen, die die Bedeutsamkeit von Sinngebungsprozessen und Interpretationen in den Mittelpunkt rückt, und diese Entscheidung zugleich der Bewährungsprobe der Wechselseitigkeit und dem Risiko des Scheiterns auszusetzt.

LITERATUR

- Bhatti, Anil (2010): Heterogenität, Homogenität, Ähnlichkeit. In: Andrea Allerkamp/Gérard Raulet (Hg.): *Kulturwissenschaften in Europa. Eine grenzüberschreitende Disziplin?* Münster, S. 250–266.
- Avtar Brah (1996): *Cartographies of Diaspora: Contesting Identities*. London/New York.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.
- Dören, Martina (2007): Gender, Diversity und Intersektionalität als Herausforderung für die Medizin. In: Gertraude Krell u.a. (Hg.): *Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze*. Frankfurt a.M./New York, S. 109–122.
- Fuchs, Martin (2006): Diversity und Differenz – Konzeptionelle Überlegungen. In: Gertraude Krell u.a. (Hg.): *Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze*. Frankfurt a.M./New York, S. 17–34.
- Garfinkel, Harold (1967): *Common Sense Knowledge of Social Structure: The Documentary Method of Interpretation in Lay and Professional Fact Finding [1962]*. In: Ders.: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, S. 76–115.
- Goffman, Erving (1971): *Relations in Public: Microstudies of the Public Order*. New York.
- Gutman, Amy (1994): *Multiculturalism: Examining the Politics of Recognition*. Princeton (NJ).
- Kleeberg, Bernhard/Langenhohl, Andreas (2011): Kulturalisierung, Dekulturalisierung. In: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 5, H. 2, S. 281–302.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2009): ›Intersectionality‹ – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von ›Race, Class, Gender‹. In: *Feministische Studien* 23, H. 1, S. 68–81.
- Krell, Gertraude u.a. (2007): Einleitung: Diversity Studies als integrierende Forschungsperspektive. In: Ders. u.a. (Hg.): *Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze*. Frankfurt a.M./New York, S. 7–17.
- Kroeber, Alfred L./Parsons, Talcott (1958): The concepts of culture and of social system. In: *The American Sociological Review* 23, S. 582–583.

- Langenohl, Andreas (2008): Schule als formale Organisation. In: Herbert Willems (Hg.): Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge. Bd. 2. Wiesbaden, 817–833.
- Ders. (2012): Divided Time: Notes on Cosmopolitanism and the Theory of Second Modernity. In: Roland Robertson/Anne Sophie Krossa (Hg.): European Cosmopolitanism in Question. Basingstoke, S. 64–85.
- MacCall, Leslie (2005): The Complexity of Intersectionality. In: SIGNS: Journal of Women in Culture and Society 30, H. 3, S. 1771–1800.
- Müller, Annette (2012): Religiöse Pluralität und Schule – Ein erziehungswissenschaftlicher Grenzgang zwischen Normativität und Neutralität. In: Zeitschrift für Pädagogik 58, H. 1, S. 40–54.
- Parsons, Talcott (1951): The Social System. New York/London.
- Ders. (1966): Societies: Evolutionary and Comparative Perspectives. Englewood Cliffs.
- Ders./Platt, Gerald M. (1973): The American University. Cambridge.
- Schmidt, Axel (2008): Profession, Professionalität, Professionalisierung. In: Herbert Willems (Hg.): Lehr(er)buch Soziologie: Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge, Bd. 2. Wiesbaden, S. 835–864.
- Schönwälder, Karen (2007): Diversity und Antidiskriminierungspolitik. In: Gertraude Krell et al. (Hg.): Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze. Frankfurt a.M./New York, S. 163–178.
- Schür, Stephanie (2013): Umgang mit Vielfalt. Integrative und Inklusive Pädagogik, Interkulturelle Pädagogik und Diversity Management im Vergleich. Bad Heilbrunn.
- Schuetz, Alfred (1944): The Stranger: An Essay in Social Psychology. In: American Journal of Sociology 49, S. 499–507.
- Scott, Joan W. (1992): Multiculturalism and the Politics of Identity. In: October 61, S. 12–19.
- Simmel, Georg (1992): Die Kreuzung sozialer Kreise [1908]. In: Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt a.M., S. 456–511.
- Tezcan, Levent (2012): Das muslimische Subjekt. Verfangen im Dialog der Deutschen Islam Konferenz. Konstanz.
- Vedder, Günther (2006): Die historische Entwicklung von Diversity Management in den USA und in Deutschland, In: Gertraude Krell/Hartmut Wächter (Hg.): Diversity Management. Impulse aus der Personalforschung. München/Mering, S. 1–23.
- Vertovec, Steven/Wessendorf, Susanne (2010): Introduction: Assessing the backlash against multiculturalism in Europe. In: Dies. (Hg.): The Multiculturalism Backlash: European Discourses, Policies and Practices. Abington/New York, S. 1–31.
- Weber, Max (1988a): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus [1920]. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1. Tübingen, 17–206.
- Ders. (1988b): Die protestantischen Sekten und der Geist des Kapitalismus [1920]. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1. Tübingen, S. 207–236.
- Ders. (1988c): Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis [1904]. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen, S. 146–214.
- Yilmaz-Günay, Koray (2010): Der »Clash of Civilizations« im eigenen Haus. In: Ders. (Hg.): Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre »Muslime versus Schwule«. Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001. Berlin, S. 7–13.

Literarischer Essay

Wiederabdruck nach: Talisman. Literarische Essays. Tübingen: Konkursbuch-Verlag 72011
(zuerst 1996). © konkursbuch Verlag Claudia Gehrke

Das Tor des Übersetzers

oder Celan liest Japanisch

YOKO TAWADA

Es gibt Menschen, die behaupten, dass ›gute‹ Literatur eigentlich unübersetzbar sei. Als ich noch nicht Deutsch lesen konnte, habe ich diesen Gedanken tröstlich empfunden, weil ich mit der deutschsprachigen Literatur – besonders mit der, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden ist – nichts anfangen konnte. Ich dachte mir, ich müsste Deutsch lernen und sie im Original lesen, dann würde sich mein Problem mit der deutschen Literatur wie von allein auflösen.

Es gab aber Ausnahmen, wie z.B. die Gedichte von Paul Celan, die mich schon in der japanischen Übersetzung faszinierten. Mir fiel gelegentlich die Frage ein, ob seine Gedichte vielleicht keine Qualität besäßen, weil sie übersetzbar waren. Mit der Frage nach der ›Übersetzbarkeit‹ meine ich nicht, ob ein Gedicht sein perfektes Abbild in einer fremden Sprache findet, sondern ob seine Übersetzung auch Literatur sein kann. Außerdem wäre es nicht ausreichend, wenn ich sagen würde, Celans Gedichte seien *übersetzbar*. Vielmehr hatte ich das Gefühl, dass sie *ins Japanische hineinblicken*.

Nachdem ich gelernt hatte, deutsche Literatur im Original zu lesen, stellte ich fest, dass meine Eindrücke keine Täuschung waren. Es muss zwischen Sprachen eine Kluft geben, in die alle Wörter hineinstürzen. Umso stärker beschäftigte mich die Frage, warum Celans Gedichte eine fremde Welt, die außerhalb der deutschen Sprache liegt, erreichen können.

Eine mögliche Antwort auf meine Frage begegnete mir später auf überraschende Weise. Eines Tages rief mich Klaus-Rüdiger Wöhrmann an, um sich bei mir für die Fotokopie zu bedanken, die ich ihm auf seinen Wunsch hin gemacht hatte. Es war die Kopie der japanischen Übersetzung von Celans Gedichtband *Von Schwelle zu Schwelle* (1955). Der Übersetzer des Bandes war Mitsuo Iiyoshi, durch dessen japanische Version ich Celans Text kennengelernt hatte. Als Wöhrmann mir sagte, dass das Radikal 門 (Tor) für diese Übersetzung eine entscheidende Rolle spiele, blitzte eine Idee durch meinen Kopf: Genau dieses Radikal verkörperte die »Übersetzbarkeit« der Literatur Celans.

Ein Radikal ist so etwas wie der »Hauptbestandteil« eines Ideogramms (Ideogramm = Schriftzeichen, das einen ganzen Begriff ausdrückt und nicht einen Laut wie das Alphabet). Es gibt auch Ideogramme, die nur aus dem Radikal bestehen, wie z.B. 門 (Tor), aber die meisten haben noch zusätzliche Be-

standteile. Alle Schriftzeichen, die das Radikal »Tor« in sich tragen, haben auf der semantischen Ebene etwas mit Tor zu tun. Allerdings sind die Bedeutung des Radikals und die des ganzen Schriftzeichens manchmal so weit voneinander entfernt, dass man den Zusammenhang ohne Hilfe des Lexikons nicht erkennen kann. Außerdem denkt man beim Lesen nicht darüber nach, welche Bedeutungen die einzelnen Bestandteile eines Schriftzeichens haben, sondern man erfasst das ganze Zeichen als solches. Deshalb wäre ich alleine nicht auf die Idee gekommen, über ein Radikal bei Celan nachzudenken. Nur der klare Blick von außen konnte mich darauf aufmerksam machen.

Wie aber ist es möglich, dass in diesem schmalen Gedichtband immer wieder an einer entscheidenden Stelle die Ideogramme mit dem Radikal »Tor« auftauchen? Es kann kein Zufall sein, denn einen Zufall gibt es vielleicht in der Literatur, aber nicht in der Lektüre der Literatur. Die Frage nach der Intention des Autors hilft uns gar nicht: Es ist nicht möglich, dass Celan heimlich Japanisch gelernt und mit Absicht so gedichtet hat, dass in der japanischen Übersetzung das Radikal »Tor« zu einem Schlüsselzeichen wird.

Das Radikal »Tor« erscheint bereits zweimal im Titel des Gedichtbandes *Von Schwelle zu Schwelle*. Das Schriftzeichen 関 (Schwelle) hat das Radikal »Tor«. In diesem Fall ist es nicht schwer, die Gemeinsamkeit zwischen der Bedeutung des Radikals und der des Zeichens zu erraten: Es geht in beiden Fällen um eine Grenze. Dieser Titel zeigt aber schon, dass die Grenzüberschreitung nicht beabsichtigt ist: Es geht nicht darum, eine bestimmte Grenze zu überschreiten, sondern darum, von einer Grenze zu einer anderen zu wandern.

Im ersten Gedicht des Buches taucht schon wieder ein Schriftzeichen mit dem Radikal »Tor« auf: 聞 (Hören). *Ich hörte sagen* heißt das Gedicht und fängt an mit dem Satz:

Ich hörte sagen, es sei
im Wasser ein Stein und ein Kreis
und über dem Wasser ein Wort,
das den Kreis um den Stein legt.

In dem Zeichen 聞 (hören) sieht man ein Ohr 耳, das unter dem Tor 門 steht. Folgt man dem Zeichen, so bedeutet Hören, wie ein Ohr an der Schwelle zu stehen. In der nächsten Strophe sieht das Ich eine andere Figur, die nicht auf der Schwelle stehenbleibt, sondern sie überschreitet.

Ich sah meine Pappel hinabgehn zum Wasser,
ich sah, wie ihr Arm hinuntergriff in die Tiefe,
ich sah ihre Wurzeln gen Himmel um Nacht flehn.

Die Welt unter Wasser befindet sich hinter der Schwelle. Das lyrische Ich sieht, wie die »Pappel« in die fremde Welt des Wassers eintaucht, aber es bleibt Beobachter und eilt ihr nicht nach.

Ich eilt ihr nicht nach, ich las nur vom Boden auf jene Krume,
 die deines Auges Gestalt hat und Adel,
 ich nahm dir die Kette der Sprüche vom Hals
 und säumte mit ihr den Tisch, wo die Krume nun lag.

Das Ich steigt nicht ins Wasser, sondern bleibt auf der Schwelle und treibt ein magisches Spiel: Der Stein und der Kreis werden mit Hilfe der Krume und der Kette nachgezeichnet, und so wird das Bild, das unter Wasser zu sehen sein soll, auf dem Tisch wiederholt.

Dieses magische Spiel wirkt wie ein Übersetzungsvorgang. Der Übersetzer bildet das Bild, das sich unter Wasser befindet, auf dem Schreibtisch nach. Die Pappel ist dagegen keine Übersetzerin. Ihr Körper verschwindet im Wasser.

Wenn man die fremde Welt unter Wasser mit dem Reich der Toten gleichsetzen würde, dann wäre das magische Spiel eine Übersetzung der Sprache der Toten in die Schrift. Der Übersetzer hört das Wort der Toten und liest es (liest er es wie Ähren vom Boden auf oder liest er es wie ein Schriftzeichen?) und stellt es auf den Schreibtisch, also er schreibt. Die Pappel dagegen schreibt nicht. Sie verschwindet wie eine Sterbende im Wasser: Und sah meine Pappel nicht mehr.

Das Hören spielt in der ersten Gedichtserie dieses Buches, welche *Sieben Rosen später* betitelt ist, durchgehend eine wichtige Rolle. Mir kam es vor, als würden die Gedichte mich daran erinnern, dass das Hören nicht von der Schwelle getrennt zu denken ist. Ich hatte das gewusst, als ich noch ausschließlich in der japanischen Sprache lebte. Das Schriftzeichen 聞 (hören) hielt damals dieses Wissen fest, ohne dass es mir bewusst gewesen wäre. Es gibt ein Sprichwort, das vielleicht auch zu diesem Wissen gehört. Es lautet: Monzen na kozoo naran-wanu kyoo o yomu (Der Knabe, der vor einem Tempeltor lebt, kann das Gebet rezitieren, ohne es zu lernen). Der Knabe, der nicht in den Tempel hineingeht und am Tor steht, verkörperte für mich den Hörenden. Aber seitdem ich oft in der deutschen Sprache denke, hängt das »Hören« hauptsächlich mit dem »Zugehören« zusammen, so dass ich beim Hören das Bedürfnis bekomme, der fremden Stimme nachzueilen, und nicht an der Schwelle zu bleiben.

Je intensiver ich las, desto stärker wurde mein Eindruck, dass Celans Gedichte ins Japanische hineinblicken. Der Dichter muss den Blick der Übersetzung, der aus der Zukunft auf den Originaltext geworfen wird, gespürt haben. Interessant ist, dass man Celans Fähigkeit, diesen Blick wahrzunehmen, nicht mit sogenannter Sprachkenntnis begründen kann. Es muss eine Fähigkeit geben, beim Schreiben ein oder mehrere fremde Denksysteme (in diesem Fall das System der chinesischen Schriftzeichen, so wie es heute u.a. in der japanischen Sprache weiterlebt), die außerhalb der konkret verwendeten Sprache liegen, zu sich zu rufen und im Text präsent zu machen.

Der Titel des dritten Gedichtes *Leuchten* enthält das Schriftzeichen 閃 (Leuchten), das auch das Radikal »Tor« hat. Hier sieht man, wie ein Mensch 人 unter einem Tor 門 steht. Ich hatte mir noch nie Gedanken darüber gemacht, warum aus der Kombination von einem Tor und einem Menschen ein Leuchten erzeugt werden kann. Vielleicht ist einer, der unter einem Tor (oder auf einer

Schwelle) steht, besonders fähig, ein Leuchten aus einer unsichtbaren Welt zu empfangen. (Diese Idee wurde während der weiteren Lektüre bestätigt.)

Außerdem spürte ich etwas, was das deutsche Wort »Leuchten« stark mit diesem Schriftzeichen verbindet: Mir fiel auf, dass das Wort »Ich« in der Mitte des deutschen Wortes »Leuchten« kurz auftaucht, wenn man es deutlich und laut ausspricht. Das Wort »Ich« kommt sonst nicht in dem Gedicht vor, sondern nur »mir«, »du« und »uns«. Nur in dieser Leuchte blitzt das Ich einmal auf, ganz kurz und gebrochen.

Wenn ich mir ein Gedicht als einen Strahlenempfänger vorstelle, so ist es sinnlos, in einem deutschen Gedicht etwas »typisch Deutsches« zu suchen. Denn es empfängt immer etwas Fremdes und niemals sich selbst. Vielleicht gibt es auch deutsche Gedichte, die aus der deutschen Erde gemacht sind. Mich interessieren aber eher die Gedichte, die mit Konstellationen fremder Sprachen und Denkweisen korrespondieren, denen sie bei ihrer Entstehung noch nicht begegnet waren. Ich bezeichne hier die fremden Denksysteme deshalb als Konstellationen, weil jedes Zeichen aus ihnen wie ein Stern ein Licht auf das Original wirft. Wenn man das Gedicht *Strähne* liest, kann man sich vorstellen, dass zwar der Mund des Dichters aus Erde bestehen könnte, aber nicht seine Worte. Dieser Mund spürt ein Sternenlicht und spricht die Worte, die sich von der vertrauten Sprache unterscheiden.

Niedergehn hier die Fernen,
und du,
ein flockiger Haarstern,
schneist hier herab
und rührst an den erdigen Mund.

Der Strahl aus dem Stern ist hier noch nicht sichtbar. Erst wenn der Übersetzer später dem Strahl eine Form gibt, sieht man ihn endlich. Wie ist aber dieser Vorgang zeitlich zu verstehen? Wie soll die »Zeit« aussehen, in der die Übersetzung das Original anstrahlen kann? In der ersten Zeile des fünften Gedichtes *Mit Äxten spielend* kommt das Wort »Stunden« vor, deren Übersetzung wieder ein Schriftzeichen mit dem Radikal »Tor« enthält. Das Wort »Stunde« 時間 wird aus »Zeit« 時 und »Zwischenraum« 間 zusammengestellt. In dem zweiten Zeichen 間 sieht man die Sonne 日, die unter einem Tor steht. In der früheren Form dieses Zeichens stand der Mond und nicht die Sonne unter dem Tor. Das Mondlicht scheint durch die Spalte des leicht geöffneten Tors hindurch: So stellten sich die Menschen damals einen Zwischenraum vor.

Mit Äxten spielend

Sieben Stunden der Nacht, sieben Jahre des Wachens:
mit Äxten spielend,
liegst du im Schatten aufgerichteter Leichen
– o Bäume, die du nicht fällst! –,

zu Häupten den Prunk des Verschwiegenen,
den Bettel der Worte zu Füßen,
liegst du und spielst mit den Äxten –
und endlich blinkst du wie sie.

Dieses »Du« blinkt wie die Axt, das heißt, es hat wahrscheinlich keinen eigenen Strahl, sondern es empfängt »endlich« ein fremdes Licht und blinkt. Dieses »Du« kann ein Gedicht sein, das eine Zeitlang auf das Licht der Übersetzung wartet. Dieses Gedicht liegt wie eine Brücke zwischen dem »Prunk des Verschwiegenen« und dem »Bettel der Worte«. Dabei bildet das Gedicht einen Zwischenraum. Ein ähnlicher Raum auf einer Schwelle kommt auch im Gedicht *Gemeinsam* vor.

Da nun die Nacht und die Stunde,
so auf den Schwellen nennt,
die eingehn und ausgehn,

Die Begegnung des Originals mit seiner Übersetzung findet bei der Entstehung des Textes statt und nicht später. Das kann man nur verstehen, wenn man sich diese Entstehung nicht in einem Zeitpunkt auf einer fortlaufenden Zeitlinie vorstellt, sondern in einem Zwischenraum auf einer Schwelle. Der Zwischenraum ist kein geschlossenes Zimmer, sondern er ist der Raum unter einem Tor.

Ich fing an, Celans Gedichte wie Tore zu betrachten und nicht etwa wie Häuser, in denen die Bedeutung wie ein Besitz aufbewahrt wird. Dabei fiel mir ein Satz ein, den Gershom Scholem in *Religiöse Autorität und Mystik* schrieb:

Je präziser solche mystische Exegese, desto größer die Chancen der fortdauernden Anerkennung des so verwandelten Textes auch in seinem Wortsinn, der nur das Tor bildet, durch das der Mystiker schreitet, aber ein Tor, das er sich immer wieder offenhält.

Celans Wörter sind keine Behälter, sondern Öffnungen. Ich gehe durch die Öffnung der Tore, jedes Mal, wenn ich sie lese. Das Schriftzeichen 開 (sich auftun) kommt übrigens auch vor, und zwar in der entscheidenden letzten Zeile des Gedichtes *Ein Körnchen Sands*.

und ich schweb dir voraus als ein Blatt,
das weiß, wo die Tore sich auftun.

Ein Wort zu schreiben bedeutet, ein Tor zu öffnen. Die Lektüre der Schriftzeichen ist die der Wörter, und nicht die der Sätze oder des Klangs. Die faszinierende Übersetzbarkeit der Gedichte Celans kann u.a. an ihrer Wörtlichkeit liegen. Celan selbst spricht immer wieder vom »Wort«, z.B. im ersten Gedicht: »und über dem Wasser ein Wort«, oder in *Strähne*:

Dies ist ein Wort, das neben den Worten einherging,
 ein Wort nach dem Bilde des Schweigens,
 umbuscht von Singrün und Kummer.

In diesem Gedicht wird das Wort klar von der »Sprache« unterschieden: Das Wort bildet das Schweigen nach, während die Sprache den Körper des Dichters verletzt:

ein Wort, das mich mied,
 als die Lippe mir blutet' vor Sprache

Ich vergleiche Celans Wörter mit den Toren und erinnere mich dabei daran, dass Benjamin die Wörtlichkeit einer Übersetzung als »Arkade« bezeichnet:

Die wahre Übersetzung ist durchscheinend, sie verdeckt nicht das Original, steht ihm nicht im Licht, sondern lässt die reine Sprache, wie verstärkt durch ihr eigenes Medium, nur um so voller aufs Original fallen. Das vermag vor allem Wörtlichkeit in der Übertragung der Syntax und gerade sie erweist das Wort, nicht den Satz als das Urelement des Übersetzers. Denn der Satz ist die Mauer vor der Sprache des Originals, Wörtlichkeit die Arkade.

Eine Arkade besteht – wenn man so will – aus vielen Toren, die hintereinander stehen. Wenn jedes Wort von Celan ein Tor bildet, so kann das ganze Gedicht wie eine Arkade aussehen.

Ich werde jetzt durch das letzte Tor von *Sieben Rosen später* hindurchgehen: Das siebte Zeichen mit dem Radikal »Tor« 闇 (Dunkel) taucht in zwei Gedichten auf: in *Von Dunkel zu Dunkel* und in *Der Gast*. Es ist von seiner Zusammensetzung her ein besonders rätselhaftes Zeichen, denn dort steht ein Ton 音 unter dem Tor 門 und soll »Dunkelheit« bedeuten. Ich las Celans Gedicht *Von Dunkel zu Dunkel*, als könnte ich dadurch die Entstehung dieses Zeichens besser verstehen.

Von Dunkel zu Dunkel

Du schlugst die Augen auf – ich seh mein Dunkel leben.
 Ich seh ihm auf den Grund:
 auch da ists mein und lebt.

Setzt solches über? Und erwacht dabei?
 Wes Licht folgt auf dem Fuß mir,
 dass sich ein Ferge fand?

Nach der Lektüre des Gedichtes erkläre ich mir das rätselhafte Schriftzeichen 闇 folgendermaßen: Das sprachlich nicht Darstellbare, das »Dunkel«, befindet sich vermutlich hinter dem Tor, aber man kann nicht durch das Tor blicken, weil ein Ton ihm im Weg (d.h. direkt unter dem Tor) steht. Gleichzeitig fürchtet

man, dass man überhaupt keinen Zugang mehr zu dem Dunkel haben könnte, wenn es keinen Ton mehr gäbe. Der Ton stopft das Tor zu, aber er ist auch das Medium, das diese Seite des Tors mit der anderen verbindet. Man muss ihn hören, dann verhindert er nicht die Sicht.

Das Gedicht *Von Dunkel zu Dunkel*, besonders die Frage »Setzt solches über?« lädt mich ein, über die Entstehung eines Gedichtes und seiner Übersetzung weiter nachzudenken. In der ersten Strophe blickt eine Übersetzung, die noch nicht existiert, auf den Dichter (»Du schlugst die Augen auf«), und er spürt das »Dunkel« in sich selbst. Damit wird die Dichtung in Gang gesetzt. In der zweiten Strophe geht es um die Suche nach einer Übersetzung. Es wird gefragt, ob solches (Dunkel) überhaupt hinübersetzt (übersetzt) werden kann und ob es dabei erwacht. Es ist eine schöne Vorstellung, dass etwas durch die Übersetzung erwachen kann. Bis der Übersetzer (»Ferge«) gefunden wird, steht der Autor orientierungslos, einsam und unsicher da. Er fragt sich: »Wes Licht folgt auf dem Fuß mir, dass sich ein Ferge fand?«

Es ist schön, dass es offen bleibt, wann der Arbeitsprozess des Schreibens beginnt und wann er vollendet ist. Vielleicht dauert dieser Prozess so lange, bis das Gedicht in die letzte Sprache übersetzt ist.

Auf jeden Fall ist es ein Wunder, dass Celan ohne Hilfe eines Lexikons chinesischer Schriftzeichen *Sieben Rosen später* geschrieben hat. Das sind genau sieben unterschiedliche Schriftzeichen mit dem Radikal »Tor«, die in der Übersetzung verwendet werden: 闕 (Schwelle), 門 (Tor), 聞 (Hören), 開 (Sich auf-tun), 間 (Zwischenraum), 閃 (Leuchten), 闇 (Dunkel). Das entspricht den sieben Rosen oder den sieben Stunden; die magische Zahl, auf die immer wieder angespielt wird. Die »sieben Rosen« drücken einen Zeitraum aus, wie man an dem Ausdruck »sieben Rosen später« sieht. Bei der Lektüre öffnet sich jede Rose wie ein Schriftzeichen, wie ein Tor oder wie ein Zwischenraum.

Das Radikal »Tor« ist das sichtbare Element in dieser Übersetzung, das zeigt, warum sie als Literatur wirksam ist. Die Übersetzung ist nicht Abbild des Originals, sondern in ihr bekommt eine Bedeutung des Originals einen neuen Körper (in diesem Fall nicht einen Klangkörper, sondern einen Schriftkörper). Walter Benjamin schreibt:

Übersetzbarkeit eignet gewissen Werken wesentlich – das heißt nicht, ihre Übersetzung ist wesentlich für sie selbst, sondern will besagen, dass eine bestimmte Bedeutung, die dem Original innewohnt, sich in ihrer Übersetzbarkeit äußere.

Forum

Title: ›Explaining‹ *Gangnam Style*. A Contribution to German-Korean Understanding

Keywords: Gangnam Style; Psy (Park Jae-Sang, 1977–); K-Pop; Korea; youth culture

Gangnam Style ›erklärt‹

Ein Beitrag zur deutsch-koreanischen Verständigung

KLAUS H. KIEFER

für Bog-Za

K-POP UND PSY

Gangnam Style pfeifen mittlerweile nicht nur die Spatzen vom Dach; *YouTube* zeigte bereits mehrere Papageien, die verbal und nonverbal – durch rhythmische Wippen auf der Stange – den lustigen Song imitieren.

K-Pop ist schon seit geraumer Zeit ein (süd-)koreanischer Exportschlager neben Computern, Kühlschränken, Autos, Containerschiffen und vielem anderen mehr. *Psy*, ausgesprochen ›Sai‹ (von engl. ›psycho‹) und mit bürgerlichem Namen Park Jae-Sang (*1977),² schlägt jedoch seit Juli 2012 alle Rekorde in der Musikbranche.³ Ohne Zweifel haben die unterschiedlichsten Mediatoren und Multiplikatoren der Kulturindustrie zu diesem weltweiten Erfolg beigetragen:

1 | Prof. Kim Jeong-Yong von der *Seoul National University* danke ich für zahlreiche Informationen und Anregungen. Der am 7. Februar 2013 an der Ludwig-Maximilians-Universität München gehaltene und für die *ZiG* überarbeitete Vortrag richtete sich an Publikum, das sich nicht unbedingt mit *K-Pop* und koreanischer Sprache und Kultur auskannte. An der Übersetzung am Ende dieses Beitrags), die so wörtlich wie möglich am Original bleiben sollte – wenn das angesichts der Grundverschiedenheit der beiden Sprachsysteme überhaupt möglich war –, wirkte Shin Hyuijae mit. Sie gab mir auch viele Tipps zur koreanischen Jugendkultur. Wolfgang Delseit lektorierte kritisch und kreativ.

2 | Vgl. [Art.] *Psy*. In Korea wird der Familienname vorangestellt. Der Raptext stammt von Yoo Gun-Hyung in Zusammenarbeit mit *Psy*.

3 | Vgl. [Art.] *Gangnam Style*. Den Rapsong kann man als MP3-Datei zum Download käuflich erwerben, auch als Karaoke; das Musikvideo ist im Internet mehrfach kopiert, z.B. *Psy: Gangnam Style [Video]*; zu *Psy: Gangnam Style [Video mit deutschen Untertiteln]* vgl. meine Übersetzung am Ende des Beitrags. Eine im Internet kursierende deutsche Nachdichtung ist fehlerhaft, s. *Psy: Oppa [sic!] Gangnam Stil*. Auf die Wiedergabe der koreanischen (Laut- und Silben-)Schrift (= Hangul; s. Haarmann 1990: 355ff.) in lateinischer Transkription verzichte ich, da Koreaner und erst recht Nicht-Koreaner diese ›romanization‹, die auf das ohnehin vertrackte englische Laut- und Schriftsystem zurückgreift und die sich als Beigabe zu englischen Übersetzungen im Internet findet,

YouTube, Talk Shows, Blogs und was es nicht alles gibt. Warum Psy mit *Gangnam Style* ein so großer – und vermutlich einmaliger – Wurf gelang, wo er doch nur »as ridiculous as possible« (Psy 2012)⁴ sein wollte, harrt nach wie vor der Erklärung.⁵ Verblüffend dabei ist, dass kaum jemand den Song-, genauer: den Raptext versteht – mit Ausnahme natürlich der Koreaner,⁶ aber auch nicht aller. Wirklich erhellend wirken auch nicht die Videosequenzen, die den Rap in bunter Folge eher begleiten, als ihn Schritt für Schritt zu kommentieren. Sie erzählen eine andere Geschichte als der Text. Zur Auflösung dieser Paradoxie weiter unten Genaueres.

Die musikalische Komposition werde ich im Folgenden wohlweislich nur am Rande behandeln. »Singe, wem Gesang gegeben«, tönte Ludwig Uhland um 1813. Das Dichterwort hat noch nichts an Bedeutung verloren, jedenfalls was mich betrifft. Bleibt noch der innovative Tanzschritt zur Erklärung des Massenphänomens? Aber auch der koreanische Reiteranz oder Pferdetanz (»horse riding dance«, so Psy selber) ist so absonderlich wie Michael Jacksons *Moonwalk* oder der französische *Ententanz* (Cancan) im *Moulin Rouge* (vgl. Kiefer 2012). Das hochtechnifizierte Korea ist gewiss keine Reiteration; allerdings gibt es in Seoul drei Reiterstadien. Ich wette aber fast, dass Psy ebenso selten im Sattel saß, wie Michael Jackson auf dem Mond spazierte.

Wie soll man nun verstehen, dass im Lande von *Hyundai, Samsung, KIA & Co.* ein *per pedes* durch die Welt galoppierender Rapper Erfolg hat? Und wie soll man verstehen, dass auf der ganzen Welt junge Menschen zusammen laufen – man nennt das »Flashmob« –, um auf einem imaginären Steckenpferd den *Gangnam Style* zu zelebrieren. *Marching Bands* US-amerikanischer Universitäten pauken und trompeten ihn, Gefängnisinsassen auf den Philippinen werden damit therapiert (von Psy persönlich). Ein »quasi-religiöses« Phänomen, meint der Philosoph Slavoj Žižek (2012), der am 16. Oktober 2012 bei einem Vortrag über Buddhismus an der Universität Vermont einen kritischen, aber wenig verständnisvollen Exkurs zum *Gangnam Style* unternahm. Was mir ideologieverdächtig wirkt, ist eher die Erleichterung, die viele Interpreten an den Tag legen, dass es sich bei Psys Rap (*nur*) um eine Parodie handle.⁷ Durch die ironische Distanz

nur nach längerem Herumrätseln lesen können. Ein paar wichtige Wörter gebe ich so wieder, dass sie Deutsche aussprechen können.

4 | Vor Psy sprachen im *Union Club* der Universität Oxford u.a. der Dalai Lama und Mutter Theresa.

5 | Die Gattungsbezeichnung meines Vortrags spielt ironisch auf so »pragmatische« Titel an wie z.B. *Heidegger explained*.

6 | Psy, der sehr gut Englisch spricht und wohl auch (mehr als nur »hey sexy lady«, und »you know what I'm saying«) singen könnte, erweist sich in seiner Oxforder Rede (Psy 2012) als ein durchaus reflektierter Patriot, der den Wert der Muttersprache zu schätzen weiß.

7 | Diese angebliche Parodie wiederum hat unzählige, zum größten Teil ziemlich einfältige Parodien erzeugt, auf deren Nachweise ich hier im Einzelnen verzichte: Gandalf-, Gunmen- und Obama-Style, selbst den Gaza-Style (ohne Frauen) usw.; es gibt Hitler-, Kim-Jong-Il- und Kim-Jong-Un-Adaptationen usw. Eine *Gangnam-Style-Inter-*

werde die »guilty pleasure« (N.N. 2013a),⁸ d.h. das zweifelhafte Vergnügen an einem minderwertigen Produkt der Spaß- und Konsumgesellschaft gesüht. Ich jedenfalls nehme den Spaß an *Gangnam Style* ganz ernst – so wie die *Rolling Stones* (2012) einst bekannten: »It's only Rock 'n' Roll, but I like it.« Oder, wenn Sie es etwas klassischer wollen: »Greift nur hinein ins volle Menschenleben! [...] Und wo ihr's packt, da ist's interessant.« (Goethe 1986: 539)

TEXT UND BILD

Um plausibel zu machen, was ich im Folgenden biete, fiel mir der von Hugo Kuhn (1973: 3) geprägte Begriff »Strukturerzählung« ein, eine narrative Form der Strukturanalyse.⁹ In diesem Sinne werde ich also nacheinander zwei Erzählstränge referieren, die in unserem Gesamtkunstwerk parallel laufen und sich dann am Ende doch in die ›Quere‹ kommen. Man könnte sagen: Es handelt sich um Ideen, Wünsche, Postulate auf dem Weg zu ihrer Verwirklichung. Doch zunächst die Filmhandlung, soweit sie aus der Bilder- und Szenenfolge zu erschließen ist.

FILMHANDLUNG

Zu Beginn befindet sich der Held, personifiziert durch Psy (aber natürlich nicht mit ihm identisch), in derselben Lage wie der jüngste Müllerssohn (Brüder Grimm 2009b: 819)¹⁰ aus dem *Gestiefelten Kater* – man würde sie heute ›prekär‹ nennen. Wie im Märchen ist der Held freilich ein Pseudo-, man könnte hier sagen: ein *Psydoheld*.¹¹ Im Liegestuhl auf einem Kinderspielfeld (also keineswegs ›weich‹ gebettet, etwa in einer luxuriösen Wellnessoase Gangnams) döst er, eine Cola neben sich,¹² vor sich hin, bis ihn eine Art Erleuchtung durchfährt:

pretation des chinesischen Künstlers Ai Wei Wei (mit Handschellen) wurde von Staats wegen gelöscht.

8 | Der Anonymus irrt, dass der Songtext »extrem vulgär« sei, da er offenbar nur die freie bzw. fehlerhafte Nachdichtung (s. Anm. 3) zur Kenntnis genommen hat.

9 | Zur Methodik vgl. auch die Ausführungen weiter unten mit Hinweis auf Barthes 1964, Jakobson 1989 u. Matthes 2003.

10 | Es geht hier nicht um Einflussforschung, aber *Grimms Märchen* sind auf jeden Fall in Korea bekannt.

11 | Das Mangelhafte fällt nur im Kontrast mit dem unsäglichem Reichtum Gangnams auf, dessen der Held nicht teilhaftig ist. Allerdings ist in Gangnam auch nicht mehr alles Gold, was glänzt. Viele Wohnungs- und Hausbesitzer haben sich überschuldet (in Korea muss man Wohnungen und Häuser kaufen; Mietwohnungen sind selten), die man jetzt nur noch »house poor« nennt.

12 | In einer anderen Aufnahme nur ein Glas Wasser. Auch wechselt Psy häufig die Garderobe, insbesondere das Jackett: blau, schwarz, weiß usw. Blau ist das Jackett

»Oppan Gangnam Style« (s. Abb. 1). Dieses »Erweckungserlebnis« ist wie bei Goethe ästhetisch konnotiert.¹³

Abb. 1



Die junge Frau neben ihm ist seine Muse, die ihn zwar nicht küsst, aber sein »kreisendes« Haupt mit einem Fächer bewedelt, der auf seinen Erfolg vorausdeutet; zu sehen: sein stilisiertes Konterfei, wie auf dem Werbebanner, den ein Flugzeug im selben Augenblick über den Himmel zieht (und alles spiegelt sich in Psys Sonnenbrille). Hier liest man »Gangnam Style« – ironisch! – verkehrt herum. Aber warum spielt die Szene gerade auf einem »Kinderspielplatz«? Hier gibt es einen kleinen Helfer-Genius, einen tanzenden Putto,¹⁴ der die kindliche Kreativität personifiziert, das Kind im Manne, das »spielen« will ... (vgl. Nietzsche 1980b: 85).

Der Gangnam-Distrikt ist seit 20 Jahren ein solcher »Spielplatz«; konkret er ist – viele wissen es nicht oder wussten es »before Psy« nicht – Seouls Zentrum des Geschäftslebens, aber auch des Vergnügens (s. Abb. 2),¹⁵ ein Viertel der unbegrenzten Möglichkeiten, das koreanische »Mahagonny«, in dem es, so Bertolt Brecht (1988b: 381), ein Kapitalverbrechen ist, kein Geld zu haben.¹⁶

Uncle Sams, blau aber auch Werthers Frack (vgl. Goethe 1987b: 262 u. 298). Da der Firmengründer des allen Koreanern bekannten Lotte-Konzerns, Shin Kyuk-Ho, ein Goethe-Verehrer ist und die Firma nach Werthers Lotte benannte, *könnte* hier eine Verbindung bestehen. Filmfehler (engl. »goof«) sind im *Gangnam*-Video so häufig, dass der fröhliche Dilettantismus nach Absicht aussieht. Aus (scheinbarer) »Nachlässigkeit« wird dadaistisches Spiel.

13 | Zum »Erweckungserlebnis« (das in Europa seine Ursprünge im Pietismus hat – eine spätere Säkularisation nicht ausgeschlossen) s. Kiefer 1978: 12 u.ö.

14 | S. Anm. 50. Zu »Putto« (ital. = Knäblein) vgl. Cupido in Abb. 5.

15 | Natürlich lässt sich ein Mythos nur schwer fotografieren. Allgemein vgl. Hess-Lüttich 2009 u. Hess-Lüttich u.a. (Hg.) 2011.

16 | Der Gangnam-(irr-)relevante Teil findet sich ca. ab der 35. Minute.

Abb. 2



»Oppan« wiederum bedeutet »älterer Bruder«. Im Koreanischen werden soziale bzw. familiäre Hierarchien eigens lexikalisiert; man kann also einen (wenig) älteren Fremden oder auch Freund vertraulich als »Oppan« anreden.¹⁷ Das grammatikalisch offene »Oppan Gangnam Style« fungiert zunächst als Sprechakt, d.h. hier als Imperativ, ähnlich wie Buster Keatons *Go West!* (1925), eine Parodie des sicher auch Psy bekannten *Uncle Sam wants you ...* (vgl. Abb. 3 u. 4),¹⁸ oder noch besser: Franz Josef Degenhardts »Geh doch in die Oberstadt / Mach's wie deine [älteren] Brüder!« (*Spiel nicht mit den Schmutzkindern*, 1965) Also finde dein Glück in Gangnam! Das topografische Profil von ›Gangnam‹ ist das von ›unten‹ und ›oben‹ bzw. von ›Realität‹ und ›Mythos‹. Vom Einen zum Anderen führt der Aufstieg bzw. die Verwirklichung. Was nach dem anfänglichen Erweckungserlebnis folgt, kann sowohl als Tagtraum¹⁹ als auch als (fingierte) ›Realität‹ verstanden werden.

17 | ›Oppa + n‹ ist Nominativ, die Assoziation mit dt. ›Opa‹ (Großvater) ist rein zufällig. Der Ausdruck kann auch, von einer jungen Frau ausgesprochen, ›Darling‹ oder Ähnliches bedeuten. Im Deutschen vergleichbar ist lediglich das kanaksprachliche ›Alder‹: »He Alder, hassu Ei-Pott bei?« (zit n. Hübner 2013). In Wikipedia wird mit der Übersetzung ›Alter Bruder‹ eine falsche Vorstellung geweckt. Eine jüngere Frau spricht eine (etwas) ältere mit ›ältere Schwester‹ an (kor. ›onji‹); vgl. Anm. 52.

18 | Der geradewegs zum Topos gewordene ›pointing finger‹ unterstreicht ikonisch, dass sich die neutrale Aussage in einen Imperativ verwandelt, akustisch verstärkt durch den Kommandoton; vgl. Abb. 1, wo die Geste (links oben im Bild) schon angedeutet ist. – Keaton parodiert Horace Greeleys Slogan »Go West, Young Man, Go West« (1865); vgl. Greeleys Standbild im Film mit ›wegweisender‹ Geste.

19 | Völlig als »Männerphantasie« erscheint *nur* – auch hier irrt die *Süddeutsche Zeitung* – die Szene im ›Windkanal‹, wo sich der Möchtegern-Casanova mit zwei jungen Frauen im Arm im (symbolisch-widrigen) Gegenwind produziert (vgl. N.N. 2013a). Diese beiden sind im Unterschied zu der später gefundenen ›Einzig‹ neutral stilisiert, also eher Phantasiefiguren.

Abb. 3



Die syntaktische Äquivalenz lässt aber auch andere Lesarten zu: Eine zweite wäre: »Gangnam« als »Oppan« ist der »Big Brother«, ²⁰ der über den ›Style‹ des gesellschaftlichen Lebens wacht; anders gesagt: »Gangnam« ist der Mythos, der die ›obersten Werte‹ ²¹ repräsentiert. Und so macht sich denn unser Held auf den Weg. Die Aventure, die Psy-Orpheus in die ›Oberwelt‹ ²² führt, beginnt nicht zufällig in einer Reithalle, wo Seouls *Upperclass* dem kostspieligen Hobby des Reitens nachgeht. Da der Held aber selber kein Pferd hat bzw. sich keines

20 | George Orwells *Nineteen Eighty-Four* ist nicht ins Koreanische übersetzt; man gebraucht den Ausdruck ›Big Brother‹ quasi als Internationalismus und würde ihn vermutlich in einer Übersetzung so stehen lassen.

21 | Dies ein Begriff Friedrich Nietzsches (1980a: 633): »Der Mensch [...], der die obersten Werthmaasse seiner Zeit selbst in Sicht bekommen will, hat dazu vorerst nöthig, diese Zeit in sich selbst zu ›überwinden‹ – es ist die Probe seiner Kraft – und folglich nicht nur seine Zeit, sondern auch seinen bisherigen Widerwillen und Widerspruch *gegen* diese Zeit, sein Leiden an dieser Zeit [...]«

22 | Vgl. Jacques Offenbach: Orpheus in der Unterwelt (»Orphée aux Enfers«).

Abb. 4



leisten kann, erfindet er sich eines – in Form eines Pferde- oder Reitertanzes!²³ Anders ist diese Metamorphose nicht zu verstehen; sie ist der Schlüssel zum Ganzen.²⁴ Psy mutiert zum postmodernen Kentaur (vgl. Abb. 5). Seine Erfindung ist in der Rhetorik als Synekdoche bekannt: ›galoppierender Reiter‹ statt ›Ross und Reiter‹ (s. Abb. 6).

Wie im Kinderspiel genügen Psy einige Andeutungen,²⁵ die etwas ungewöhnlich gekreuzten Handgelenke, die Zügel halten (sollen), und der galoppierende Gang. Nicht zu vergessen: das Lassoschwingen, das wie der ›pointing finger‹ *Uncle Sams* ein Amerika-Import zu sein scheint,²⁶ denn in Korea gibt es keine Cowboys. Das Lassoschwingen als Geste hat auf jeden Fall etwas

23 | So wie das arme Schulmeisterlein Maria Wuz, das bei Jean Paul die Bücher selber schreibt, die es sich nicht kaufen kann (s. Jean Paul 1960: 425f.) Der *Pars-pro-Toto*-Witz ist – naheliegend – einer Gruppe von Jockeys aufgefallen, die in voller Montur, aber ohne Pferd ihre Reitkünste zeigen (s. [Jockey-Parodie]). Eine Verbindung des Tieranzes mit dem noch heute praktizierten koreanischen Schamanismus wäre wohl an den Haaren herbeigezogen.

24 | Man beachte, dass Psy erst nach einigen normalen Schritten im Stall (die Pferde stehen!) in den typischen Galopp findet: Gangnams ›heiliger Geist‹ ist über ihn gekommen (exakt in Abb. 6), und von da an hoppelt er durch die Stadt. Der Transfer macht aus der Not eine Tugend. Solche Zeichenmetamorphosen untersucht allgemein Rudi Keller (1995: 150ff.). In unserem Fall zieht der allmächtige ›Interpretant‹ ›Gangnam‹ das ›Sympton‹ einer natürlichen Bewegung (des Pferdes) in den körpersprachlichen Bereich (des Menschen) hinüber, wo es zum ›Hippo-Hypoikon‹ wird, eben zu einem künstlichen (Pferde-)Tanzschritt. Dieser wiederum repräsentiert *pars pro toto* (und ersatzweise) ›Pferdebesitz‹ als ›Symbol‹ für Luxus.

25 | Zum Spiel s. allgemein Anz/Kaulen 2009.

26 | Psy hat einige Jahre in USA Musik studiert; einem Interview zufolge scheint er das Studium allerdings nicht sehr ernst genommen zu haben.

Abb. 5

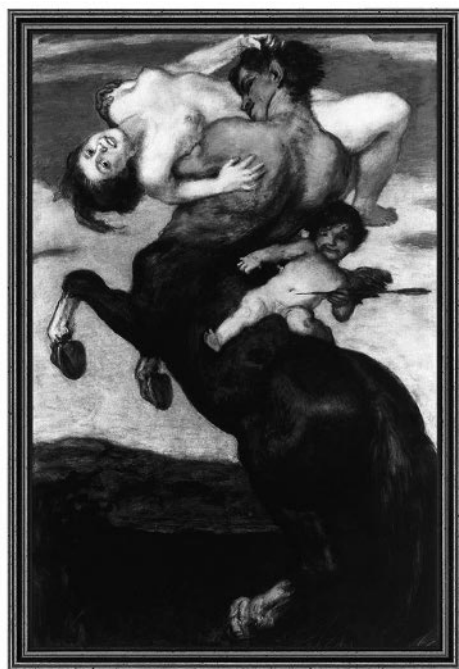


Abb. 6



›Eroberndes‹ an sich: Der Cowboy fängt die Kuh, biblisch gesprochen (1 Mos 1,28): Er macht sich die Erde, die Welt untertan, und zu dieser Welt gehört für den Mann wesentlich die Frau: »Vrô [Frau] Welt«, die Gleichung hat schon Walther von der Vogelweide (1971: 102) bedichtet.²⁷

Es ist freilich gut, dass auch die *Gangnam-Style*-Tänzerinnen das Seil schwingen dürfen: Männerfang! Die Lasso-Offensive bedeutet also generell: Die Welt gehört mir! »So ist die Jugend«, würde Mynona (1985: 121) spötteln, um fortzufahren: »Helf' ihr Gott! Ich pruste.« – was sich *notabene* auf »Puste« reimt.²⁸ Solchermaßen gerüstet, präsentiert sich der Held freilich mehr oder weniger glücklich in verschiedenen Situationen, die alle davon zeugen, dass er zumindest *nicht voll* bzw. *noch nicht* zu Gangnam und seinem fabulösen Lebensstil gehört. Neben landeskundlichen Zitaten aus dem Stadtleben Seouls (der Bus, die Hochhaussiedlung, der *Trade Tower*, die Autobahnbrücke, die Brücke über den Han-Fluss, die im Park Go-spielenden Senioren, die Sauna usw.) – die Ausländer in ihrer Authentizität gar nicht erkennen²⁹ – gibt es vor allem eine Szene, nun in einer Tiefgarage, die die archetypische Notlage des Märchenhelden³⁰ voll zum Ausdruck bringt. Mit einem *à la mode* gekleideten (kanariengelber Anzug) und (Adidas-)beschuhten jungen Mann, der in einem roten *Mercedes*-Cabrio anfährt, einem *SLK 200 BlueEfficiency*,³¹ – alles deutsche Wertarbeit – konkurriert er in seinem Tanzstil (s. Abb. 7), aber der andere ›zeigt es ihm‹ und rauscht triumphierend in seinem *Sportscar* ab.³²

27 | Die Bedeutung der Personifikation ist bei Walther oder im Barock natürlich eine andere als in *Gangnam Style*.

28 | Auch Psy prustet in der Eingangsszene seine Cola oder (eher) sein Wasser in die Luft.

29 | Die meisten Aufnahmen stammen gar nicht aus dem Gangnam-Distrikt; sicher gehört hierher nur das *Korea World Trade Center* oder kurz: der *Trade Tower* (mit seiner riesigen *Coex Mall*, durch die täglich 100 000 Menschen passieren, s. [Art.] *Trade Tower*; die Tanzszene mit der Lichtershow ist im *ASEM Tower* gedreht; s. [Art.] *Asem Tower*.

30 | Vgl. Propp 1975: 39. Die »Mangelsituation« ist vor allem gekennzeichnet durch eine fehlende Braut. Auch die Kentauren sind immer auf der Jagd nach Frauen, Nymphen und dergleichen; vgl. Abb. 5.

31 | Der Wagen wurde Psy seitens Mercedes-Benz Korea zur Verfügung gestellt. Er kostet in Deutschland je nach Ausstattung ab 38 675,00 €, in Korea sicher weit mehr. Diese Informationen verdanke ich Dominika Brodrick, Daimler AG, Product Placement, BC/MB - Branded Entertainment (Mail vom 29. Januar 2013). Der Chef der Daimler AG Dieter Zetsche, der den überraschenden Werbeeffekt erfreut zur Kenntnis nahm, litt einer Mitteilung der *Süddeutschen Zeitung* (N.N. 2013b) zufolge noch lange unter dem *Gangnam-Style*-Ohrwurm.

32 | Diese aussagekräftige Szene wird, allerdings unmotiviert, am Ende wiederholt; ebenso die ›pointing finger‹-Szene.

Abb. 7



Der arme Psy hat weder Pferd noch Wagen; dennoch findet er unmittelbar nach der jämmerlichen Niederlage sein Glück.

Das Stationendrama kulminiert nämlich in der erotischen Begegnung (s. Abb. 8) mit einer rot-erblondeten jungen Frau³³ in der Seouler U-Bahn (auch dies kein typischer Gangnam-Treff – hier wäre eher an eine VIP-Lounge oder -Bar zu denken), aber bevor die beiden, anders als angekündigt, »bis zum Ende« gehen (s. Abb. 9), rückt, ja rüttelt das Video die Handlung wieder »zurecht« – der Dezenz des jugendfreien Videos geschuldet und der koreanischen Etikette.

Abb. 8



33 | Da alle Koreanerinnen schwarzbraunes Haar haben, ist das Haar der Auserwählten modisch gefärbt. Das koreanische »Fräuleinwunder« verdankt sich auch Schönheitsoperationen wie der Augenvergrößerung, die junge Frauen z.B. zum Abitur geschenkt bekommen. Die meisten (weiblichen) Stars und Sternchen, so auch die Tänzerin, haben diese Operation über sich ergehen lassen.

Abb. 9



Dem Text zufolge muss die Idealfrau in der Öffentlichkeit Anstandsregeln einhalten, und wie Psy in seiner Oxforder Rede bekennt, hat das koreanische Publikum dem Künstler gegenüber durchaus ›moral expectations‹. Wie der Wunsch nach Reichtum (*Pars pro Toto*: Pferdesport) wird auch das erotische Verlangen in den Tanz verschoben; dem ›coitus interruptus‹³⁴ folgt wieder eine Tanzszene als Ersatz (s. Abb. 10). Man könnte auch sagen: Gier und Trieb werden im Tanz ›verstaubt‹, und das erklärt auch die Wucht der Entladung, wenn sich dieser ›Staub‹ löst...

Abb. 10



TEXTHANDLUNG

Die bildlich demonstrierte Handlungssequenz deckt sich, wie schon bemerkt, nur minimal mit der sprachlichen Abfolge; die Musik folgt ohnehin ihren eige-

34 | Lat. ›coitus interruptus‹ = wörtlich: ›unterbrochenes Zusammengehen‹.

nen Gesetzen. Genauer gesagt, im Text gibt es gar keine ›narratio‹, sondern nur zwei aufeinander folgende ›descriptiones‹: Personenbeschreibungen. Dem sich entfaltenden ›pursuit of happiness‹³⁵ steht im gesprochenen Text von Anfang an das Wunschbild einer Partnerin gegenüber, ein Tugendkatalog, mehrfach unterbrochen durch Lockrufe wie: »Eh – Sexy Lady!« oder »Hey, du, ja, du!«, Ersteres international verständliche, Letzteres koreanische ›Anmache‹, die aber im Grunde jede Hörerin/Tänzerin auf sich beziehen kann. Auch das mehrfach wiederholte Kompliment »So schön, so lieb« ist zu erwähnen – »Ja, wer wär's nicht gern?« (Brecht 1988a: 262) Es ist also das alte Lied in koreanischer Fassung, mit Friedrich Dürrenmatt (1955) zu sprechen: Koreaner sucht Koreanerin.³⁶ Der Held hat diesbezüglich nämlich sehr bestimmte, weil koreanische Vorstellungen, die er in zwei Strophen ausbreitet. Diese durchaus konventionellen Vorstellungen sind allerdings voll vom Gangnam-Prinzip infiltriert: Tagsüber soll sie, bitteschön, anständig arbeiten – in Gangnam etwa als Bürokraft, *Go-go-Girl*³⁷ oder was auch immer –, nachts aber soll ihr Herz ›erglühen‹:

[I]

Eine Frau, die tagsüber menschliche Wärme zeigt,
Eine Frau mit Klasse, die die Ruhe bei einer Tasse Kaffee zu schätzen weiß,
Eine Frau, deren Herz heiß wird, wenn die Nacht kommt,
Eine Frau, die sich zu verwandeln versteht.³⁸

[III]

Eine Frau, die ruhig aussieht, aber wenn sie spielt, richtig spielt,
Eine Frau, die ihre Haare löst, wenn der richtige Zeitpunkt kommt,
Eine Frau, die, obwohl sie anständig angezogen ist, schärfer aussieht als halbnackt,
So eine sensible Frau!³⁹

Erst in der Begegnung mit der rotblonden Schönheit in der U-Bahn holt die Handlung die bereits ausgesprochenen Desiderata wieder ein, kreuzt die ›Brautschau‹ mit ihren erotischen und moralischen Postulaten die konkrete Erlebniskette des bis dato nicht gerade glücklichen Hans.⁴⁰ Zweigeteilt zwischen

35 | Der Ausdruck, der sich in der *United States Declaration of Independence* findet, geht vermutlich zurück auf John Locke (1974: I, 219). Hier wäre über den Grad der Amerikanisierung Südkoreas nachzudenken.

36 | Ich adaptiere hier nur den Titel von Dürrenmatts *Griechen sucht Griechin*.

37 | Natürlich arbeiten *Go-go Girls* eher nachts, aber da sie an der U-Bahn-Haltestange zumindest semiprofessionell tanzt, muss sie eine entsprechende Vorbildung haben. Man sieht natürlich in der U-Bahn nicht, ob es draußen Tag oder Nacht ist.

38 | Strophe I und III reimen auf »jodja« = »Frau«.

39 | Dieses ›sensibel‹, ein englisches Fremdwort im Koreanischen, ist ein Übersetzerischer Notbehelf; es meint weniger das Empfindsame als das Verständige: Jemand tut das Passende; aber auch ein hübsches passendes Geschenk ist (engl.) ›sensible‹.

40 | Die Handlung ist nicht so streng komponiert wie im Märchen mit dem consequenten Abstieg (Deszensus) des Helden (vgl. Brüder Grimm 2009a: 388–393), aber alles,

Arbeitsethik und Sexualtrieb wie sein weibliches Ideal *outet* sich auch der Held selbst als ›stilles Wasser‹, das bekanntlich ›tief‹ ist.

[II]

Ich bin ein Kerl,
Ein Kerl, der tagsüber so warm ist wie du,
Ein Kerl, der seinen Kaffee in einem Zug austrinkt, bevor er kalt wird,
Ein Kerl, dessen Herz platzt, wenn die Nacht kommt,
So ein Kerl bin ich.⁴¹

[IV]

Ich bin ein Kerl,
Ein Kerl, der ruhig scheint, aber richtig spielt, wenn er spielt,
Ein Kerl, der völlig verrückt wird, wenn der richtige Zeitpunkt kommt,
Ein Kerl, dessen Ideen markanter sind als seine Muskeln,⁴²
So ein Kerl bin ich.

Still werkelt der subalterne Held des Tags am koreanischen Bruttosozialprodukt, um dann nach Dienstschluss privatim zu explodieren; man kennt das Phänomen etwa aus *Saturday Night Fever* (mit John Travolta, 1977; die meisten Gangnam-Style-Tänzerinnen und -Tänzer waren damals noch gar nicht geboren). Diese ›Verwandlung‹ (Str. [I], V. 4) von ›Tag‹ zu ›Nacht‹, von ›kühl‹ zu ›heiß‹, von ›Stress‹ zu ›Sex‹, das ist Gangnam-Style. Frei nach Goethe (1988: 864) könnte man formulieren: »Tages Arbeit, abends Feste ...« Die (koreanische) »sexy lady« vereint beide Komponenten, Anstand und Leidenschaft, in sich und *switcht* – alles zur rechten Zeit – von einem Kode zum anderen. Das soll aber auch andernorts vorkommen.

Um seinen Minderwertigkeitskomplex zu kompensieren, den er in ein altes koreanisches Sprichwort kleidet: »Über dem ›rennenden‹ Mann ist immer noch ein ›fliegender‹ Mann«,⁴³ schlüpft er selber in die Rolle des »Oppan«,

was der Pseudoheld (Psy) tut, spielt nicht in der ›obersten Liga‹: Er hat kein Pferd, in der Sauna nickt er ein (und kuschelt sich in seinen Träumen versehentlich an seinen finster dreinschauenden Nachbarn), beim Tanz in der Tiefgarage kann er nicht mithalten, er besitzt kein Auto, sein Motorboot ist keine Luxusjacht, er trifft seine Traumfrau in der U-Bahn usw.

41 | Str. II und IV reimen auf »sanaï« = ›Kerl‹ im Sinne von ›männlichem Typ‹; vgl. Anm. 46.

42 | Das lautmalerische Wortspiel »ultung bultung« kann nur annähernd wiedergegeben werden: Psys Ideen sind ›hervorragender‹ als seine Muskeln.

43 | Die Bedeutung dieses Bescheidenheitstopos ist vermutlich die: Ich gehöre zwar nicht zur obersten Klasse von Gangnams *Society*, aber ich weiß immerhin Bescheid, wobei hier ein ›glissement sémantique‹ zum Erotischen stattfindet: wenigstens *da* – worauf es *jetzt* ankommt – bin ich kompetent. Dabei klingt mit an, dass er dank *Gangnam Style* vom ›älteren Bruder‹ selbst zum ›Überflieger‹ (›fliegenden‹ Mann) wird. Die Aussage, mehr als Muskeln (zum ›Rennen‹), nämlich originelle Ideen (zum ›Fliegen‹) zu

des besserwisserischen »älteren Bruders«, der weiß, wo's lang geht, der »sich auskennt« – das ist die dritte Auslegung des »Oppan Gangnam Style«. Und in der Tat: Im Verhältnis zu den nachgerade minderjährig aussehenden Damen⁴⁴ kann und darf sich der etwas korpulente 35-jährige Psy, der ja den Helden verkörpert, durchaus rechtens als »Oppan« darstellen. Dessen Pakt mit Gangnam, dem »Gott der Stadt« (Heym 1964: 192),⁴⁵ dient einerseits der Heroisierung des Helden, prägt dessen Imponiergehabe, erscheint aber zugleich als ideologische Unterwerfung – das *Understatement* ist so ehrlich wie gelogen:

[V]

»Über dem rennenden Mann ist der fliegende Mann.«

Baby, baby!

Ich bin ein Mann, der sich ein bisschen auskennt.

»Über dem rennenden Mann ist der fliegende Mann.«

Baby, baby!

Ich bin ein Mann, der sich ein bisschen auskennt.

You know what I'm saying?⁴⁶

Wie häufig in der Brautwerbung⁴⁷ ist der Kandidat ein »Angeber«, zumal die Beteuerungen seiner Kompetenz beim Tanz allmählich in die seiner Potenz hinüberspielen. Dank seiner obszönen Gestik (s. Abb. 11) ahnt man, was er meint, und so soll sie, die die Unschuldige, Ahnungslose *spielt*,⁴⁸ ahnen, was er vorhat, wenn er sagt, er kenne sich da »ein bisschen« aus: »You know what I'm saying?« (Str. [V], V. 7)

Zu dieser rhetorischen Frage vergleiche man die Fahrstuhlszene, deren eindeutige Sexsymbolik Psy anstandshalber an eine andere Figur delegiert hat. Die Filmhandlung (die die Umworbene freilich nicht kennt) straft ihn zwar der Lüge, ironisiert ihn, aber diese Negativität wird in Musik und Tanz aufgehoben.

haben, bezieht Psy auch auf sich selber; er weiß, dass er nicht die Figur eines Sportlers oder Tänzers hat.

44 | Traditionsgemäß beginnt in Korea die Zählung des Lebensalters bei der Geburt ohnehin mit eins; man ist bei der Geburt in Korea ein Jahr alt; ist man also z.B. 27, so in »Wirklichkeit« doch nur 26.

45 | Georg Heyms *Gott der Stadt* aus dem Jahr 1910 ist freilich viel dämonischer; zur »participation mythique« vgl. Lévi-Brühl 1951: 68ff.

46 | Strophe V hat das Reimwort »nom« = »Mann«, aber etwas pejorativer als »sanaï«.

47 | Vgl. Dinzelsbacher 1992: 112. »Brautwerbung« besitzt dank anthropologischer Konstanten zu allen Zeiten und in allen Kulturen ähnliche Strukturen: Mangel, Suche, Begegnung, Anrede (»Mein schönes Fräulein, darf ich...«; Goethe 1986: 609), Schönheitspreis, Eigenlob, Paarungswunsch etc.

48 | Das bedeuten die vor der Brust zusammengeführten Zeigefinger. Junge Frauen finden diese Unschuldsbeteuerungen auch schon lächerlich, aber man mache es eben so. Aus sittlichem Zeichen wird erotisches Spiel.

Abb. 11



GESAMTKUNSTWERK

Was ich erzählerisch vorgeführt habe, ist die narrative ›Oberfläche‹ einer klassischen Strukturanalyse à la Roland Barthes: Man nimmt den Text auseinander und setzt ihn wieder so zusammen, dass und damit man sieht, wie er ›funktioniert‹ (vgl. Barthes 1964: 214f.). Ich hoffe, diese Tiefenstruktur schon in meiner Erzählung vermittelt zu haben. Das Musikvideo ist jedoch ein ›Gesamtkunstwerk‹ (vgl. Söring 1997), womit ich neben seiner Multimedialität und interaktiven Performanz auch meine, dass es seine Bauelemente poetisch frei, ›musikalisch‹, disponiert, nicht streng nach der Logik von Anfang und Ende oder Ursache und Wirkung. So klingt z.B. in einer Ouvertüre schon das Motiv an, das sich erst im Laufe der Opernhandlung voll entfaltet. Kein Werk ist dazu verpflichtet, das Geheimnis seiner ›Mache‹ zu enthüllen, sich zu *erklären*. »Bilde, Künstler! Rede nicht!«, fordert Goethe (1987b: 95). Daher *kann* die Erfolgsmusik schon beginnen, bevor überhaupt ihre ›inventio‹ im Pferdestall zu Seoul (und nicht bei Ochs und Esel zu Bethlehem – Psy ist ein Heilsbringer!) gezeigt wird, daher *kann* der Held von sich – als dem Supertypen – und seiner Traumfrau singen, während er noch ganz andere und gar nicht rühmliche Abenteuer besteht und ihr noch nicht einmal begegnet ist.

Der Interpret hat die Aufgabe, die ›Schaltungen‹ zu erkennen, wo die Paradigmata in den Handlungsverlauf, das Syntagma, einrasten und es voranbringen.⁴⁹ Paradigmata sind Wertkomplexe, hier z.B. die Tugenden einer Frau, die Fähigkeiten eines Mannes oder aber die ›Macht und Pracht‹ Gangnams. Wer an dieser Macht partizipiert, hat in Korea – konkret gesprochen – mehr Chancen auf dem Heiratsmarkt. Immer noch werden junge Frauen auf die besten Universitäten geschickt, nur um den erfolversprechenden oder möglichst schon begüterten jungen Mann fürs Leben zu finden. Gemessen an

49 | Vgl. Jakobson 1989: 94: »Die poetische Funktion projiziert das Prinzip der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination.«

dem ungemeinen Luxus Gangnams, ist unser Held samt seiner Braut nicht gerade ein *Underdog* – auch kein ›Top Dog‹ (Widmer 2010) –, sondern durchaus mittelmäßigen Charakters: Er stapelt etwas hoch, und sie ist nicht gerade so gestylt, dass man ihr eine große Karriere prophezeien würde. Das ist schon mal rührend.

Allerdings gilt es zu bedenken, dass Psy selber mit *Gangnam Style* der Tigersprung gelungen ist. Siegesicher feiert er sich in seinem unerwarteten Erfolgsschlag von Anfang an selbst. Er bildet die Spitze einer Pyramide von unzähligen koreanischen Sängern und Tänzern, Sängerinnen und Tänzerinnen, die die Marke ›K-Pop‹ kreiert haben. Das koreanische Fernsehen ist sehr nahe an der Jugendkultur, was meinerseits nicht unbedingt als Kompliment gedacht ist. Der tanzende Junge in der Spielplatzszene z.B. ist in Korea bereits ein wohldressierter Star, *Little Psy*, Hwang Min-Woo mit Namen.⁵⁰ Während die Brüder und Schwestern in Nordkorea super gestylte Parademärsche oder je nach Bedarf Freudentänze/Klagelieder aufführen müssen/wollen/dürfen, exzelliert 50 km jenseits der Landesgrenze der *K-Pop* Südkoreas in der Unterhaltungskunst: im Gesang, vor allem aber auch in der Choreografie. Den lieben langen Tag und die Nacht hopsen unzählige Tanzgruppen mit größtem Elan über den Bildschirm, werden Musikwettbewerbe ausgefochten usw.

Was bemerkt das Publikum, was bemerken die Mitläufer (des Pferdegalopps) von all dem? Nicht viel, zumal wenn man des Koreanischen nicht mächtig ist. Man könnte hier eine reduktive Hermeneutik postulieren oder aber eine Hermeneutik der Universalismen. Beide Konzeptionen können das Argument entkräften, dass ich *Gangnam Style* überinterpretiere. Auch die schlichtesten Gemüter – 1955 (142) hatte Dürrenmatt noch geschrieben: Die Nutzer von »Leihbibliotheken« – verstehen dank der zahlreichen Wiederholungen, dass es hier ein bestimmendes Prinzip gibt, eine Pfeife, nach der man tanzen soll, oder *man tanzt einfach* den Gangnam-Style. Das Ritual reicht (vielen) schon – wie in der katholischen Kirche oder im Islam. Ich belege den Universalismus des Weltschlagers mit zahlreichen Zitaten, die in Psys ironischem ›Kunstmärchen‹ allesamt den Heine-Vers (1968: 91) bestätigen: »Es ist eine alte Geschichte, / Doch bleibt sie immer neu [...]«. Auch die lustigen Figurenkonstellationen und schließlich die Verbindung von Psy und Partnerin in der Schlusszene sind allgemein verständlich.

Wozu da noch die vielen Zitationen und Anspielungen? Nicht zuletzt sollen und können sie ein Werk der Popkultur aufwerten! Kanon und Klischee sind nicht so weit auseinander. Das könnte mutmaßlichen Vertretern der Intelligenz und Hochkultur Berührungängste nehmen. Auch kann es für Koreaner interessant sein, welch reiche Assoziationen ein koreanischer Exportschlag im deutsch-europäischen Weltbild auslöst – ›Feedback‹. Umgekehrt gilt: Wer seine eigene Kultur hinreichend reflektiert und generalisiert, d.h. auf Oberbegriffe bringt, kann auch fremde Kulturen verstehen, die auf der entsprechenden Ebene – die zu fin-

den wäre – vergleichbar sind (vgl. Matthes 2003: 328). Das Fremde rückt so in die Kategorie des Anderen ein, wird zu einer Variante der Weltkultur.

Mitnichten muss Psy seine Komposition völlig durchdacht haben. *Gangnam Style* ist ein Glückstreffer, bei dem sich alles wundersamer Weise zu einem Ganzen rundet. Da der koreanische Pferde- oder Reitertanz jedoch in der Handlung verankert, in einer spezifischen Situation und Lokalität, Gangnam, begründet ist, dürfte seine Übertragung auf andere Themen bzw. seine Generalisierung zu einer Gattung, wie z.B. Walzer oder Rock 'n' Roll, schwer fallen. Das ist der Pferdefuß des *Clickhits*. *Gangnam Style* ist ein verteufeltes Unikat – alle Nachahmungen und Parodien bezeugen dies, weil sie eben den ›genetischen Kode‹ des *Gangnam Style* nicht erfassen, den Kairos seiner Erfindung verpassen.

Wie eingangs schon bemerkt, fehlen mir die Worte, um fachgerecht von der ohne Zweifel mitreißenden Musik zu sprechen, dem hämmernenden Rhythmus usw. Bemerkenswert scheint mir indes, dass Psy eine eindrucksvolle Stimme hat, die dank der Tonalität des Koreanischen, anders als z.B. im Falle anderer asiatischer Sprachen, in der westlichen Hemisphäre gut zu rezipieren ist. Das »Op op op ...« von »Oppan« hat zwar nichts mit dem deutschen »Hoppe, hoppe Reiter« (einem sog. Knieritvers) zu tun, rhythmisiert aber gleichwohl den Pferdegalopp und animiert zum regressiv-kindlich-unschuldigen Vergnügen des Mitmachens: »Infantiltraining« würde es Carl Einstein (zit. n. Kiefer 1994: 480) nennen. ›Kindlichkeit‹ setzt sich seit dem Auftritt von *Little Psy* im Ross-und-Reiter-Spiel des Tanzes isotopisch fort. Während im Hip-Hop meist einzeln getanzt wird, ist Gangnam-Style ein Gruppentanz (mit möglichen Partnertanzeinlagen);⁵¹ d.h. er ermöglicht in der Interaktion mit dem Sänger ein Gemeinschaftserlebnis; daher auch die vielen *Flashmobs* und Großveranstaltungen. In seiner Oxforder Rede betonte Psy, dass er im Unterschied zur bisherigen Pop- oder Rockmusik das Motto »participation instead of exhibition« beherzigt habe. Der Refrain »Eh – Sexy Lady« ist international leicht mitzusingen, ein universaler Brunftschrei, den jeder junge Mann ›drauf‹ hat, und welche Frau möchte heutzutage nicht »sexy« und »lady« sein ...

Ist das Sexismus? Durchweg wird das männliche Imponiergehabe lächerlich gemacht bis hin zu der (albernen) Szene, wo Psy, auf der Toilette sitzend, seine männlichen Qualitäten preist, aber die weiblichen Figuren bleiben gleichwohl Staffage, nachgeordnet. Dennoch ist die Eroberung der Frau das wichtigste, wenn auch nur vordergründige Ziel der männlichen Jugend, weil nämlich die hübsche U-Bahn-Prinzessin lediglich als Verzichtprämie dient, wenn das große Ganze, der Mythos, das Königreich – ›Gangnam‹ – nicht erreicht wird –, so wie sich auch Marilyn Monroe alias Sugar in Billie Wilders *Some Like It Hot* (1959) am Ende damit abfindet, dass es nicht Shell-Junior, sondern wieder nur ein Saxofonist ist. Nur wenigen gelingt der Aufstieg (Aszensus) auf den Olymp – Psy

51 | Neben dem ›Pferdegrundschrift‹ gibt es Aerobic-Einlagen und was ich ein ›Umbalzen‹ der Partnerin nennen möchte, d.h. die Sidesteps aus der Hüfte.

selber hat es geschafft. Der Rest der Zukurzgekommenen singt, schreit und tanzt sich die unterbewusste Frustration vom Leibe und vergisst, dass vor dem Lokal (oder in der Tiefgarage) eben nicht ein rotes *Mercedes-Cabrio* parkt – oder gar ein *Porsche*.⁵² – Und wenn sie nicht gestorben sind, dann hopsen sie morgen noch.

LITERATUR

1. Quellen, Medien und Internetseiten

- [Art.] ASEM Tower. Online unter: http://en.wikipedia.org/wiki/ASEM_Tower [Stand: 15.11.2013].
- [Art.] Gangnam Style. Online unter: http://de.wikipedia.org/wiki/Gangnam_Style [Stand: 15.11.2013].
- [Art.] Psy. Online unter: [http://de.wikipedia.org/wiki/Psy_\(Rapper\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Psy_(Rapper)) [Stand: 15.11.2013].
- [Art.] Trade Tower. Online unter: <http://skyscraperpage.com/cities/?buildingID=250> [Stand: 15.11.2013].
- Brecht, Bertolt (1988a): Die Dreigroschenoper (nach John Gays »The Beggar's Opera«). In: Ders.: Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hg. v. Werner Hecht u.a. Berlin/Weimar/Frankfurt a.M., Bd. 2: Stücke 2, S. 229–322.
- Ders. (1988b): Mahagonny. Songspiel. In: Ders.: Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hg. v. Werner Hecht u.a. Berlin/Weimar/Frankfurt a.M., Bd. 2: Stücke 2, S. 323–392.
- Brüder Grimm (2009a): Hans im Glück. In: Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand. Mit einem Anhang sämtlicher, nicht in allen Auflagen veröffentlichten Märchen v. Heinz Rölleke. Stuttgart, S. 388–393.
- Dies. (2009b): Der gestiefelte Kater. In: Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand. Mit einem Anhang sämtlicher, nicht in allen Auflagen veröffentlichten Märchen v. Heinz Rölleke. Stuttgart, S. 819–824.
- Degenhardt, Franz Josef (1965): Spiel nicht mit den Schmuttelkindern. Online unter: <http://www.magistrix.de/lyrics/Franz%20josef%20Degenhardt/Spiel-Nicht-Mit-Den-Schmuttelkindern-29052.html> [Stand: 15.11.2013].
- Dürrenmatt, Friedrich (1955): Grieche sucht Griechin. Eine Prosakomödie. Frankfurt a.M./Berlin.
- Goethe, Johann Wolfgang (1986): Faust. Eine Tragödie. In: Ders.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. In Zusammenarb. mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller u. Gerhard Sauder hg. v. Karl Richter. München, Bd. 6.1: Weimarer Klassik 1798–1806. Hg. v. Victor Lange, S. 535–673.

52 | Dass es sich im Video um einen *SLK* handelt, ist signifikant. Die jungen aufstrebenden Leute in Gangnam denken über *SLK* oder *Audi TT* kaum hinaus. Ein *Porsche 911* wäre mehr als doppelt so teuer. Er käme der Königskutsche des Märchens gleich; vgl. aber Kiefer 2011: 240.

- Ders. (1987a): Die Leiden des jungen Werthers. In: Ders.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. In Zusammenarb. mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller u. Gerhard Sauder hg. v. Karl Richter. München, Bd. 1.2: Der junge Goethe 1757-1775. Hg. v. Gerhard Sauder, S. 197-299.
- Ders. (1987b): Bilde, Künstler... In: Ders.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. In Zusammenarb. mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller u. Gerhard Sauder hg. v. Karl Richter. München, Bd. 9: Epoche der Wahlverwandtschaften. Hg. v. Christoph Siegrist u.a., S. 95.
- Ders. (1988): Der Schatzgräber. In: Ders.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. In Zusammenarb. mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller u. Gerhard Sauder hg. v. Karl Richter. München, Bd. 4.1: Wirkungen der Französischen Revolution 1791-1797. Hg. v. Reiner Wild, S. 864.
- Heine, Heinrich (1968): Ein Jüngling liebt... («Buch der Lieder» XXXIX). In: Ders.: Sämtliche Schriften. Hg. v. Klaus Briegleb. München, Bd. 1, S. 90f.
- Heym, Georg (1964): Gott der Stadt. In: Ders.: Dichtungen und Schriften. Gesamtausgabe. Hg. v. Karl Ludwig Schneider. München, Bd. 1, S. 192.
- Hübner, Klaus (2013): »He Alder, hassu Ei-Pott bei?« In: Goethe-Institut: Mehrsprachigkeit & Identität; online unter: <http://www.goethe.de/lhr/prj/mac/msp/de1398809.htm> [Stand: 15.11.2013].
- Jean Paul [Richter] (1960): Die unsichtbare Loge. In: Ders.: Werke. Hg. v. Norbert Miller. München, Bd. I/1, S. 7-469.
- [Jockey-Parodie]. Online unter: <http://www.joe.ie/sports/horse-racing/video-this-gangnam-style-spoof-by-some-jockeys-is-either-the-best-or-worst-thing-on-the-internet-00330156-1> [Stand: 15.11.2013].
- Little Psy (= Hwang Min-Woo): »I'am good at anything!« Korea's Got Talent [Video]. In: <http://www.youtube.com/watch?v=8tEFsrc9fDM> [Stand: 15.11.2013].
- Mynona (= Salomo Friedlaender) (1985): 'ne Jungfrau ist ein süßes Stückchen Fleisch ... In: Hartmut Geerken (Hg.): Dich süße Sau nenn ich die Pest von Schmargendorf. Eine Anthologie erotischer Gedichte des Expressionismus, geordnet nach Positionen, Situationen, Körperteilen, Organen und Persionen. München, S. 121.
- Orwell, George (1979): Nineteen Eighty-Four. A Novel. Harmondsworth u.a.
- Psy: Gangnam Style. MP3 Download. Amazon Media.
- Ders.: Gangnam Style [Video]. Online unter: http://www.dailymotion.com/video/xu-5jq6_gangnam-style_lifestyle [Stand: 15.11.2013].
- Ders.: Gangnam Style [Video mit deutschen Untertiteln]. Online unter: http://www.dailymotion.com/video/xs99s8_psy-gangnam-style-german-sub_music [Stand: 15.11.2013].
- Ders.: Oppa [sic!] Gangnam Stil – Auf Deutsch [Übersetzung mit groben Fehlern]. Online unter: <http://www.lyricsreg.com/lyrics/psy/GANGNAM+STYLE+-+AUF+Deutsch> [Stand: 15.11.2013].
- Psy (2012): Rede an der Universität Oxford v. 8. November 2012. Online unter: <http://www.youtube.com/watch?feature=endscreen&v=2f99cTgT5mg&NR=1> [Stand: 15.11.2013].
- The Rolling Stones (2012): It's only Rock 'n' Roll. In: Dies.: Grrr! Greatest Hits, Disc 2, Track 15.

- Walther von der Vogelweide (1971): *Vrô Welt, ir sult dem wirtu sagen ...* In: Ders.: *Gedichte. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung*. Ausgew., übers. u. komm. v. Peter Wapnewski. 7., überarb. Aufl. Frankfurt a.M., S. 102.
- Widmer, Urs (2010): *Top Dogs*. 17. Aufl. Frankfurt a.M.
- Žižek, Slavoj (2012): Rede an der Universität Vermont v. 16. Oktober 2012. Online unter: <http://plus.google.com/1044011216867781166984/posts/iqXYG9QR6G#10440112168671166984/posts/iqXYG9QR6Gh> [Stand: 15.11.2013].

2. Literatur

- Anz, Thomas/Kaulen, Heinrich (Hg.; 2009): *Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Konzepte*. Berlin/New York.
- Barthes, Roland (1964): *L'activité structuraliste*. In: Ders.: *Essais critiques*. Paris, S. 213–220.
- Dinzelbacher, Peter (Hg.; 1992): *Sachwörterbuch der Mediävistik*. Stuttgart.
- Haarmann, Harald (1990): *Universalgeschichte der Schrift*, Frankfurt a.M.
- Hess-Lüttich, Ernest W.B. (2009): *Spatial turn: Zum Raumkonzept in Kulturgeographie und Literaturtheorie*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache/Intercultural German Studies* 35, S. 114–128.
- Ders. u.a. (Hg.; 2011): *Metropolen als Ort der Begegnung und Isolation. Interkulturelle Perspektiven auf den urbanen Raum als Sujet in Literatur und Film*. Frankfurt a.M.
- Jakobson, Roman (1989): *Linguistik und Poetik*. In: Ders.: *Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*. Hg. v. Elmar Holenstein u. Tarcisius Schelbert. Frankfurt a.M., S. 83–121.
- Keller, Rudi (1995): *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen/Basel.
- Kiefer, Klaus H. (1978): *Wiedergeburt und Neues Leben. Aspekte des Strukturwandels in Goethes Italienischer Reise*. Bonn.
- Ders. (1994): *Diskurswandel im Werk Carl Einsteins. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der europäischen Avantgarde*. Tübingen.
- Ders. (2011): *Werbung und Bildung – Beispiel »Porsche Carrera«*. In: Ders.: *Die Lust der Interpretation – Praxisbeispiele von der Antike bis zur Gegenwart*. Baltmannsweiler, S. 227–281.
- Ders. (2012): *»Le Corançan« – Sprechende Beine*. In: *Image. Zeitschrift für interdisziplinäre Bildwissenschaft*, Nr. 16 v. 24. Juli 2012, S. 92–113; online unter: http://www.gib.uni-tuebingen.de/own/journal/pdf/buch_image16_themenheft.pdf [15.11.2013].
- Kuhn, Hugo (1973): *Tristan, Nibelungenlied, Artusstruktur*. In: *Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse: Sitzungsberichte*, H. 5.
- Lévy-Bruhl, Lucien (1951): *Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures*. Paris.
- Locke, John (1974): *An Essay Concerning Human Understanding*. 2 Bde. Mit einer Einl. hg. v. John W. Yolton. London.
- Matthes, Joachim (2003): *[Art.] Vergleichen*. In: *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Hg. v. Alois Wierlacher u. Andrea Bogner. Stuttgart/Weimar, S. 326–330.
- Nietzsche, Friedrich (1980a): *Die fröhliche Wissenschaft*. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München, Bd. 3, S. 343–651.

- Ders. (1980b): Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München, Bd. 4.
- N.N. (2013a): Mädchentheorie [zu Slavoj Žižek]. In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 13 v. 16. Januar 2013, S. 11.
- N.N. (2013b): Dieter Zetsche... In: Süddeutschen Zeitung, Nr. 14 v. 17. Januar 2013, S. 10.
- Propp, Vladimir (1975): Morphologie des Märchens. Übers. v. Christel Wendt. Hg. v. Karl Eimermacher. Frankfurt a.M.
- Söring, Jürgen (1997): [Art.] Gesamtkunstwerk. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Gem. mit Harald Fricke, Klaus Grubmüller u. Jan-Dirk Müller hg. v. Klaus Weimar. Berlin/New York, Bd. 1, S. 710–712.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- Abb. 1: Gangnam Style, Screenshot, Time code: 00.09.
- Abb. 2: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/1b/Gangnam%2C_Seoul%2C_Korea.jpg [Stand: 15.11.2013].
- Abb. 3: <http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/1d/Unclesamwantyou.jpg> [Stand: 15.11.2013].
- Abb. 4: Gangnam Style, Screenshot, Time code: 01.10.
- Abb. 5: Franz von Stuck: Nymphenraub, um 1920, Öl auf Leinwand, 140,5 x 89,5 cm, Privatsammlung. In: <http://shop.billerantik.de/products/Stuck/Franz-von-Stuck-31-Nymphenraub-Buettenfaksimile-KENTAUR-EROS-ENTFUEHRUNG-BAROCK.html> [Stand: 15.11.2013].
- Abb. 6: Gangnam Style, Screenshot, Time code: 00.26.
- Abb. 7: Gangnam Style, Screenshot, Time code: 01.51.
- Abb. 8: Gangnam Style, Screenshot, Time code: 02.14.
- Abb. 9: Gangnam Style, Screenshot, Time code: 02.31.
- Abb. 10: Gangnam Style, Screenshot, Time code: 02.36.
- Abb. 11: Gangnam Style, Screenshot, Time code: 03.08.

PSY: GANGNAM STYLE

오빤 강남스타일
강남스타일

[I]
낮에는 따사로운 인간적인 여자
커피 한잔의 여유를 아는 품격 있는 여자
밤이 오면 심장이 뜨거워지는 여자
그런 반전 있는 여자

[II]
나는 사나이
낮에는 너만큼 따사로운 그런 사나이
커피 식기도 전에 원샷 때리는 사나이
밤이 오면 심장이 터져버리는 사나이
그런 사나이

아름다워 사랑스러워
그래 너 hey 그래 바로 너 hey
아름다워 사랑스러워
그래 너 hey 그래 바로 너 hey
지금부터 갈 데까지 가볼까

오빤 강남스타일
옴옴옴옴 오빤강남스타일
강남스타일
옴옴옴옴 오빤강남스타일
Eh - Sexy Lady!
오오오오 오빤 강남스타일
Eh - Sexy Lady!
오오오오

[III]
정숙해 보이지만 놀 땐 노는 여자
이때다 싶으면 뭉었던 머리 푸는 여자
가렸지만 웬만한 노출보다 야한 여자
그런 감각적인 여자

[IV]
나는 사나이
점잖아 보이지만 놀 땐 노는 사나이
때가 되면 완전 미쳐버리는 사나이
근육보다 사상이 울퉁불퉁한 사나이
그런 사나이

Oppan Gangnam-Style!

Gangnam-Style!

[I]

Eine Frau, die tagsüber menschliche Wärme zeigt,
 Eine Frau mit Klasse, die die Ruhe bei einer Tasse Kaffee zu schätzen weiß,
 Eine Frau, deren Herz heiß wird, wenn die Nacht kommt,
 Eine Frau, die sich zu verwandeln versteht.

[II]

Ich bin ein Kerl,
 Ein Kerl, der tagsüber so warm ist wie du,
 Ein Kerl, der seinen Kaffee in einem Zug austrinkt, bevor er kalt wird,
 Ein Kerl, dessen Herz platzt, wenn die Nacht kommt,
 So ein Kerl bin ich.

So schön, so lieb!

Ja du, hey, ja genau du, hey!

So schön, so lieb!

Ja du, hey, ja genau du, hey!

Lass uns bis zum Ende gehen!

Oppan Gangnam-Style!

Op op op op op Oppan Gangnam-Style!

Gangnam-Style!

Op op op op op Oppan Gangnam-Style!

Eh – Sexy Lady!

Oh oh oh oh oh Oppan Gangnam-Style!

Eh – Sexy Lady!

Oh oh oh oh!

[III]

Eine Frau, die ruhig aussieht, aber wenn sie spielt, richtig spielt,
 Eine Frau, die ihre Haare löst, wenn der richtige Zeitpunkt kommt,
 Eine Frau, die, obwohl sie anständig angezogen ist, schärfer aussieht als halbnackt,
 So eine sensible Frau!

[IV]

Ich bin ein Kerl,
 Ein Kerl, der ruhig scheint, aber richtig spielt, wenn er spielt,
 Ein Kerl, der völlig verrückt wird, wenn der richtige Zeitpunkt kommt,
 Ein Kerl, dessen Ideen markanter sind als seine Muskeln,
 So ein Kerl bin ich.

아름다워 사랑스러워
그래 너 hey 그래 바로 너 hey
아름다워 사랑스러워
그래 너 hey 그래 바로 너 hey
지금부터 갈 데까지 가볼까

강남 스타일
강남 스타일
옹옹옹옹옹 옴강남스타일
강남 스타일
옹옹옹옹옹 옴강남스타일
Eh - Sexy Lady!
오오오오 옴 강남스타일
Eh - Sexy Lady!
오오오오
Eh -

[V]
뛰는 놈 그 위에 나는 놈
Baby, baby!
나는 뭘 좀 아는 놈
뛰는 놈 그 위에 나는 놈
Baby, baby!
나는 뭘 좀 아는 놈
You know what I'am saying?
오빠 강남스타일
Eh - Sexy Lady!
옹옹옹옹옹 옴강남스타일
오빠 강남스타일
Eh - Sexy Lady!
옹옹옹옹옹 옴강남스타일
Eh -
오빠 강남스타일

So schön, so lieb!
Ja du, hey, ja genau du, hey!
So schön, so lieb!
Ja du, hey, ja genau du, hey!
Lass uns bis zum Ende gehen!

Oppan Gangnam-Style!
 Gangnam-Style!
 Op op op op op Oppan Gangnam-Style!
 Gangnam-Style!
 Op op op op op Oppan Gangnam-Style!
 Eh – Sexy Lady!
 Oh oh oh oh Oppan Gangnam-Style!
 Eh – Sexy Lady!
 Oh oh oh oh!
 Eh –

[V]
 »Über dem rennenden Mann ist der fliegende Mann.«
 Baby, baby!
 Ich bin ein Mann, der sich ein bisschen auskennt.
 »Über dem rennenden Mann ist der fliegende Mann.«
 Baby, baby!
 Ich bin ein Mann, der sich ein bisschen auskennt.
 You know what I'am saying?
 Oppan Gangnam-Style!
 Eh – Sexy Lady!
 Op op op op op Oppan Gangnam-Style!
 Oppan Gangnam-Style!
 Eh – Sexy Lady!
 Op op op op op Oppan Gangnam-Style!
 Eh –
 Oppan Gangnam-Style!

Rezensionen

Hans Richard Brittnacher: *Leben auf der Grenze. Klischee und Faszination des Zigeunerbildes in Literatur und Kunst*

Göttingen: Wallstein 2012 – ISBN 978-3-8353-1047-6 – 29,90 €

Zuweilen kommt es vor, dass ein einzelnes Buch ein Thema so vehement besetzt, dass andere Bücher zu gleichen oder verwandten Themen es schwer haben, überhaupt wahrgenommen zu werden. Die Schlaglichter, die auf Klaus-Michael Bogdals 2011 erschienene Monografie *Europa erfindet die Zigeuner*, die überwiegend positiv bis begeistert aufgenommen (vgl. auch die positive Rezension von Stefan Börnchen in *ZiG* 4.1/2013, S. 216–223) und 2013 mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung ausgezeichnet worden ist, fallen, stellen das vorliegende Buch von Hans Richard Brittnacher deutlich in den Schatten – der Sache nach unbegründet, denn während Bogdals Studie eine Diskursgeschichte von Abstoßung und Faszination darstellt, liefert diejenige Brittnachers eine »Phänomenologie des Motivs« des Zigeuners in (zum großen Teil: deutschsprachiger) Literatur und Kunst (26). Wie Bogdal auch, verzichtet Brittnacher auf die vermeintlich politisch korrekte Distanzierung vom Begriff durch Setzung von Anführungszeichen; geht es beiden Autoren doch eben um das Bild, das Phantasma, des Zigeuners und kaum – Bogdal noch am ehesten – um die Realität derjenigen, die diffamierend »Zigeuner« genannt werden.

Den unterschiedlichen Erkenntnisinteressen entspricht dabei, naheliegender Weise, eine Differenz der Organisation des Dargestellten; geht

Bogdal chronologisch vor, so präsentiert Brittnacher sein Material in einer systematischen Ordnung: Gegliedert ist die Studie in die Kapitel *Natur und Zivilisation*, *Liebe und Schönheit*, *Leben und Sterben*, *Magie und Wissen* sowie *Musik und Poesie*. Daran lässt sich bereits eine, vielleicht die wesentlichste Schwäche des Buches aufweisen: Seine Systematik ist längst nicht so zwingend wie oberflächlich suggestiv. Genau beisehen machen nur die ersten drei der Kapiteltitle Gegensatzpaare aus (wobei der Antagonist zu »Natur« gewöhnlich mit »Kultur« benannt wird), in einem Falle (*Magie und Wissen*) kann man darüber lange streiten, im letzten schließlich liegt gar kein Gegensatz vor – im Gegenteil. Zudem ist dieses fünfte und letzte Kapitel das einzige, in das Beobachtungen nicht nur wegen der Inhalte des Beobachteten (also inhaltlicher Aspekte der behandelten Texte), sondern auch aus formalen Gründen aufgenommen sind – geht es hier doch um Musik als Inhalt der Poesie wie auch um Musik als Form: Einerseits wird »Zigeunermusik« als Thema thematisiert, andererseits der Zigeuner als Figur in Oper und Operette.

Deutlich schwerer als diese begriffslogischen Quisquilien wiegt womöglich der Einwand, dass den fünf Kapiteltiteln unmittelbar abzulesen ist, dass sie keine trennscharf abzugrenzenden Aspekte aufrufen. Vielmehr steht doch zu erwarten, dass es eine Unzahl von Texten gibt, in denen von

Liebe und Schönheit und von *Leben und Sterben* die Rede ist (der größte Teil der Literatur aller Zeiten handelt schließlich von Eros und Thanatos). Das hat zur Folge, dass eine nicht geringe Zahl von literarischen Texten in der Studie an mehreren Orten behandelt wird, und, etwas unangenehmer, es führt zu Dopplungen und Redundanzen. Einerseits erfährt dies zwar nur derjenige, der das Buch komplett liest (was im Fall wissenschaftlicher Literatur wohl eher selten vorkommt); andererseits ist gerade der Quereinstieg stark erschwert, weil behandelte Texte kaum gezielt aufgefunden werden können (es sei denn, ihnen sind kurze Teilkapitel explizit, am Inhaltsverzeichnis ablesbar, gewidmet): Das Buch verfügt leider über kein Sach- oder Personenregister und die Texte haben im Zweifel mehrere systematische Orte. (Der chronologische Ort eines Textes dagegen ist meist eindeutig; Bogdals Buch hingegen verfügt über ein Personen- und ein Werkregister.)

Davon abgesehen präsentiert Brittnachers Studie eine Fülle von bemerkens- und bedenkenswerten Beobachtungen und Einsichten. Dies gilt bereits in hohem Maße für die Einleitung des Bandes, in der der Verfasser konstatiert, dass die Zigeuner in der kollektiven Wahrnehmung durch »nachgerade epiphanisches Erscheinen« charakterisiert sind: Sie erscheinen plötzlich, um ebenso plötzlich wieder spurlos zu verschwinden (16). In der Literatur fungieren sie fast stets als »seelenlose Objekte des poetischen Spiels«, die von ihren Autoren okkasionell zum Leben erweckt und oft skrupellos wieder fallengelassen werden (17). Alles andere als unübliche Lücken in der Motivierung solcher Figuren,

zeigen dabei eine prototypische »Achtlosigkeit gegenüber dem Motiv« (18).

Konzeptuell stützt sich die theoretisch informierte, aber nicht aufdringlich theoretisierende Studie auf Homi K. Bhabhas postkolonialistische Begriffsbildungen – und vor allem auf solche Konzeptionen von Fremdheit, die anders als Julia Kristeva im Fremden nicht (nur) das bekämpfte Eigene sehen, sondern auch das »unverfügbar Fremde« anerkennen (19). Und tatsächlich ist nur so die merkwürdige Dialektik von Denunziation und Verführung, von Darstellungen abstoßender Hässlichkeit und atemberaubender Schönheit, zu erklären, die, meist strikt gegendert und/oder nach Alter differenziert, die Zigeuner kennzeichnet: Es handelt sich eben meist nicht nur um einen »Ausdruck abgespaltener, als dämonisch diffamierter Anteile des eigenen Selbst«, sondern durchaus auch um »prachtvolle Inszenierungen der Wunschwelt eines modernen Bewusstseins, das gute Gründe hat, seine emotionale Verödung zu befürchten« (24).

Das erste Kapitel fragt »nach dem Ort des Zigeuners in der Phantasieproduktion der Alterität« (27), leistet dabei aber auch längst notwendige Abgrenzungsarbeit, vor allem in der Unterscheidung von Antiziganismus und Antisemitismus – aber auch, was den Konnex beider Alteritäten betrifft: etwa im Falle der Verschränkung von Antisemitismus und Ziganophilie in Achim von Arnims *Isabella von Ägypten* (1812), wo das Moment des Messianismus auf die Zigeuner transferiert, antiziganistische Topoi jedoch »jüdisch umcodiert« werden (86). Liebe und Schönheit verkörpert vordringlich der »unverwüstliche Topos von der schönen Zigeunerin« (27), für den sich eine

unerschöpfliche Fülle von literarischen Belegen, aber auch Bildmaterial, wie etwa Stiche Gustave Dorés, anführen lässt. Das topische Leben der literarischen wie der ›realen‹ Zigeuner hingegen ist durch ihre Rastlosigkeit ebenso charakterisiert wie, auf den zweiten Blick, durch die Schrift- und daher Geschichtslosigkeit; ihr Sterben vollzieht sich nur zu oft als Vernichtung. – Letzteres seltener in der Literatur; aber auch hier gibt es leicht zu übersehende Beispiele, wie etwa Alfred Ehrensteins expressionistische Prosaminiatur *Zigeuner* (1911). Unter Magie fallen die Teufelsbünde sowie der Topos der Verhexung, der in einer sehr einlässlichen Lektüre von *Thinner* (1984; *Der Fluch*) aus Stephen Kings Fließbandproduktion mehr oder minder hochklassiger Thriller beschrieben wird. Abschließend werden Zigeunerromantik und -musik (die überlieferte Musik der ›Zigeuner‹ ebenso wie die topische, literarisch ausphantasierte ›Zigeunermusik‹) in den Blick genommen. Eine ebenso kurze wie schonungslose Lektüre des Librettos von Georges Bizets *Carmen* (1875) auf der Folie der gleichnamigen Novelle von Prosper Mérimée (1847) zeigt überzeugend, wie »die Zigeunerfolklore auf der Opernbühne endgültig als Klimbim heimisch« wird (306) – ein ästhetisches Niveau, das nur noch von der Operette unterschritten wird, die abschließend in den Fokus rückt.

Es ist nur selten die Literatur des Höhenkamms (Goethes Mignon-Figur, Kleist, E.T.A. Hoffmann, Johannes Bobrowski), die von Brittnacher in den Blick genommen wird; häufiger sind es Texte und Autoren aus der zweiten und dritten Reihe (Eugenie Marlitt, Otto Alscher, Wolf Dietrich Schnurre). Aber das erweist sich als dem Phänomen durchaus angemessen; denn stets ist es die unter Trivialitätsverdacht stehende Literatur, die an der Verfestigung überkommener Topoi mitarbeitet, während hier einmal mehr nur allzu deutlich wird, dass auch höherklassige Literatur nicht immer alle geläufigen Ressentiments subvertiert, sondern sich ihrer zuweilen auch schlicht (und unreflektiert) bedient – womit sie dann aber keinen Kontrast zu dem bildet, was trivial in Reinform vorgeführt wird.

Mit all dem wird der Leser von Brittnachers Studie für die zwar grundsätzlichen, aber letztlich nicht eigentlich schwerwiegenden Schwächen der Systematik entschädigt. Steht jene mit dieser gewissermaßen orthogonal zu Bogdals Diskursgeschichte, so ist sie in ihrer stärkeren Fokussierung auf (deutschsprachige) Literatur vor allem eine willkommene vertiefende Ergänzung zu dessen auf ganz Europa gerichteten Blick.

Volker C. Dörr

Kien Nghi Ha (Hg.): Asiatische Deutsche: Vietnamesische Diaspora and Beyond

Berlin/Hamburg: Assoziation A 2012 – ISBN 978-3-86241-409-3 – 18,00 €

Der Sammelband des Berliner Kultur- und Politikwissenschaftlers Kien Nghi Ha ist die erste umfangreiche Veröffentlichung zu asiatischen Deutschen. Er rückt eine zunehmend wichtig werdende Minderheit in den Mittelpunkt, deren Immigrationsgeschichte bislang eher *un-sichtbar* blieb, aber bereits bis in die 1950er Jahre zurückgeht: angefangen von den japanischen Angestellten, den koreanischen Krankenschwestern und Bergarbeitern, den vietnamesischen Boatpeople und Vertragsarbeiternehmern, den thailändischen Heiratskandidatinnen bis zu den indischen IT-Ingenieuren und chinesischen Altenpflegerinnen heute.

Auf der Grundlage von neueren Ansätzen aus den *Cultural* und *Postcolonial Studies* versteht Ha, wie er es in seiner Einleitung darlegt, Gesellschaft als ein »diasporisches Kontinuum« (16). Das ermöglicht ihm die Vernetzung von »Asian Germany« über nationalstaatlichen Begrenzungen bis in die USA und nach Asien aufzuzeigen. Seine interessante Vorgehensweise besteht darin, »Asiatische Lebenswelten und avancierte Kulturtheorie zusammen zu denken.« (Utlü 2013) So ist sein dreiteiliger Sammelband

weniger als wissenschaftliche Publikation denn als kulturpolitischer Denkanstoß bzw. als politisches Lesebuch der diasporischen Selbstfindung (19)

angelegt. Zwischen den Beiträgen von Literatur- und Kulturwissenschaftlern, Filmregisseuren, Stadtforschern, Künstlern und Sozialarbeitern finden sich »Gedenkbilder« Asiatischer

Deutscher mit Fotos von Kunstinstallationen. Gerade diese Hybridität und Polyphonie des Buches eröffnet neue spannende Perspektiven für die interkulturelle Forschung.

Im ersten Teil werden mit Rückgriff auf postkoloniale Ansätze aus der transatlantischen Theoriediskussion die Begriffe »Migration«, »Kultur«, »Identität« und »Differenz« problematisiert. Trinh T. Minh-ha thematisiert Identitätsdefinitionen als Folge von Grenzziehungen zwischen kanonisierter und marginalisierter Geschichte. Um der heutigen Kultur- und Identitätsvielfalt in den von Hybridität ausgezeichneten Gesellschaften gerecht zu werden, konstruiert Minh-ha ihren spezifischen, auf Dziga Vertovs Theorie des »Intervalls« und auf dem musikalischen Intervall beruhenden Ansatz. Dieser Zwischenraum/moment ist als ein »Ort des Übergangs« (29) zu verstehen. Die Identitätssuche wird zu einer akustischen Reise: einem Austarieren an Grenzorten zwischen dem, was stimmig ist und nicht. Ruth Mayer exemplifiziert den Begriff »Diaspora« an der asiatisch-amerikanischen Migration. Dieser »Schlüsselmetapher« (45) für eine weltbürgerliche Identität und Existenzform setzt sie die rhizomartige Zerstreuung der transnationalen Gemeinschaft entgegen. Zur Erklärung ihrer Partikularitäten differenziert sie die asiatisch-amerikanische Gemeinschaft von der afro-amerikanischen und greift auf Ien Angs Rekonzipierung des Chinesischen als »Rohmaterial für die Konstruktion synkretistischer Identitäten« (51) zu-

rück. Ausgehend von der Frage nach der Verortung der vietnamesischen Diaspora in der deutschen Gesellschaft analysiert Mita Banerjee deren Repräsentationen in der Fernsehserie *Soko Leipzig*. Die Figuren reflektieren eine »Fusion aus ost- und westdeutschen Stereotypen« und eine »Nischenexistenz« (60). Um die Diskrepanz zwischen Lebensrealität und Vorurteilen angemessener zu erforschen, hebt Banerjee die Notwendigkeit hervor, in Anlehnung an die *Asian American Studies* das Forschungsfeld der *Asian German Studies* zu begründen. Das Gespräch über »Selbstorganisation und (pan-) asiatische Identitäten« leitet Ha mit der Frage nach der Definition des Asiatischen ein. Von der reduzierenden Assoziation des westlichen Konstrukts Asiens mit Fernost über die Sichtbarmachung der koreanische Gemeinschaft durch ihre Selbstorganisation bis zur Ersetzung der negativ konnotierten Bezeichnung »Asiat-in« durch »People«/»Person«/»Women of Color« wird deutlich, dass Identitätsbestimmungen mittels ethno-national-kultureller Kategorien einerseits mit Exklusion einhergehen, andererseits einen Raum der Zugehörigkeit und Gemeinschaft hervorbringen.

Im zweiten Teil des Sammelbandes folgen Beiträge über die vietnamesische Diaspora mit deren lokalen und transnationalen Dimensionen in West- und Ostdeutschland. Uta Beth und Anja Tuckermann geben einen historischen Rückblick über die Flucht und Integration südvietnamesischer Boatpeople in die BRD, über die noch wenig erforschte Rekrutierung nordvietnamesischer Vertragsarbeitnehmer in der DDR und über ihr Abrutschen in die Illegalität nach der Wiederver-

einigung. Hannah Eitel thematisiert den institutionellen Rassismus in der Polizei, der mit dem Rostocker Pogrom Anfang der 1990er Jahre ausbricht, und die Verbreitung des damit verbundenen *Racial profiling*. In der »Integrationsdebatte der anderen Art« geht es um die auf »Zigarettenmafia« und »Musterschüler« reduzierten Vorstellungsbilder vieler Deutschen von Vietnamesen, die durch das Fehlen an vietnamesischen Repräsentanten in den Medien und im Migrationsrat zusätzlich verhärtet werden. Yumin Li fragt danach, wie ein Zuhause definiert wird und welche Beheimatungsprozesse für Migranten zwischen mehreren Ländern erfolgen. Die Bestimmung eines Zuhauses erfordert ein stetiges Neu-Verhandeln zwischen einer lokalen Disposition und einem Bei-sich-Sein. Diese »Selbstverortung« (156) impliziert ein diasporisches Modell von Zuhause, das Mehrfachzugehörigkeiten einschließt. Das Gespräch über »Vietnamesisch-deutsche Communities und zweite Generation« zeigt auf, wie die erste Generation noch von dem ideologischen Nord-Süd-Konflikt geprägt und auf sich selbst bezogen war, während sich die zweite durch ihre Distanzierung von patriarchalischen Verhaltens- und Denkweisen und ihren offenen Umgang mit anderen Minderheiten auszeichnet. Hanna Hoa Ahn Mai erzählt von ihrer deutsch-vietnamesischen Erziehung im Kontext des Generationendialogs ihrer deutschen und vietnamesischen Kriegskinder-Eltern. Sie wirft damit die Frage nach der Beziehung der Migranten zur deutschen Geschichte und die ihres Herkunftslandes auf. Die chronologisch angeordneten Erinnerungssplitter reflektieren eine deutsche Lebens-

welt, in der sie ständig über Vietnam identifiziert wird, obwohl ihr das Land fremd ist. Antonie Schmitz fasst ihre auf Interviews und einem »Mixed-Embeddedness-Ansatz« (199) beruhende Untersuchung über die Integration vietnamesischer Migranten auf dem Berliner Arbeitsmarkt durch die Gründung von Nagelstudios zusammen, deren Knowhow durch die Verknüpfung mit dem asiatisch-amerikanischen Netzwerk importiert wurde. Huy Dao vergleicht die vietnamesischen Gemeinschaften in Kalifornien und Berlin vor dem Hintergrund der transnationalen Politik von Geschichte, Erinnerung und Lokalität. Noch von den traumatischen Erinnerungen an den Vietnamkrieg geprägt, zeichnet sich die ältere Generation durch eine anti-kommunistische Haltung aus, während die jüngere sich mit der fragwürdigen Geschichtsdarstellung ihrer Eltern auseinandersetzt. Die deutsch-vietnamesische Gemeinschaft weist dagegen eine Nord-Süd-Gespaltenheit auf. Ihre Integration bildet ein Modell für die kalifornischen Vietnamesen.

Im dritten Teil werden Verbindungen mit weiteren asiatisch-deutschen Gemeinschaften in ästhetischen, historischen und urbanen Kontexten hergestellt. Während sich Feng-Mei Heberer mit Gegenentwürfen von weiblichen Körperdarstellungen asiatisch-amerikanischer Filmemacherinnen auseinandersetzt, thematisiert Sun-ju Choi die stereotypischen Repräsentationen von Asiatinnen in deutschen Filmen, um auf Probleme weiblicher Migrationswirklichkeit hinzuweisen, wie z.B. die Identitätsfrage einer Adoptierten, die »interracial romance« (262) und die Hypersexualisierung. Kimiko Suda und Sun-ju Choi gehen auf die Entste-

hungsgeschichte der *Asian Women's Festival* in Berlin ein. International vernetzt stellt es eine Plattform für die kritische Auseinandersetzung mit Geschlecht und Ethnizität dar. Theoretische Grundlage dafür bildet Benedict Andersons Begriff der »Imagine(d) Communities« (246), der nach Suda und Choi über Nationen hinaus auch im Körper und Bewusstsein eingeschrieben ist und eine positive Identifikation ermöglicht. Noa Has Beitrag veranschaulicht an der Verwandlungsgeschichte des Berliner *Preußenpark* in den *Thaipark* im bürgerlichen Wilmersdorf wie sich zu Beginn der 1990er Jahre südwest-asiatische Heiratsmigrantinnen zu Picknicks versammelten und diese zunehmend zum Freiraum für Austausch und Heimatnostalgie wurden. Dass diese Praxis einer Minderheit inzwischen ins Alltagsleben der Mehrheit eingeschrieben ist, zeigt die auf Deutsch, Englisch und Thaiändisch erstellte Parkordnung. Kien Nghi Has historische Retrospektive über die chinesische Diaspora in Berlin und Hamburg ab dem 19. Jahrhundert bis 1945 weist auf ihre Präsenz in verschiedenen sozialen Milieus vor dem Hintergrund des europäischen Kolonialkontextes. Sie festigt eine asiatisch-deutsche Migrationskontinuität und offenbart bislang kaum erforschte Phänomene (Asiaten unter der NS-Diktatur) und Persönlichkeiten (Tatjana Barbakoff).

Has Sammelband zu den Asiatischen Deutschen ist eine fassettenreiche Pioniertat. Dass oftmals der Focus auf die vietnamesisch-deutsche Gemeinschaft gerichtet ist, lässt sich angesichts des zwanzigjährigen Gedenkens an die Pogrome von Hoyerswerda (1991) und Rostock-Lichten-

hagen (1992) als Manifestation einer zeichnensetzenden, notwendigen Gegenwehr verstehen. Die Vielfalt anderer Blickrichtungen weist allerdings auf das *Auftauchen* eines neuen Community-Bewusstseins der asiatischen

Deutschen hin, deren wissenschaftliche Verankerung in der Gründung der *Asian German Studies* bestehen könnte.

Linda Koiran

Literatur

Utlu, Deniz (2013): »Früher war es mir auch wichtig, bloß kein Chinese zu sein«. Interview mit Kien Nghi Ha. In: freitext 11 (2013), Nr. 21 (April); online unter: <http://www.migazin.de/2013/04/12/frueher-war-es-mir-auch-wichtig-bloss-kein-chinese-zu-sein> [Stand: 15.11.2013].

Bernhard Arnold Kruse: Wider den Nationalismus – oder von den Schwierigkeiten eines interkulturellen Lebens. Zu den Südtirolromanen von Joseph Zoderer

Bielefeld: Aisthesis 2012 – ISBN 978-3-89528-969-9 – 45,00 €

Die längst überfällige große Monografie über den bedeutenden Erzähler Joseph Zoderer ist dieses Buch nicht. Kruse hat einige seiner Aufsätze (vgl. 355) erweitert und gebündelt; sie stehen, unter dem Etikett »Südtirolromane«, als Kapitel über *Das Glück beim Händewaschen* von 1976 (35–185), *Die Walsche* von 1982 (186–249) und *Der Schmerz der Gewöhnung* von 2002 (250–351) relativ unverbunden in einem Band nebeneinander. Eine Synthese oder einen Ausblick auf die Südtirol-Thematik im Gesamtwerk bietet der Verfasser nicht, trotz dem gewichtigen verallgemeinernden letzten Absatz.

Die Einleitung beschäftigt sich mit dem Begriff der Nation im Lichte der Thesen von Benedict Andersons *Imagined Communities* (dt. *Die Erfindung der Nation*). Im Weiteren wird aber zwischen »Nation« und »Nationalismus« nicht scharf genug getrennt (vgl. z.B. 69, wo die Schweizer Briefmarke nicht als nationales, sondern als »na-

tionalistisches Symbol« bezeichnet wird). Keine Frage, dass im *Glück beim Händewaschen* der Schweizer »Nationalismus«, das Schweiz-Bewusstsein ein wichtiges Motiv ist, von der Almhütenszene im *Schmerz der Gewöhnung* gar nicht zu reden. Aber ob die dumpfe Italienerfeindlichkeit der Figuren in der *Walschen* mit dieser Kategorie erfasst werden kann, bezweifle ich.

Zu allen drei Büchern bietet Kruse viele interessante Beobachtungen, etwa zum *Glück beim Händewaschen*, wo er vielen (vielleicht sogar zu vielen) Details bei der Darstellung des Internats Bedeutung zuschreibt. Besonders anregend die Überlegung, dass die Bewohner von Olgas Heimatdorf (*Die Walsche*) sozial überhaupt nur durch den Kitt der Abneigung gegen die Italiener zusammengehalten werden, dass es »das Dorf« als soziale Einheit nur deshalb noch gibt.

Eine Grundfrage bleibt in der Einleitung wie im ganzen Buch unerör-

tert. Kruse schreibt zwar richtig (und mehrfach: vgl. auch 28, 188, 253 u. 329), dass sich Zoderers Werke »am Hauptthema der Fremdheit« abarbeiten (32); dieses Thema geht aber weit sowohl über die Südtirol-Thematik als auch über das Thema des Nationalismus hinaus. Selbstverständlich ist Südtirol der Erfahrungshorizont, vor dem Zoderer über ›Fremdheit‹ schreibt, selbstverständlich verankert er dieses Thema in einer ihm genau vertrauten Realität. Doch Fremdheitserfahrung lässt sich nicht auf einen regionalen ethnisch-kulturellen Konflikt eingrenzen; in den von Kruse beiseite gelassenen anderen Romanen Zoderers ist sie auf andere Weise sehr präsent. Aber auch Olgas Vater, der ›Fremdheitsspezialist‹, erfährt Fremdheit gerade nicht im Gegensatz zu den Anderssprachigen, sondern zur ›Dorfgemeinschaft‹, die wie er selbst Deutsch spricht. Die immerhin erwähnte positive Faszination Juls durch die ›fremde‹ mediterrane Welt im *Schmerz der Gewöhnung* wäre für dieses zentrale Thema Zoderers ebenfalls wichtig.

Insofern hat Kruse sogar prinzipiell Recht, wenn er auf Details der Realität in Südtirol nicht näher eingeht – nur dürfte er dann die Bücher eben nicht als ›Südtirolromane‹ behandeln. Deshalb macht es sich störend bemerkbar, dass er über dieses Land recht wenig weiß, was insofern noch mehr stört, als Zoderers Romane, was hier kaum je erwähnt, geschweige denn in der Analyse berücksichtigt wird, viele autobiografische Züge aufweisen (insbesondere *Das Glück beim Händewaschen*, aber auch *Der Schmerz der Gewöhnung*). Nur einige Beispiele für diese Ungenauigkeit: Kruse will in einer (aus anderen Gründen wahrscheinlich tatsächlich

nationalistisch gefärbten) Statistik über die Bevölkerung Südtirols aus dem 19. Jahrhundert Nationalismus erkennen, weil der Verfasser von Deutschen und Italienern schreibt statt von Österreichern und Italienern (12, Anm. 3) – hat also keine Ahnung von der Geschichte dieses Raums; denn in der zisleithanischen Reichshälfte wurden selbstverständlich ›Deutschsprachige‹ als ›Deutsche‹ bezeichnet, ›Tschechischsprachige‹ als ›Böhmen‹ oder ›Tschechen‹ usw.; ›Österreicher‹ waren sie in den Augen des Staates alle, unabhängig von ihrer Muttersprache. In Zusammenhang mit der *Walschen* schreibt Kruse ähnlich ahnungslos:

eben nicht etwa [von] italienisch- und deutschsprachigen Südtirolern italienischer Staatsbürgerschaft oder italienischen Staatsbürgern in Südtirol, die entweder einer deutschsprachigen oder italienischsprachigen ethnisch-kulturellen Tradition verbunden sind, ist die Rede, sondern eben von Deutschen und Italienern. (186)

Im Alltag Südtirols wird aber, ganz sachlich, ohne nationale Emotionen, zwischen ›Deutschen‹ und ›Italienern‹ unterschieden. Für das Südtiroler Verständnis der eigenen Geschichte stehen Jul und Mara zu Maras Vater nicht so sehr im Gegensatz, weil sie Antifaschisten sind und er »hoher faschistischer Spitzenfunktionär« war (305), sondern Maras Vater steht im Roman in erster Linie für die italienische Politik der Entnationalisierung der deutschsprachigen Südtiroler, also nur für einen, engagierte Antifaschisten eher weniger interessierenden Aspekt der faschistischen Politik (vgl. zum Faschismus auch 318–321). Und schon gar nicht dürfte man ein Grundbuch der traditionellen Südtiroler Kultur,

den kirchlich geprägten *Reimmichlkalendarer*, falsch schreiben: »Rimmichlkalendarer« (163).

Ganz unverständlich ist, dass Kruse das offen autobiografische *Wir gingen*, Zoderers Optionserzählung, eine wirkliche Südtirol-Geschichte, von Zoderer symbolisch auch in einer zweisprachigen Sonderausgabe in Bozen veröffentlicht, mit vielen Berührungspunkten insbesondere zum *Glück beim Händewaschen*, nur erwähnt und nicht wirklich behandelt.

Rein handwerklich ist gegen das Buch Kruses neben den mangelnden Kenntnissen von Geschichte, Politik und Alltag der behandelten Region die Gewichtung der Analysen einzuwenden: Fast die Hälfte der Untersuchung nimmt, ohne Begründung, die Interpretation des *Glücks beim Händewaschen* ein, was insofern noch mehr befremdet, als dieser Roman hier, dem Ansatz Kruses nicht ganz entsprechend, dann doch weitgehend als Internatsroman vorgestellt wird, freilich mit Ausblicken auf die Identitätsfindung der Hauptfigur durch die Rückkehr nach Südtirol (29f.).

Die bisherige Forschung zu Zoderer – mit Ausnahme des *text+kritik*-Bands, an dem er mitgearbeitet hat – hat Kruse nicht zur Kenntnis genommen. Von etwa 40 leicht ermittelbaren Arbeiten über Zoderer werden im Literaturverzeichnis gerade drei angeführt (nicht einmal der alte *KLG*-Artikel von Christoph König), aber selbst auf diese geht der Text kaum ein. Von einem Buch dieses Umfangs und dieses Anspruchs wäre zu erwarten, dass der Verfasser sogar ungedruckte akademische Abschlussarbeiten einsieht. Die für Kruses Thema besonders relevante Rezeption wird zur Gänze übergangen; dabei zei-

gen gerade die Rezensionen, ob und wo Zoderers Bücher als »Südtirol-Romane« verstanden worden sind. Besondere Aufmerksamkeit würden dabei italienische Stimmen zu den Büchern verdienen, selbstverständlich auch die Skandalisierung der *Walschen* in Südtirol.

Liest man Kruses Studie (eigentlich: Studien) als textimmanente Interpretationen – was sie aber gerade nicht sein wollen –, kann man ihnen viele Einsichten abgewinnen, oft zu Themen, die mit »Nationalismus« nichts oder nur indirekt zu tun haben (wie z.B. über den durch urbane Modernität gebrochenen Zugang zur »Heimat« im *Schmerz der Gewöhnung* [299]). Dessen ungeachtet kann ich einige Einwände gegen Kruses methodischen Zugang nicht verschweigen: Gerade wegen des teilweise autobiografischen Erzählens bei Zoderer bin ich skeptisch gegenüber der Neigung des Verfassers, jedes Detail symbolisch zu überfrachten, etwa den Namen Jul auf das germanische Julfest zu beziehen (340); Zoderer erzählt auch um des Erzählens willen. Zu oft lässt sich die Untersuchung auf psychologische Spekulationen über Gründe für das Verhalten der Figuren ein. Zu oft werden Passagen und Motive der Romane auf Abstraktionen festgelegt. Nicht ausreichend beachtet wird manchmal Zoderers Kunst des Erzählens, obwohl Kruse explizit von der »kompositorischen Struktur« (39) des *Glücks beim Händewaschen* spricht und sie an einigen Beispielen nachweist, wie er auch die bedeutungsstragende Verflechtung und Kontrastierung von Agrigento und dem Pustertal im *Schmerz der Gewöhnung* sehr überzeugend herausarbeitet und originell als »Umerziehung der Sinne« (308) deutet.

Und vor allem: Kruse entwickelt seine Überlegungen zu Zoderers Schreiben gegen den Nationalismus nicht aus den Texten, sondern er geht von seiner Hypothese aus und sucht in ihnen nach Beweisen für sie. Selbstverständlich trifft die Grundthese zu: Zoderer schreibt gegen jedweden Nationalismus und ist fasziniert von der Begegnung der Kulturen (in Südtirol, aber auch in Mexiko!). Selbstverständlich ist er von seinen Erfahrungen in der Kontaktzone zweier Sprachen und

zweier Kulturräume geprägt. Aber in seinen Romanen kann man eben viel mehr finden als dieses Thema. Der ›Fremdheitsspezialist‹ Zoderer lässt sich nicht auf Antinationalismus und nicht auf Südtirol reduzieren.

Die vielen Abschweifungen in seinen Analysen zeigen, dass Kruse das auch gespürt hat – und dass die untersuchten Bücher Zoderers weit mehr als ›Südtirolromane‹ sind.

Sigurd Paul Scheichl

Sebastian Schirrmeister: Das Gastspiel. Friedrich Lobe und das hebräische Theater 1933–1950

Berlin: Neofelis Verlag 2012 – ISBN 978-3-943414-03-5 – 18,00 €

Der Name des Schauspielers, Regisseurs und Autors Friedrich Lobe (1889–1958) ist in theaterhistorischen Werken kaum zu finden – zu viele Brüche und Diskontinuitäten kennzeichnen seinen Lebensweg. Lobe hatte sich in den 1920er Jahren eine ansehnliche Karriere auf den Bühnen Österreichs und Deutschlands aufgebaut, als Jude musste er 1933 Deutschland verlassen. Er ging nach Palästina, wo er als deutschsprachiger Theatermacher äußerst rührig war – aufgrund seiner künstlerischen Ausrichtung jedoch mit einer gewissen Skepsis betrachtet wurde. Nach 1945 entschied er, mit seiner Familie – der Name seiner Frau Mira Lobe ist als Kinderbuchautorin nach wie vor präsent – nach Wien zu gehen, wo er eine Anstellung als Schauspieler im *Neuen Theater in der Scala* fand, um nach dessen Schließung 1956 ans *Deutsche Theater* in Berlin zurückzukehren.

Der Anteil jüdischer Theaterkünstler bis 1933/38 in Deutschland und Ös-

terreich ist durchaus Teil des wissenschaftlichen Diskurses, Friedrich Lobe hingegen wird kaum erwähnt. Die Entwicklung des hebräischen Theaters in Palästina in den 1930er und 40er Jahren – jener Theaterlandschaft, die zum Betätigungsfeld Lobes wurde – ist wissenschaftlich zwar beleuchtet, der Anteil der deutschsprachigen ›Exilanten‹ jedoch nur in Ansätzen.

Sebastian Schirrmeister nähert sich dem Theaterschaffen Friedrich Lobes in mehreren ›Aufzügen‹. Nach einleitenden Abschnitten über die Motivation, über Lobe zu arbeiten, stellt er *Forschungsstand und Quellenlage* dar. In der (kurzen) Auseinandersetzung mit der deutschen Exilforschung zeigt sich ein Diskurs, der die wissenschaftliche Annäherung an Lobes Theaterschaffen kennzeichnet – das Problem des ›Exils‹ in Palästina. Unter Berufung auf Sabina Becker wird auf die besondere Situation deutscher Jüdinnen und Juden in Palästina unter dem Stichwort »Akkulturation« hingewiesen: »Zwar war man auf

der Flucht vor Hitler, man ging jedoch nicht in die Fremde bzw. Verbannung, sondern kehrte – so das Selbstverständnis – in das Land der ›Vorfahren‹ zurück.« (Becker 2009: 264, zit. n. 20)

Doch, wie Schirrmeister ausführt, war dieses »Selbstverständnis bei Weitem nicht für alle deutschen Flüchtlinge in Palästina gleichermaßen selbstverständlich«, vielmehr »bewegt sich der Fall von Friedrich Lobe doch genau in jenem Zwiespalt zwischen ›Exil‹ und ›Rückkehr ins Land der Vorfahren‹.« (21)

In der israelischen Theaterforschung ist die Situation der deutschen Juden im Theater ab den 1930er Jahren noch wenig erforscht, eine Ausnahme bilden die Arbeiten Tom Lewys:

Die zentrale These von Lewys Studien beschreibt die Beziehung der aus Deutschland eingewanderten Theaterkünstler zum hebräischen Theater in Palästina als eine Art Kulturkampf zwischen der jüdischen Einwanderung aus Osteuropa und Westeuropa – mit anderen Worten: als die aus Mitteleuropa bekannte, fortgesetzte Auseinandersetzung zwischen Ost- und Westjuden unter neuen Vorzeichen. (23)

Nach Schirrmeister kann Friedrich Lobes Wirken diese These »vielleicht exemplarisch erhellen« (23).

Ein Problem ist die Quellenlage: Es gibt keinen Nachlass Lobes, sein Schaffen musste mithilfe von Zeitungartikeln, Protokollen von kollektiven Leitungssitzungen des *Ohel Theaters* (an dem Lobe wirkte) und anderem Archivmaterial erforscht werden. Auch die Theatertexte Lobes sind nur teilweise überliefert, in hebräischer Übersetzung.

In *Prolog in Deutschland: 1889–1933* wird Lobes (eigentlich Löbenstein)

Weg aus einer armen jüdischen Familie in Frankfurt a.M. zum ersten Engagement am Theater 1906 nachgezeichnet, soweit die Quellenlage es zulässt, denn schon der erste Auftrittsort ist nicht genau bestimmbar. Nach Erfolgen in der Rolle des Shylock, als 18-Jähriger in Aschaffenburg, war Lobe Schauspieler und Regisseur in Weinheim, ab 1911 gehörte er zum neu gegründeten Ensemble des *Neuen Frankfurter Theaters*, das nach dem Vorbild der *Freien Bühne* in Berlin geführt wurde. Der Erste Weltkrieg unterbrach Lobes Bühnentätigkeit nur kurz; 1920/21 kam er nach Berlin, wo er als Schauspieler, Regisseur und Theaterdirektor an mehreren Bühnen tätig war, bis er 1927 ans *Schauspielhaus Düsseldorf* wechselte, von dort ans *Thalia Theater* in Hamburg. Schon an den Orten und Theaterhäusern erkennt man die vielversprechende Karriere des Schauspielers und Regisseurs Lobe – von Weinheim ans *Thalia Theater* in Hamburg, dessen künstlerische Leitung er 1932 kurzzeitig innehatte. Im Spätsommer 1933 traf er in Palästina ein.

Im *Exkurs in die Kulisse: Das hebräische Theater in Palästina* werden die kurze Entwicklung des hebräischen Theaters und die Theaterlandschaft, wie Lobe sie vorfand, umrissen. Die drei großen hebräischen Bühnen waren in Tel Aviv beheimatet: die *Habima* (= Podest in der Synagoge; stammt ursprünglich aus Moskau), das hebräische Arbeitertheater *Ohel* (= Zelt; die Mitglieder waren Laien) und das satirische Theater *Matate* (= Besen). Die Ästhetik dieser Bühnen war von russischen Einwanderern geprägt, inhaltlich spielte der Zionismus eine große Rolle, organisiert waren die Bühnen als Kollektive. Aus Mangel an hebräi-

schen Theaterstücken waren sie von Übersetzungen aus dem internationalen Repertoire abhängig. Friedrich Lobes Wirken als Schauspieler, Regisseur und Autor, geprägt von der deutschen Herkunft und der Ästhetik Max Reinhardts, wurde in diesem Umfeld äußerst ambivalent rezipiert.

Schirrmeister widmet den einzelnen Tätigkeitsfeldern Lobes je einen ›Aufzug‹ seiner Studie. Als Schauspieler deutscher Sprache hielt Lobe nur wenige Vorträge und Lesungen, die hebräische Sprache erlernte er nicht, setzte sich aber intensiv mit dem Jiddischen auseinander.

Bei seiner Tätigkeit als Regisseur im *Ohel* scheint sich Lobe vor allem einer Mischung aus Deutsch und Jiddisch in der Kommunikation mit den DarstellerInnen bedient zu haben. Wie genau sein Kontakt dorthin zustande kam, ist heute nicht nachvollziehbar; Schirrmeister belegt aber, dass es die Mitglieder waren, die Lobe verpflichteten, nicht dessen Leiter Moshe Halevi, der die Tätigkeit seines Mitregisseurs in seiner Autobiografie kaum erwähnt. Lobe kam aus einer völlig anderen Theaterpraxis als die »verdyybukte« Inszenierungspraxis des damaligen palästinensischen Theaters, er strebte nach »Reduktion. Notwendigkeit. Sachlichkeit« (59), und konnte für diesen künstlerischen Ansatz durchaus Erfolge verbuchen, etwa 1934, als Bühnenspieler *Dantons Tod* unter seiner Regie herauskam. Der größte Erfolg seiner Karriere in Palästina war eine Inszenierung von Jaroslav Hašeks *Der brave Soldat Schwejk* (1935), die bis 1972 gezeigt wurde. Insgesamt setzte Lobe in den Jahren seiner Tätigkeit in Palästina 21 Theaterstücke am *Ohel* in Szene, in den Kritiken wurde er für deren Ge-

nauigkeit, Gründlichkeit und technische Perfektion gelobt. Darüber hinaus leitete er die Eröffnungsvorstellung der hebräischen Nationaloper 1948, fünf Inszenierungen für verschiedene Gruppierungen sowie eine Musiktheater-Aufführung. Und dennoch fasst Schirrmeister Lobes Tätigkeit folgendermaßen zusammen: ›Wirkung ohne Nachhall‹. Als Gründe für die Ignoranz bzw. die Marginalisierung von Lobes Arbeit von Seiten der Theatergeschichte und Theaterwissenschaft werden die Schwierigkeiten mit der bruchlosen Einordnung Lobes sowie seine Rückkehr nach Europa genannt.

Sehr interessant sind aufgrund ihrer zeithistorischen Thematik die im *Dritten Aufzug: Der Autor* analysierten Theatertexte Lobes, von denen sich einige (Texte bzw. Textteile von sechs Dramen) in israelischen Archiven finden. Unter dem Pseudonym Jan de Vriess gab er zwei Theaterstücke – *Der Schneider von Groningen* und *Seide und Brot* – ans *Ohel*, die er selbst erfolgreich inszenierte. 1949 jedoch wurde sein Pseudonym gelüftet, was einen Skandal und einen Diskurs über hebräische und ›fremde‹, da deutsche Kultur entfachte.

Die Jahre 1950–1958 stellt Schirrmeister im *Epilog* dar. Lobe ging mit seiner Familie nach Wien, sein Ziel war es, wieder in deutscher Sprache spielen und Regie führen zu können, was nach der Shoah in Palästina nicht möglich war. Das *Neue Theater in der Scala* in Wien war 1948 von engagierten Exilanten gegründet worden und hatte einen politisch und künstlerisch anspruchsvollen Spielplan, Lobe spielte hier in drei Produktionen und führte bei Molières *Der eingebildete Kranke* (1951) Regie. Nach der Schließung des

Theaters 1956 ging Lobe nach Berlin – ans *Deutsche Theater*, wo er vor seiner Exilzeit in Palästina aufgetreten war, hier wirkte er bis März 1958 in fünf Produktionen mit. Eine Regiearbeit in Stella Kadmons *Theater der Courage* in Wien konnte er nicht mehr zu Ende führen.

Im *Nachspiel*, *theoretisch* wird das Wirken Lobes in Hinblick auf transkulturelle Prozesse verortet, ferner werden weiterführende Fragestellungen formuliert, betreffend etwa den Einfluss der deutschsprachigen EmigrantInnen am hebräischen Theater sowie die Erfahrungen von Exil und Rückkehr. Zu diesen Themen ist im vorliegenden Buch sehr viel geleistet worden: Das Wirken und die Karriere eines Theatermannes, der zeit seines Lebens extremen Brüchen ausgesetzt war und dennoch seiner deutschen kulturellen Herkunft treu blieb, wird aufgearbeitet. Lobes Prägung vom deutschen Theater bestimmte seine Arbeit in Palästina und bereicherte einerseits das hebräische Theater in

ästhetischer und dramaturgischer Hinsicht, andererseits aber – so arbeitet Schirmmacher klar heraus – wurden der Karriere Lobes und der Anerkennung seines künstlerischen Schaffens durch die Beharrung auf dieser deutschen künstlerischen Herkunft enge Grenzen gesetzt.

In *Das Gastspiel*. *Friedrich Lobe und das hebräische Theater* wird die Karriere des Theatermanns Lobe erstmals vorgestellt, beleuchtet werden darüber hinaus die komplexen Rahmenbedingungen der einzelnen Stationen dieser Karriere. Ausgehend vom Diskurs um den problematischen »Exil«-Begriff deutscher Juden in Palästina wird Lobes Wirken und dessen Rezeption dargestellt und innerhalb der transkulturellen Prozesse der heterogenen und im Werden begriffenen hebräischen Theaterlandschaft der 1930er und 40er Jahr verortet.

Brigitte Dalinger

Literatur

Becker, Sabine (2009): »Weg ohne Rückkehr.« Zur Akkulturation deutschsprachiger Autoren im Exil. In: Wilhelm Haefs/Rolf Grimminger (Hg.): *Nationalsozialismus und Exil. 1933–1945*. München, S. 245–265.

Gesellschaft für interkulturelle Germanistik



Rundbrief 7.2 (2013)

ERNEST W.B. HESS-LÜTTICH

BERLIN, DEN 9. NOVEMBER 2013

Sehr verehrte Kolleginnen, sehr geehrte Kollegen, liebe Freunde in der GiG,

der heutige 9. November ist für historisch sensible Germanisten ein Tag des Erinnerns in vielerlei Hinsichten. Die einen verbinden den »Schicksalstag der Deutschen« mit dem Scheitern der Revolution von 1848 und dem Ende des Paulskirchenparlamentes, die anderen mit der »Novemberrevolution« von 1918 und Philipp Scheidemanns Ausrufung der deutschen Republik, die Dritten mit der Niederschlagung des Hitler-Aufstandes von 1923, wieder andere gedenken der jüdischen Opfer der faschistischen Progrome, nach denen der Holocaust seinen grausigen Lauf nahm. Und am 9. November 1989 fiel »die Mauer«, die unser Land so lange teilte.

Heute schreibe ich diesen Rundbrief freilich nicht, um die Mitglieder der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* (GiG) noch einmal an dieses Datum zu erinnern. Dessen bedarf es nicht. Vielmehr kann ich damit anknüpfen an meinen letzten Rundbrief vom 17. Juni (erschieden in der ZiG 4.1: 246–250), in dem ich bereits die Brücke zum 9. November zu schlagen versuchte, um die historischen Prämissen unseres politischen Handlungsrahmens in Erinnerung zu rufen. Zumindest für mich gehören die mit solchen Daten verbundenen Ereignisse zu den zentralen Triebfedern meines Engagements für die internationale und interkulturelle Verständigung als eines (auch) germanistischen Gegenstands.

Diesem gemeinsamen Gegenstand unseres wissenschaftlichen Interesses sind erneut auch die beiden jüngsten Bände unserer Buchreihe gewidmet, die die Mitglieder der GiG vor nicht langer Zeit (wie immer im Rahmen ihrer Mitgliedschaft kostenfrei) erhalten haben. Ich freue mich, dass es gelungen ist, wichtige Beiträge, die aus den Vorträgen zu den beiden Konferenzen der GiG in Kairo 2010 und in Bangkok 2011 hervorgegangen sind, in zwei gut geratenen Büchern zu versammeln.

Ihre Themen könnten aktueller nicht sein. In Kairo hatten wir uns am Vorabend des später so genannten Arabischen Frühlings eingefunden, um im wissenschaftlichen Diskurs, also möglichst frei von außerwissenschaftlichen Einschränkungen, über Rituale und Tabus zu sprechen. Die reichhaltigen Ergebnisse der Konferenz habe ich versucht, im Klappentext so kondensiert wie

möglich zusammenzufassen. Rituale und Tabus dienen in allen Gesellschaften zur Regulierung von sozialem Handeln, insofern sie Erwartungen über Ordnungsmuster und Verhaltensschemata festigen sowie Sanktionsmechanismen für regelwidriges und regelkonformes Verhalten bereitstellen. Die Regeln für Rituale und Tabus indes sind nicht immer leicht und allgemein zu formulieren, denn sie können nicht nur in hohem Maße von Kultur zu Kultur variieren, sondern auch innerhalb einer Gesellschaft gibt es hochgradig gruppen- und situationsspezifische Unterschiede. Insoweit Rituale und Tabus sprachlich sedimentiert und Gegenstand ästhetischer Modellierung sind, finden sie auch in den Textwissenschaften zunehmend Beachtung. Während Interaktionsrituale heute etablierter Gegenstand der Linguistik sind, bleibt die Untersuchung gerade von verbal manifestierten Tabus weiterhin Desiderat der Sprach- und Kulturwissenschaften im Allgemeinen sowie der interkulturellen Germanistik im Besonderen. Rituale als zugleich traditionsbildende und ordnungsschaffende routinisierte Handlungen und Tabus als zugleich selektiv wirkende und mit Sanktionen belegte Handlungen sind symptomatisch für spezifische kulturelle Identitäten und führen im Falle von unterschiedlicher kultureller Prägung zu einem besonders starken Fremdheitserleben. Lerner einer fremden Sprache sollten daher nicht nur für die Tabus der Eigen- und Fremdkultur sensibilisiert werden, sondern auch ein Arsenal an Reparaturmechanismen und Kompensationsstrategien an die Hand bekommen, um im Falle einer Tabuverletzung dem Abbruch der Kommunikation entgegensteuern zu können. Dies aber führt zu der Frage, welche sprachlichen Mittel eine Bewältigung bzw. im vorhinein eine Vermeidung von Tabus ermöglichen. Dazu kann auch die verständige Lektüre ihrer literarischen Problematisierung fruchtbar beitragen.

In Bangkok ging es unter dem Eindruck der aktuell anhaltenden (nicht nur) kultur- und textwissenschaftlichen Debatte über den *Spatial turn* um die (inter-)kulturelle Bestimmung des Raumes in Sprache, Literatur und Film. Die Debatte, so schrieben die Kongresspräsidentin Pornsan Watanangura und ich zur Einführung, sei in den literarästhetisch motivierten *Cultural Studies* zunächst dem Versuch entsprungen, die ›Postmoderne‹ von der ›Moderne‹ abzuheben: Diese sei dadurch gekennzeichnet, dass sie in Ordnungskategorien der Zeit denke, jene aber in solchen des Raumes. In den Literaturwissenschaften werde im Gefolge dieser Debatte die Wahrnehmung von Räumen (Orten, Landschaften usw.) inzwischen auch als Metapher für Denkfiguren, Schreibweisen, Sprachkontakte oder mediale Räume diskutiert. Auch in den Sprachwissenschaften sei die Untersuchung räumlicher Relationen und deren Niederschlag im sprachlichen Gebrauch (und in Zeigehandlungen) seit langem ein etabliertes Forschungsfeld. Beide Forschungsstränge konnten nun in diesem Band unter dem titelgebenden Stichwort *KulturRaum* für die Untersuchung interkultureller Sprach- und Literaturdiskurse fruchtbar gemacht werden, indem die Autoren literarische Modellierungen des Raumes, aber auch sprachliche Mittel zum Ausdruck räumlicher Relationen und die Visualisierung des Raumes in Kunst, Film und Neuen Medien zum Gegenstand ihrer Erörterungen machten.

Da nun in diesem Jahr gleich zwei Bände durch Druckkostenzuschüsse finanziert werden mussten, hat mich der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) gebeten, das Erscheinen des nun eigentlich ebenfalls anstehenden Buches, das aus der allen Teilnehmern in positiver Erinnerung gebliebenen Tagung in Kyoto hervorgehen wird, auf das Frühjahr des Folgejahres zu verschieben. Die redaktionellen Arbeiten an diesem Band zum Thema sind in Bern abgeschlossen, und wir hoffen, dass auch unter der neuen Leitung des Außenministeriums in Berlin die Unterstützung unserer Arbeit ungeschmälert bleibt, damit der Verlag die Drucklegung zügig vorantreiben kann.

In einer zusätzlichen Sonderanstrengung streben wir an, auch den im letzten Rundbrief bereits annoncierten Band über die *Gesellschaften in Bewegung*, in den etliche Beiträge zur gleichnamigen Konferenz in Johannesburg zu Beginn dieses Jahres einfließen werden, noch im Folgejahr 2014 herauszubringen.

Derweil laufen die Vorbereitungen für die nächste GiG-Tagung im irischen Limerick bereits auf vollen Touren. Die Resonanz auf unsere Einladung (ZiG 4.1: 251ff.), einen thematischen Vorschlag einzureichen, der dem Konferenzthema *Begegnungen in Transiträumen / Transitorische Begegnungen* zu subsumieren wäre, war so überwältigend, dass wir eine strikte Auswahl aus den Abstracts treffen mussten, um das Programm nicht ins Uferlose sich ausdehnen zu lassen. Das daraus entstandene Tagungsprogramm, das noch im laufenden Jahr versandt (sein) wird, wird in seiner Vielfalt wieder sehr attraktiv sein. Das gilt auch für das kulturelle Rahmenprogramm. In einem Zwischenbescheid zum Jahreswechsel werden wir (die beiden Organisatoren und ich) dazu aber sicher noch Genaueres mitteilen können. Die Tagungshomepage (s. ZiG 4.1: 248) orientiert über den jeweils aktuellen Stand der Vorbereitungen.

Unsere indischen Kolleginnen Meher Bhoot und Vibha Surana haben inzwischen mit der Vorbereitung einer GiG-Tagung begonnen, die in der 51. Woche des kommenden Jahres (15.-19. Dezember 2014) zum Thema *Komparative Ästhetiken* (Arbeitstitel) an der University of Mumbai stattfinden soll. Eine Einladung dazu wird ebenfalls in Kürze ergehen.

Soviel für heute. Herzliche Grüße aus Bern und Berlin im Wonnemonat November und alles Gute für einen besinnlichen Dezember.

Autorinnen und Autoren

Colin, Nicole, Prof. Dr., Duitsland Instituut Amsterdam, Prins Hendrikkade 189B; NL – 1011 TD Amsterdam; E-Mail: n.colin@uva.nl

Dalinger, Brigitte, Dr., Universität Wien, Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Hofburg, Batthyanystrasse, A – 1010 Wien; E-Mail: brigitte.dalinger@univie.ac.at

Defrance, Corine, Prof. Dr., Université de Paris 1 – Panthéon – Sorbonne, NRS, UMR 8138 IRICE, 1 rue Victor Cousin, F – 75005 Paris; E-Mail: corine.defrance@wanadoo.fr

Dörr, Volker, Prof. Dr., Universität Düsseldorf, Institut für Germanistik, Abt. II, Universitätsstr. 1, D – 40225 Düsseldorf; E-Mail: doerr@phil.hhu.de

Fischer, Gerrit, Dr., Westpreußenring 35, D – 66121 Saarbrücken; E-Mail: gerrit-fischer@hotmail.com

Garvert-Huijnen, Katharina, Duitsland Instituut Amsterdam, Prins Hendrikka-de 189b, NL – 1011 TD Amsterdam; E-Mail: a.m.k.garvert@uva.nl

Heimböckel, Dieter, Prof. Dr., Universität Luxemburg, Fakultät für Sprachwissenschaften und Literatur, Geisteswissenschaften, Kunst und Erziehungswissenschaften, Route de Diekirch, BP2, L – 7220 Walferdange; E-Mail: dieter.heimboeckel@uni.lu

Hess-Lüttich, Ernest W.B., Prof. Dr. Dr. Dr. hc., Universität Bern, Institut für Germanistik, Länggassstr. 49, CH – 3000 Bern 9; E-Mail: ernest.hess-luettich@germ.unibe.ch

Kiefer, Klaus H., Prof. (em.) Dr., Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Deutsche Philologie, Department I, Schellingstr. 3/RG3, D – 80799 München; E-Mail: khkiefer@germanistik.uni-muenchen.de

Koiran, Linda, Dr., Mines ParisTech, Département des Langues, 60 Boulevard Saint-Michel, F – 75006 Paris; E-Mail: linda.koiran@mines-paristech.fr

Langenohl, Andreas, Prof. Dr., Justus-Liebig-Universität Gießen, Institut für Soziologie, Karl-Glöckner-Str. 21E, D – 35394 Gießen; E-Mail: andreas.langenohl@sowi.uni-giessen.de

Mein, Georg, Prof. Dr., Universität Luxemburg, Fakultät für Sprachwissenschaften und Literatur, Geisteswissenschaften, Kunst und Erziehungswissenschaften, Route de Diekirch, BP2, L – 7220 Walferdange; E-Mail: georg.mein@uni.lu

Pfeil, Ulrich, Prof. Dr., Université de Lorraine – Metz, Ile du Saulcy, BP 80794, F – 57045 Metz cedex 1; E-Mail: ulrich.pfeil@orange.fr

Scheichl, Sigurd Paul, em. o. Univ.-Prof. Mag. Dr., Universität Innsbruck, Institut für Germanistik, Innrain 52, A–6020 Innsbruck; E-Mail: sigurd.p.scheichl@uibk.ac.at

Sieburg, Heinz, Prof. Dr., Universität Luxemburg, Fakultät für Sprachwissenschaften und Literatur, Geisteswissenschaften, Kunst und Erziehungswissenschaften, Route de Diekirch, BP2, L – 7220 Walferdange; E-Mail: heinz.sieburg@uni.lu

Tawada, Yoko, freie Schriftstellerin, Berlin

Umlauf, Joachim, Dr., Goethe-Institut Paris, 17 avenue d'Iéna, F – 75116 Paris; E-Mail: Joachim.Umlauf@Paris.goethe.org

Hinweise für Autorinnen und Autoren

Die *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik (ZiG)* ist ein *Peer-reviewed-Journal*. Das heißt, dass alle Beiträge in anonymisierter Form von mindestens zwei Gutachtern gelesen und beurteilt werden.

Hinweise zur Einrichtung der Beiträge sind *online* unter www.zig-online.de zu finden.

Zeitschrift für interkulturelle Germanistik



DIETER HEIMBÖCKEL,
ERNEST W.B. HESS-LÜTTICH,
GEORG MEIN, HEINZ SIEBURG (Hg.)
Zeitschrift für interkulturelle Germanistik
I. Jahrgang, 2010, Heft 2

2010, 156 Seiten, kart., 12,80 €,
ISBN 978-3-8376-1574-6



DIETER HEIMBÖCKEL,
ERNEST W.B. HESS-LÜTTICH,
GEORG MEIN, HEINZ SIEBURG (Hg.)
Zeitschrift für interkulturelle Germanistik
I. Jahrgang, 2010, Heft 1

2010, 172 Seiten, kart., 12,80 €,
ISBN 978-3-8376-1391-9



DIETER HEIMBÖCKEL,
ERNEST W.B. HESS-LÜTTICH,
GEORG MEIN, HEINZ SIEBURG (Hg.)
Zeitschrift für interkulturelle Germanistik
5. Jahrgang, 2014, Heft 1

April 2014, ca. 200 Seiten, kart., 12,80 €,
ISBN 978-3-8376-2690-2

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Zeitschrift für interkulturelle Germanistik



DIETER HEIMBÖCKEL,
ERNEST W.B. HESS-LÜTTICH,
GEORG MEIN, HEINZ SIEBURG (Hg.)
Zeitschrift für interkulturelle Germanistik
4. Jahrgang, 2013, Heft 1

August 2013, 264 Seiten, kart., 12,80 €,
ISBN 978-3-8376-2360-4



DIETER HEIMBÖCKEL,
ERNEST W.B. HESS-LÜTTICH,
GEORG MEIN, HEINZ SIEBURG (Hg.)
Zeitschrift für interkulturelle Germanistik
3. Jahrgang, 2012, Heft 2

2012, 208 Seiten, kart., 12,80 €,
ISBN 978-3-8376-2087-0



DIETER HEIMBÖCKEL,
ERNEST W.B. HESS-LÜTTICH,
GEORG MEIN, HEINZ SIEBURG (Hg.)
Zeitschrift für interkulturelle Germanistik
3. Jahrgang, 2012, Heft 1

2012, 240 Seiten, kart., 12,80 €,
ISBN 978-3-8376-2024-5

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**